DOMIZLAFF
NACHDENKLICHE
WANDERSCHAFT

HANS DOMIZLAFF

NACHDENKLICHE WANDERSCHAFT

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE

HANS DOMIZLAFF

NACHDENKLICHE WANDERSCHAFT

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE BAND I

BEI HANS DULK IN HAMBURG 1950

Copyright 1950 bei Hans Dulk in Hamburg
Satz und Druck: Friedrich Pustet Regensburg, Graphischer Großbetrieb

Meinem Sohn

SVANTE

zugeeignet

INHALT

	Seite
Rechtfertigung	9
Väterlicherseits-Mütterlicherseits	13
Dämmerung	35
Enttäuschungen	44
Totenstille	50
Ein Pädagoge	70
Vom Senfkorn	77
Der Meister	88
Wandern	108
Segeln	124
Reisen	137
Die Kleinstadt	152
Bohème	178
In England	201
Spanische Nächte	215
Intermezzo	245
Heimkehr	247
Die Entdeckung des Ich	261
Woyzeck	276
Ein Bohémien	287
Originale	295
Kartoffelsalat	323
Der Spiegelmensch	337
Musik	367
Eine Symphonie	389
Eine dunkle Nacht	403
Eine musikalische Entdeckung	416
Die Wandlung	421

RECHTFERTIGUNG

Nichts in der Welt läßt sich mit der Gelöstheit vergleichen, deren man sich bei einem beschaulichen Zusammensein im zweckgeformten Raum einer Schiffsmesse genießerisch bewußt wird, wenn die See von draußen her geräuschvoll den Grundton der Stimmung angibt. Nirgends ist auch der wortkarge Mann so aufgeschlossen, sobald der vom Tabakrauch belebte Lichtkegel einer Kajütlampe die Groggläser auf dem Schlingertisch zum Funkeln bringt. Die Romantik der weltweiten Seefahrt enthält einen Zauber, der alle politischen, sozialen und sonstigen Unterschiede vergessen läßt, mit denen sich die Menschen an Land gruppenweise abzusondern pflegen. Und dann geht es ans Erzählen.

Man hat Zeit, sehr viel Zeit, und deshalb findet jeder Erzähler aufmerksame und geduldige Zuhörer. Früher habe ich selbst mit leidenschaftlicher Hingabe den Berichten berühmter Fahrensleute gelauscht, wenn der alte Admiral Begas, mein guter Freund mit dem Spitznamen Onkel Alo, die geschichtlichen Figuren der kaiserlichen Zeit lebendig werden ließ, wenn Kapitän Kircheiss mit seinen unzähligen Abenteuern die Tafelrunde in Spannung brachte, und viele andere Gäste plötzlich ihre sonst geübte Schweigsamkeit aufgaben, um Bekenntnisse zum Ausdruck zu bringen, über deren Resonanzkraft sie selbst sich am meisten wunderten.

Wie oft haben wir an Bord meiner beiden Jachten Dirk II und III irgendwo auf See den Wachwechsel mit einem nächtlichen Klönschnack abgewartet. Oder wir lagen bei schlechtem Wetter vor Anker, um den Segelsport nicht in unnötige Plackerei ausarten zu lassen. Die Stunden glitten dahin, verspürbar nur durch das halbstündige Glasen. Mit dem

wundervollen Gefühl der Geborgenheit hörte man den Wind im Tauwerk summen, die Ankerkette leise klicken, die Blöcke knarren und die ewige See ihre elementare Gegenwart verkünden.

Bei solchen Gelegenheiten wollte Onkel Alo meinen Anteil an Erzählungen auf alle Möglichkeiten autobiographisch erweitert wissen. Mit der Forderung thematisch zugeschnittener Einzelbeschreibungen des Lebenslaufes ergaben sich Bruchstücke einer Zeitentwicklung, die im Lichtkegel der Kajütlampe als unterhaltsam bezeichnet wurden.

Anfangs sträubte ich mich gegen ein Hinausgehen über segelsportliche Motive, deren Vorrang ja schließlich die Gemeinschaft an Bord veranlaßt hatte. Aber der alte Admiral ließ nicht locker: „Das ist ganz egal, du hast genug von der Welt gesehen und erlebt. Am einfachsten fängst du bei Adam und Eva an und berichtest von deinen Vorfahren, von deiner Jugend, von deiner Studienzeit und deinem späteren Werdegang. Alles schön nacheinander, denn wir haben hoffentlich noch viele Jahre Zeit zum Zuhören, und die Wachen sind lang."

Im Verlauf der späteren Zeit mahnte mich mein Freund immer dringlicher, mit einer Niederschrift der skizzenhaften Wortmalereien die beiden Segelbücher Dirk II und III fortzusetzen, wenngleich die Stimmung hierfür allzu ungünstig war. Die wachsende Überheblichkeit der politischen Problematik zerstörte die Anknüpfungspunkte, und schließlich starb Onkel Alo kurz vor Beginn des zweiten Weltkrieges.

Mit der Segelei war es für viele Jahre vorbei. Als ich während der Kriegsjahre vereinsamt in der Studierstube meines Heidehofes saß und aus dem Fenster auf die melancholische Landschaft blickte, fühlte ich mich in der sturmbewegten Zeit ganz ähnlich dankbar geborgen, wie so oft in der Messe meiner Jacht. Die Segelkameraden waren längst alle außer Sicht getrieben. Auf mühsamen Kreuz-

kursen suchte ich mich hoch am Wind zu halten, um nicht durch mutlose Nachgiebigkeit gegen Wind und See jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgeben zu müssen.

In dem harten Wetter, das seit 1933 über Deutschland wehte, brauchte man zur Einhaltung des Generalkurses sehr gute Sturmsegel und sehr viel seglerisches Geschick. Es war zwar nicht möglich, recht gegenan zu gehen – wie es auf See und im Leben niemals möglich ist, sondern nur von Theoretikern sinnloserweise ausgedacht wird – aber mit Kreuzkursen kommt man bei genügender Beharrlichkeit trotz aller Gegenwinde immer zum Ziel, und manchmal muß man eben fünf Strich am Wind beidrehen, bis eine Atempause eintritt und langsam die Fahrt über Grund wieder aufgenommen werden kann.

Der Hauptteil der Fragmente wurde im Jahre 1942 geschrieben und später unverändert übernommen. Damals dachte ich die Sammlung abschließen zu sollen, aber die vielen neuen Ereignisse, die eine Beleuchtung durch die Kajütlampe verdienen, lassen auch heute noch nicht erkennen, wo nun eigentlich das symphonische Ende sich von selbst einstellt.

Während der Niederschrift wurde ich mir einer eigentümlichen Mission bewußt. Ich gehöre dem vielleicht letzten Jahrgang an, der die Anschauungsweise der Zeit vor 1914 mit aller Selbstverständlichkeit hatte aufnehmen können. Dazu war ich auch nach dem ersten Weltkrieg noch jung genug, um mich mit dem erwachenden neuen Lebensstil zu identifizieren und dem Umbruch 1933 eine feste Überzeugung entgegenzusetzen. Diese hellhörige Zwischenstellung nehmen meines Erachtens nur die Geburtsjahre von etwa 1890 bis 1892 ein. In Anbetracht der frühen Ausentwicklung des stilverpflichteten Menschen haben ältere Leute in der ersten Nachkriegszeit nicht mehr die totale und schicksalsdringliche Wandlung verspürt, so daß sie außerhalb der

künstlerisch-wissenschaftlichen Disziplinen keinen richtigen Instinkt und damit keine Kompaßsicherheit für die neuen Kurse gewannen.

Jüngere Leute entbehren zwangsläufig der erlebten Maßstäbe aus der alten Zeit, denn der Höhepunkt der geistigen Freiheit, den das 19. Jahrhundert mit seiner unermeßlichen Raumweite gebracht hatte, ist längst wieder verlorengegangen, und er kann der heutigen Jugend nur mühsam an literarischen Beispielen verständlich gemacht werden. Schon jetzt glauben viele Kritiker irrtümlich, die feudale Erstarrung sei das Hauptzeichen der kaiserlichen Zeit gewesen, während es sich in Wirklichkeit um einen grandiosen Durchbruch des Schöpferischen handelte.

Zum richtigen Verständnis bedürfen wir über das Wortwörtliche hinaus einer Schwingungsfähigkeit der Ausdrucksmittel, die eine Konsonanz beider Anschauungsbereiche gestattet, und deshalb hat wahrscheinlich meine Zwischengeneration die Aufgabe zu übernehmen, die Werte einer vom Untergang bedrohten Tradition mit den suggestiven Kräften eines Augenzeugen in die neue Generation hinüberzuretten und sie dabei unwillkürlich dem eigenen inneren Wandel so anzupassen, daß sie auch für die Nachfahren begreiflich werden.

Das ist eine sehr wichtige Aufgabe, mit der ich den Schritt begründen möchte, der mich aus dem privaten Bezirk der Messerunde in eine breite Öffentlichkeit führt.

Hans Domizlaff
Heidehof Bronckhorst
Egestorf im Lüneburgischen
1949

Die ungeheure Entwicklung des individuellen Denkens im 19. Jahrhundert, die in den politischen Denkschablonen der Massenpsychosen des 20. Jahrhunderts wieder verlorenzugehen droht, war der Blütentraum eines weit zurückreichenden Wurzelwerkes. Einesteils erwuchs sie aus dem fundamentalen kulturellen Erbe Griechenlands, dessen Verwaltung Deutschland vor allen anderen Völkern Europas übernommen hatte. Zum anderen verdankten wir sie der reformatorischen Revolution, die das mittelalterliche Mauerwerk zerbrach und den Propheten eines selbstverantwortlichen höheren Menschentums breite Wege öffnete.

Wenn man von den unglücklichen politischen Leidenschaften absieht, die den deutschen Lebensraum zum Tummelplatz dynastischer Sonderinteressen, demagogischer Experimente und dilettantischer Weltverbesserungen erniedrigte – ein Schicksal, das uns für die Ewigkeit vorgezeichnet zu sein scheint – so kann sich kein zweites Land der Gegenwart einer gleich hohen Tradition des schöpferischen Erkenntnisvermögens rühmen wie das deutsche Sprachgebiet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Deutschland in dem Jahrtausend seiner Geschichte bei allem Ringen um eine politische Gestaltung versagt hat, aber vielleicht entsprach es gerade seiner wahren Berufung, niemals Selbstzweck zu werden, sondern mit einem mächtigen Strom von Ideen und ideellen Anschauungen das ganze Abendland zu befruchten. Deutschland und der politische Begriff des deutschen Reiches sind niemals identisch gewesen. Wie dem auch sei, im Augenblick sieht es so aus, als ob die individuellen Verbindungen mit der Vergangenheit gelöst wären. Damit erlischt das

Gefühl für ein Erwachsensein aus Familie und Heimat, und die Gefahr entsteht, daß sich die Menschheit in eine farblose Masse umwandelt, die den Einzelpersönlichkeiten kein Bewußtsein einer verpflichtenden Herkunft gestattet.

Die meisten Menschen werden zukünftig kaum noch Familienurkunden kennen, und alles, was gedanklich in Richtung der Vergangenheit über ihre Väter hinausgeht, versinkt in der summarischen Erinnerung an eine alttestamentarische Schicksalhaftigkeit. Das trifft nicht allein auf Ostdeutschland, sondern auch auf die von den Westmächten besetzten Gebiete zu, die außer der Zerstörung ihrer Archive, Bibliotheken, Grundbesitzrechte und Kulturgüter in hohem Maße eine geisttötende Beschränkung auf den materiellen Daseinskampf mit allen demoralisierenden Umwertungen erlitten haben. –

Das erste Vorkommen meines Namens liegt weit zurück. Um 700 herum wird ein Domaslav in Verbindung mit der sagenhaften Fürstin Libussa genannt, die das böhmische Königsgeschlecht der Premysliden und die Stadt Prag begründete. Wenn man den Legenden trauen darf, dann wollte der Wladike (auf deutsch: Herr) Domaslav die Fürstin Libussa heiraten. Er hatte jedoch kein Glück, wie der Dichter Grillparzer in einem historischen Drama darstellte.

Das zweite Mal kommt der Name im 10. Jahrhundert vor. Damals lebte ein Fürst Tomislaw in Kroatien, der sich 926 zum König seines Landes krönen ließ und auch vom Papst anerkannt wurde. In Agram steht ein prächtiges Denkmal von ihm, denn die Kroaten verehren ihn als Gründer ihres Königreiches.

Jugoslawien feierte 1926 den tausendjährigen Erinnerungstag. Aus diesem Anlaß erschien der Name Tomislaw auf den Jubiläumsmarken, wovon mich zahlreiche Freunde, die davon ebenso überrascht waren wie ich selbst, wortwörtlich postalisch in Kenntnis setzten. Als sich Kroatien 1941 einen

neuen König vorschlagen ließ, war für ihn der Name Tomislaw II vorgesehen.

Mein Vater war stets der Meinung, daß unsere Familie von den Kroaten abstamme, denn merkwürdigerweise hatte sich dieser Glaube, wenn auch etwas unklar, in der Familientradition erhalten, ohne daß man früher von der geschichtlichen Figur eines Königs unseres Namens etwas wußte.

Gemäß der vielfach nachgewiesenen Sippenwanderung von Südosten nach Norden erscheint der Name Domizlaw mit verschiedenen Familienmitgliedern zum dritten Mal an der Ostsee, d. h. in Stettin, Kamin, auf Rügen und unter den Jomsvikingern.

Das Familienoberhaupt war Pan von Stettin, und was die Chroniken über ihn berichten, ist wirklich ein unterhaltsamer Abschnitt der pommerschen Frühgeschichte. Er muß ein verwegener Wikinger gewesen sein, denn seine Raubfahrten waren – soweit die Berichte der Mönche zuverlässig sind – weitreichend und abenteuerlich.

Seine beiden Söhne Tepitz und Borante wurden am 25. Oktober 1124 als die ersten Christen Stettins von Bischof Otto von Bamberg unter sehr dramatischen Umständen getauft. Domizlaw selbst, der dabei abwesend war – er befand sich auf Wikingerfahrt –, wehrte sich nach seiner Rückkehr energisch gegen die Neuerungen, zumal ihn der Besitz des Triglaw-Tempels und der drei festen Berge der Stadt zur Verteidigung des alten Glaubens verpflichteten. (Die Verehrung des Triglaw in Stettin ist übrigens in diesem engen Zusammenhang mit unserem Familiennamen auffallend, denn sie kommt in der Geschichte sonst nur noch im Bereich des Königs Tomislaw von Kroatien vor.)

Schließlich gab Domizlaw nach, und damit verlor die Person und der Name langsam an Bedeutung. Einer der beiden Söhne soll mit seinem Onkel Herzog Ratibor die berühmte

Wikingerfahrt nach Konghella in Norwegen 1134–35 mitgemacht haben.

Erst die mutmaßlichen Enkel des alten Domizlaw werden wieder urkundlich genannt, und von hier an läßt sich eine lückenlose Reihenfolge der Nachfahren bis heute aufstellen. Allerdings gibt es in der frühen Zeit immer noch einige Unverbürgtheiten, aber es besteht wenigstens eine große Wahrscheinlichkeit des unmittelbaren Zusammenhanges.

Domizlaw von Stettin ist der einzige bekannte Seefahrer in der väterlichen Familiengeschichte; dagegen ist das theologische Interesse beständig geblieben. Die Domizlaw zählten in der slawischen Welt zu den angesehenen Tempelwächtern und dann waren sie die ersten Christen geworden – auf einem Glasfenster der Jacobikirche in Stettin befand sich eine Darstellung der Taufe. – Schließlich gehörten sie zu den ersten Protestanten ihrer Heimat.

Damals wohnten sie in der Stadt Greifenberg, die ein Domizlaw im 13. Jahrhundert mitbegründet hatte. Im 14. Jahrhundert wandelte sich der Name Domizlaw zu Dummetzlaff, Dubetzlaff, Dumslawe und Dumslaff. Mein Vorfahr Laurentius Domslaff war der Schwager des Ratsmannes Gerd Bugenhagen, dessen Sohn Johann Bugenhagen sich für Luther entschied und zum Reformator Norddeutschlands wurde. Anscheinend ließ sich die Familie Domslaff sehr frühzeitig durch Bugenhagen bekehren, denn sie mußte wegen ihres Glaubenswechsels aus Greifenberg fliehen und siedelte sich in Treptow a. d. Rega an. Das dort gegründete friedliche Dasein als Handwerker setzte sich bis in die neuere Zeit fort, und erst die Generation meines Urgroßvaters begann sozial aus ihrer kleinbürgerlichen Umgebung herauszuwachsen. Sie nahmen auch wieder die ursprünglichere Schreibweise des Namens Domizlaff an.

Mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater haben alle drei ihren Lebensraum sehr eigenwillig ausgefüllt. Vor

allem mein Vater, der im Weltkrieg 1914–18 als Mitglied des großen Generalstabes und Chef des deutschen Feldpostwesens bekannt wurde.

Mein Großvater Julius Domizlaff mußte sich aus sehr bescheidenen Verhältnissen heraufarbeiten. Er entstammt der sehr kinderreichen Familie eines Lehrers und Kantors der kleinen pommerschen Stadt Schievelbein. Nach der Einverleibung des Königreichs Hannover wurde er 1866 Postdirektor von Celle, und in dieser damals überaus schwierigen Stellung soll er den welfischen Haß gegen alle preußischen Beamten so erfolgreich durch seine Rechtschaffenheit besiegt haben, daß Bismarck auf ihn aufmerksam wurde und ihn durch ein noch erhaltenes Handschreiben dem Generalpostmeister Stephan empfahl. Demzufolge ernannte ihn Stephan später zum Postdirektor von Hannover.

Es war eine Zeit, die noch Raum für richtige Originale hatte, und zweifellos konnte mein Großvater, dessen ich mich noch sehr gut erinnere, Anspruch erheben, auch dazu gezählt zu werden. Ein Besuch in seinem Büro war keine einfache Sache, denn er verschmähte – ebenso wie mein Vater – den Gebrauch von Streusand oder Löschpapier, und die unterschriebenen Akten mußten zum Trocknen auf Tischen, Stühlen, Sofa und schließlich bis in die Vorzimmer hinaus auf dem Fußboden ausgelegt werden, so daß sich der Bürodiener nur noch hüpfend bewegen konnte. Im Vertrauen auf seine Beamten las er grundsätzlich kein Blatt Papier, das er unterschrieb, so daß man ihn einmal bei einem Frühschoppen mit einer von ihm selbst bestätigten formgerechten Entlassungsurkunde verulkte.

Eine lokale Berühmtheit erlangte er als Skatspieler, und viele der bekannten Redensarten: Aus jedem Dorf ein Hund, oder: Auf die Dörfer gehen usw. wurden auf ihn zurückgeführt. Für mich war er vorbildlich als Vertreter eines alten Preußentums, wie es leider in der Überheblichkeit der Wil-

helminischen Glanzzeit entartete. Die unbedingte kompromißlose Rechtlichkeit blieb bei den preußischen Beamten bis über den ersten Weltkrieg hinaus erhalten, aber die damit verbundene Freundlichkeit, der feine Humor, die Unaufdringlichkeit und die Selbstgenügsamkeit im Bewußtsein einer göttlichen Ordnung gingen verloren. In dem festumrissenen Kreis gab es kein Mißtrauen, keine Zweifel an der moralischen Zuverlässigkeit des Nächsten, und daraus ergaben sich eine Selbstsicherheit und eine Geruhsamkeit, die mir in der Erinnerung paradiesisch vorkommt. Die Arbeit lief wie am Schnürchen, obwohl dauernd neue Ideen in die Tat umgesetzt wurden und damit die Basis für einen Aufstieg entstand, der vor 1914 das Deutsche Reich zum reichsten und innerlich gesündesten Staat der Erde werden ließ.

Die Überzeugung von der Unentrinnbarkeit und zugleich der Unzerstörbarkeit der moralischen Grundfesten des Lebens war so stark, daß in allen übrigen Gebieten eine erstaunliche Auflockerung der Meinungen möglich war. Die geistige Freiheit des 19. Jahrhunderts kann man nur begreifen, wenn man die persönliche Anständigkeit als selbstverständliche Allgemeinverpflichtung der bürgerlichen Kreise betrachtet und daraus ein ritterliches Verhalten ableitet, das höher als alle Erfüllung konventioneller Forderungen bewertet wurde. So konnte es geschehen, daß trotz der politischen Leidenschaften wenige Jahre nach ihrer Eroberung die welfische Stadt Celle dem ersten preußischen Beamten, der ihr aufgezwungen war, eine ungetrübte große Abschiedsfeier gab und sich in einer Dankadresse nach Berlin zu dieser persönlichen Sympathiekundgebung bekannte.

Von den weltanschaulichen Ermahnungen, die mir mein Großvater gab und deren Sinn er uns vorgelebt hatte, konnte ich erst viel später aus der Erinnerung profitieren. Dagegen ist mir eine kleine Nebensächlichkeit frühzeitig in das Bewußtsein eingedrungen. Er mußte zum Beginn seiner Lauf-

bahn die Tage mit Arbeit und die Nächte mit einem Studium ausfüllen, das ihn mehrere Stufen der Beamtenhierarchie überspringen ließ. Daraus verblieb ihm das Leiden der Schlaflosigkeit, und so predigte er mir als Kind immer und immer wieder: „Lerne ausgiebig schlafen, übe es richtig und erziehe dich dazu, damit du bei der ohnehin geringeren Schlafbedürftigkeit des Alters das Gespenst der Schlaflosigkeit zu bannen vermagst!"

Erschreckt durch seine drastischen Beschreibungen des Übels, das ich naturgemäß nicht begriff, habe ich seinen Rat gewissenhaft befolgt und auch bei den wildesten Ausnahmen studentischen Übermuts stets die verlorenen Stunden nachzuholen versucht. Tatsächlich fand ich darin eine außerordentlich wichtige Reserve, und bis zum heutigen Tage erfreue ich mich eines so gesunden Schlafes, daß ich sogar in den widerlichen Verhältnissen des Gefängnisses niemals die stärkende Ruhe des traumlosen Schlafes zu entbehren brauchte.

Eine andere Eigenschaft, die er auf mich vererbte, war verhängnisvoller: das auch mit Gründen der Vernunft nicht ausrottbare Gefühl der moralischen Unterworfenheit unter eine Gemeinschaftsverpflichtung, gleich als ob jede Obrigkeit göttlichen Ursprungs sei. Das Bedürfnis der Einordnung war bei mir wie bei meinem Großvater so stark, daß ich den chaotischen Zustand eines hemmungslosen Individualismus auch dann unerträglich empfand, wenn es mir persönlich wirtschaftlich dabei besonders gut ging. Im 19. Jahrhundert konnte man sich deshalb so vorbehaltlos für geistige Ideen einsetzen, weil man sich eben durch die staatliche Ordnung von vielen Problemen gänzlich entlastet fühlte. Vergeblich schalt ich mich selbst eine Sklavennatur, und sicherlich betrachtete ich alle totalitären Ansprüche eines zum Selbstzweck gewordenen Staates als mörderisch; aber wie schön war die Zeit, als der preußische Beamte den Stil der Anstän-

digkeit als Basis des Staates repräsentierte und mit dem Glauben an ein Emblem mutig genug war, den Untertanen die geistig größte Freiheit zu schenken, die die Geschichte zweier Jahrtausende kannte. Die Autorität der preußischen Beamten ist heute verblaßt, und an ihre Stelle trat das Regiment der Massenpsyche, die keine wirkliche geistige Freiheit duldet, auch wenn sie dies vorgibt.

Der Schwiegervater meines Großvaters war der Kreisgerichtsrat Lorsbach in Werl (Westfalen), dessen Vater in den Werken Goethes ein Denkmal fand. Der letztere war ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Jena, und Goethe hat bei ihm oft sprachwissenschaftliche Belehrungen – besonders während seiner Arbeit am west-östlichen Diwan – gefunden, worüber menschlich berührende Briefe Zeugnis ablegen. Goethe pflegte seine Zuschriften an den „Weisen von Jena" zu adressieren, und gelegentlich bat er um Nachsicht wegen der törichten Fragen, die er manchmal an ihn gerichtet hätte. Das war im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, und Goethe war Minister!

Hin und wieder besuchte der Dichter das Haus meines Urgroßvaters, um dort das Weihnachtsfest zu erleben. Dabei kam es einmal zu einer richtigen kleinen Geschichte, die erzählenswert ist.

Es war im Jahre 1814. Der Engländer S. J. Kollar berichtete darüber folgendermaßen:

„In Deutschland herrscht die Sitte, daß am Weihnachtsabend die Eltern den Kindern einen mit Bändern, Kerzen, Obst geschmückten Baum beschaffen. Einst war auch Goethe am Weihnachtsabend zu dieser Familienfeier bei Professor Lorsbach geladen, welcher (außer 2 Söhnen) eine einzige, schon erwachsene Tochter hatte und für diese im Nebenzimmer einen solchen schönen Weihnachtsbaum mit Äpfeln und anderen Geschenken vorbereitet hielt. In

einem anderen Zimmer wurde indessen musiziert, gesungen, Karten gespielt, mit Goethe gesprochen; aber dabei stahlen sich zwei schelmische Kumpanen durch eine andere Tür in das verschlossene Nebenzimmer, beraubten den Baum aller seiner Äpfel und Nüsse und kehrten, als wäre nichts geschehen, in die Gesellschaft zurück. Schlag 7 kam der Vater, die Tochter an seiner Seite führend, öffnete die Türe und lud die Gesellschaft zum Eintreten in jenes Zimmer mit dem Weihnachtsbaum ein. Wir stutzten und erstarrten, alle, da der Baum kahl und leer mitten im Zimmer stand. Goethe blieb vor dem Baum mit auf der Brust verschränkten Händen sinnend stehen, und die ganze Gesellschaft wurde still und wartete, was Goethe dazu sagen würde. Der aber öffnete die Lippen und rief mit scherzhaft pathetischer Stimme:

Eva, verziehen sei Dir! Es haben ja Söhne der Weisheit
Rein geplündert den Baum, welchen der Vater gepflanzt.

Freudiges Händeklatschen, Lachen und Scherze ertönten allseits bei diesen witzigen Versen und verschönerten den ganzen Abend bis in die späte Nacht."

Einer der bösen Buben war mein Urgroßvater, der sich rühmen konnte, von Goethe öfter zu Pferde mitgenommen worden zu sein.

Zu den Vorfahren meiner Großmutter Lorsbach gehörten viele Theologen, Künstler und Gelehrte, darunter die Schenck, Dilthey, Achenbach usw., dazu der Hamburger Professor Dr. Henricus Moller aus dem Geschlecht der Moller vom Hirsch, deren Verbindung mit Hamburg bis in das 13. Jahrhundert reicht.

Diese Familie stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Melanchthon, und deshalb wurde Moller am 12. April 1546 mit 16 Jahren Student, Schüler und Tischgast bei Melanchthon an der Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren.

Luther war kurz vorher, am 18. Februar 1546, gestorben, und Melanchthon lenkte als Haupt des Lehrbetriebes in eine von Luther mehr und mehr abweichende Richtung, den sogenannten Kryptokalvinismus, der vermittelnd und versöhnend die reformatorischen Ideen der Zeit verbinden sollte.

Moller kam auch nach Beendigung seines Studiums wiederholt in die Stadt Wittenberg zurück, wo er endlich auf Veranlassung von Melanchthon Professor und mehrfach Rektor der Universität wurde.

Die neue theologische Richtung wurde ihm zum Verhängnis. Die Streitigkeiten brachten ihn bei den echten Lutheranern in Verruf und demzufolge in das Gefängnis der Pleissenburg bei Leipzig. Still und der Welt abgekehrt starb er 1589 in seiner Vaterstadt Hamburg.

Auch er bewies ein tief innerliches Interesse an weltanschaulichen Problemen, das in der Familiengeschichte immer wieder auftaucht.

An der Westküste Schleswig-Holsteins, wo der Seewind über die Halligen weht und die Deiche des Festlandes trifft, liegt Eiderstedt, das Land meiner mütterlichen Vorfahren.

Es ist eine eigenartige Gegend, flach wie ein Tisch, über dem sich der Himmel als die einzige Augenweide in einer fast ebenso unverdeckten Halbkugel wölbt wie auf hoher See. Bis tief hinein in das Land bleibt sogar der Bauer mit der See stets gedanklich verbunden, denn die Sorge um die Deiche und das Steigen des Wasserstandes in den Prielen lassen Flut und Springflut überall bewußt werden.

Die Abwesenheit von Höhenunterschieden prägt sich auch in der sozialen Struktur aus. Es gibt keinen Adel, kein Klassenbewußtsein, sondern nur ein persönliches Ansehen. Die „Nichtbesitzenden" mögen zwar mit den Handwerkern und den Geestbauern nicht zu den Eingesessenen rechnen, dagegen rekrutieren sich die Hilfskräfte, die man anderenorts zum dienenden Stand der Knechte zählt, meist aus

den Bauernsöhnen, so daß es auf den Bänken in den Wirtsstuben hierin keine Rangordnung gibt.

Die Marschwirtschaft bedarf sowieso kaum vieler Hilfskräfte. Der Marschbauer sitzt eigenbrödlerisch auf seinem Hof, um im Frühjahr Vieh einzukaufen und auf der Marsch grasen zu lassen. Im Herbst wird das Vieh restlos wieder verkauft. Die meist sehr erhebliche Gewichtsdifferenz ist der Gewinn. Die Marsch ist die wertvollste Weide, die vorstellbar ist.

Außer dem Wohnhaus findet man auf den einsamen Warften inmitten der grünen See von Marschwiesen wenig Stallungen oder sonstige landwirtschaftliche Einrichtungen. Die eigentliche Arbeit beschränkt sich auf das Sauberhalten der Priele, die zur Entwässerung und zur Unterteilung der Wiesen dienen, und auf das anfängliche Beobachten des grasenden Viehs, um etwaige Blähungen mit dem Trokar durch einen Pansenstich zu beseitigen und das Milchen der Kühe durch Abbinden des Euters zu verhindern. Daraus ersieht man den geringen Bedarf an Arbeitskräften, vor allem im Vergleich mit gleich großen und erheblich weniger einträglichen Höfen auf der Geest.

Im Winter gibt es kaum etwas zu tun. Diese Jahreszeit verbrachte der reiche Marschbauer vielfach auf Reisen an der Riviera, in Süditalien oder – besonders im vergangenen Jahrhundert – in Paris.

Wenn er zu Hause bleibt, dann trinkt er seinen schweren Kaffeepunsch und zankt sich mit seinen Verwandten und Nachbarn herum. Das Letztere ist beinahe die Hauptsache. Nur im Widerstand gegen Eindringlinge sind sie einmütig. Das Leben ist geradezu trostlos unromantisch. Die Leute von der Westküste haben einen erbarmungslosen Wirklichkeitssinn, und der Besitz an Geld und Gut spielt, wie überall in bäuerlichen Kreisen, eine wichtigere Rolle als die Lebensform.

So hat es unter den Eiderstedtern viele kühne Seefahrer und Krieger gegeben, sobald sich eine nützliche Eroberungsmöglichkeit herausstellte. Ich weiß aber nichts von Dichtern, Schriftstellern, Malern, Schauspielern oder sonstigen Künstlern, denen die echten Musen über den unvermeidlichen Nachahmungstrieb spießbürgerlicher Ideeninfektionen hinaus gnädig gewesen sein mögen. Nur einen Philosophen gab es im dortigen Kreis meiner Vorfahren: Tetens, und dieser Geist wiederholte sich in meinem Großonkel, dem Soziologen Ferdinand Tönnies.

Die Natur entschädigt immer mit Gegensätzlichkeiten, und so zeigen die Leute an der Westküste ein auffallendes Bildungsbestreben und ein erstaunlich selbständiges Denkvermögen. Häufig sah man dort Leute im blauen Arbeitskittel über die Marsch gehen und für das Vieh sorgen, die ihr Abitur gemacht, Jura oder sonstige praktische Wissenschaften studiert hatten und zu gegebener Zeit nach Haus zurückgekehrt waren, um ihren eigentlichen Beruf als Bauer anzutreten.

Viele Sommergäste, die in das Land zu Besuch kamen und Gelegenheit hatten, sich mit den – allerdings im allgemeinen sehr zurückhaltenden – Bauern zu unterhalten, mögen über die gewählte Ausdrucksweise und den Wissensbesitz der vermeintlichen Landarbeiter erstaunt gewesen sein. Vor allem konnten sie feststellen, daß kein Titel, kein Beruf und wohl überhaupt keine Auszeichnung der menschlichen Gemeinschaft Eindruck machen konnte. Die Unabhängigkeit und Einsamkeit der Höfe hat die Marschbauern zu starken Individualisten ausgeprägt.

Von den vielen Seefahrern, die ich zu meinen mütterlichen Ahnen rechne, weiß ich mit wenigen Ausnahmen nichts mehr als den Namen und die Lebenszeit. Der interessanteste darunter war der Helgoländer Rickmers. Mit Helgoland bestanden an der Westküste zahlreiche verwandtschaft-

liche Beziehungen, so daß die Reihen meiner Vorfahren auch auf die kleine Insel hinüberreichen. Rickmers war Kommodorist eines Helgoländer Walfängers. Auf seiner Grabplatte in der Kirche von Helgoland war sein vollgetakelter Dreimaster abgebildet. Seine Enkelin heiratete nach Eiderstedt in die Familie Tönnies, aus der sowohl meine Großmutter wie meine Urgroßmutter stammen.

Die großväterliche Familie hieß Boeter. Sie waren Schiffbauer, ursprünglich in Neustadt an der Ostküste. Am weitesten hat es der Großvater meiner Mutter gebracht. Sein Testament aus der Mitte vorigen Jahrhunderts gibt darüber am besten Auskunft:

5 Marschhöfe im Werte von Millionen, 8 Häuser in Garding, ein Kolonialwarenimport- und ein Viehexportgeschäft nach England, eine dazugehörige Reederei in Tönning, ein Bankgeschäft und 202 000 Thaler in bar.

Die Seebäder St. Peter und Ording stehen zumeist auf seinem alten Grund und Boden. Er muß ein gewaltiger Mann gewesen sein, dessen Name in Eiderstedt fast sagenhaft geworden ist. Allerdings bestand auch die ganze Verwandtschaft aus sehr vermögenden Leuten. Da Boeter selbst als Pastorensohn angefangen hatte, mag wohl die Mitgift seiner Frau, einer Tönnies, den Grundstock zu seinen Unternehmungen gelegt haben.

Mein Großvater heiratete wieder eine reiche Tönnies. Als er starb, heiratete die Witwe in zweiter Ehe einen Baron. Nach den unbeugsamen adelsfeindlichen Grundsätzen des Landes mußte sie nun mit Hab und Gut die Heimat verlassen. Bei dem Verkauf der Besitzungen wurde sie von einem unredlichen Verwalter so gründlich betrogen, daß fast das ganze Vermögen mit hoffnungslosen Gutskäufen im Vogtland und Ostpreußen verlorenging. Der große Prozeß der Baronin Tucholka hat in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts sehr viel Aufsehen erregt. Trotzdem weiß ich

noch, wie ich mich als Kind mit der Tatsache tröstete, daß weiterhin genügend Erbonkel übrigblieben, um meinen Geschwistern und mir ein sorgenfreies Leben zu sichern. Die große Familie starb langsam aus. Von den Boeters blieb meine Mutter als letzte Erbin übrig, und auch das Vermögen der Tönnies mit den vielen Marschhöfen verdichtete sich wieder auf einige wenige Nachkommen.

Da jedoch die letzte Generation kein Interesse mehr am Beruf eines Marschbauern gehabt hatte, war der Grundbesitz vorzeitig verkauft und in Staatspapiere verwandelt worden. Den Rest des Traumes von einem sorgenlosen Leben vernichtete die Inflation, und so mußte ich wieder ganz von vorn anfangen.

Der Vater des großen Eiderstedter Unternehmers war Pastor und ein sehr vergnüglicher Herr. Als ihm in der Kirche das herkömmliche Absingen von 6 Liedern mit je 10 bis 15 Versen zu langweilig wurde, schaffte er eigenmächtig eins davon ab. Die Bauern lehnten sich heftig gegen diese Änderung der Weltordnung auf und wurden bei dem Propst in Husum vorstellig. Da dies nichts fruchtete, zogen sie in hellen Haufen mit Sensen und Knüppeln vor das Haus des Propstes, den sie regelrecht belagerten.

Mein Ururgroßvater soll das sinnlose Unternehmen so vergnüglich gefunden haben, daß er sich aus lauter Begeisterung zu Tode soff, wie man mir mehrfach anerkennend in der Gegend erzählte. Dadurch wurde die Belagerung des Propstes in Husum gegenstandslos, und die Bauern eilten nach Hause, um den Leichentrunk nicht zu verpassen.

Es waren sehr selbständige Menschen, die in Eiderstedt lebten. Auch meine Urgroßmutter war eine Pastorentochter und – wie dies bei Pastorenkindern oft der Fall zu sein scheint – entsprechend eigenwillig. Als junges Mädchen brachte sie, wie ein Mann in Hosen reitend – im Anfang vorigen Jahrhunderts eine bedenkliche Besonderheit – eine

Koppel Pferde nach Tönning. Als die Leute sie wegen ihres Aufzuges verspotteten, nahm sie ihre Pferde und ritt kreuz und quer über den Töpfermarkt, bis alles in Scherben lag. Dann brauste sie ab. Es gibt von ihr viele Geschichten dieser Art, und ich habe noch alte Leute gesprochen, die sich dieses uralt gewordenen Originals mit einem Gefühl geheimnisvoller Scheu erinnerten. Ihr Spitzname, unter dem sie in der Landschaft bekannt war, ist Madame Schü. Das Wort stammt von der alten Bezeichnung Schü von (franz.) jus für Sauce her. Der Anlaß ist jedoch dunkel geblieben.

Neben dem erbeingesessenen Marschbauerntum und der Seefahrt spielt die Theologie auch in der Familiengeschichte meiner Mutter eine bedeutsame Rolle. Lange Reihen von Pastorengeschlechtern, deren Bilder im Dom zu Schleswig und in den Kirchen der Unterelbe hängen, bestätigen das geistig regsame Leben meiner Voreltern. Über die Geschlechter der Kovalt oder Kauffeld und der Gundelach, die beide das Glashüttengewerbe in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg, eingeführt haben und damit eine wichtige Kulturarbeit leisteten, führt eine Linie zu einem bemerkenswerten Mann mit Namen Tremilius, der als katholischer Feldprediger im Dreißigjährigen Krieg von Wien aus mit Wallenstein an die Ostsee gekommen war.

In Greifswald ließ er sich von den protestantischen Professoren eines Besseren belehren, und obgleich eigens ein Kardinal aus Rom entsandt wurde, um ihn mit Geld und guten Worten von seinem sensationellen Vorhaben abzubringen, trat er zum Luthertum über und wurde später Pastor primarius in Bergen auf Rügen. Sein Geschlecht war in mehreren Generationen mit der kaiserlichen Hofposthalterei in Wien belehnt worden und reicht dann bis in das 13. Jahrhundert der Lombardei zurück. Von dem gleichen Geschlecht scheint auch ein wagemutiger Kardinal abzustammen, der zur Geschichte Frankreichs gehört.

Mein Großvater Boeter folgte der Sitte seiner reichen Artgenossen und fuhr mit vier Pferden und einem dicken Geldbeutel im eigenen Wagen nach Paris. Mit einem einzigen müden Gaul kehrte er heim. Über seine Erlebnisse verbreiteten sich die wildesten Gerüchte. Auch meine Großmutter hat sich als Witwe und später als Baronin mehr in Cannes und Mentone aufgehalten als in Deutschland. Trotz ihrer Systemleidenschaft ist es ihr nicht gelungen, die Bank in Monte Carlo zu sprengen. Noch als achtzigjährige Frau suchte sie mich mehrfach zu bewegen, von meinem Studienaufenthalt in Paris an die Riviera zu fahren, und für sie an der Spielbank eine neue Kombination auszuprobieren, die sie ausfindig gemacht hatte.

Als ich sie einmal zum Gericht wegen irgendwelcher Erbschaftsverhandlungen begleiten mußte, wurde sie vom Richter zwecks Aufnahme der Personalien nach ihrem Alter gefragt. Tief indigniert antwortete sie nach einer kleinen Pause: „Frauen und Künstler haben seit undenklichen Zeiten das Vorrecht, ihr Alter zu verschweigen. Ich gebe das meinige mit 30 an." Damit fand sich der Richter erstaunlicherweise ab. Tatsächlich war sie nahezu 80, aber das genaue Datum durften wir Kinder damals noch nicht wissen.

Wir durften sie auch niemals mit Großmutter anreden. Sie duldete allenfalls die Bezeichnung: Mutter. Noch bis in ihre letzten Jahre bewahrte sie ein wundervolles kastanienbraunes Haar, das von Woche zu Woche sichtlich wuchs und in gewissen Zeitabständen angeblich geschnitten wurde. Erst durch einen Zufall erfuhr meine Stiefkusine, daß sie mit drei Perücken verschiedener Größe das Kunststück fertig brachte.

Als ich diese Stiefkusine heiraten wollte und die ganze Familie dagegen Einspruch erhob, begründete sie diese Ablehnung mit den einfachen Worten: „Einen Vetter heiraten! Ach Gott, wie langweilig!"

Nach ihrer Meinung gab es in der Welt überhaupt kein Gut und Böse, sondern nur ein Interessant und ein Langweilig. Meine Braut, die ihr etwas von Liebe erklären wollte, belehrte sie mit eigenen Erfahrungen: „Man heiratet nach sachlichen Überlegungen, um der Konvention willen und um für Nachkommenschaft zu sorgen, aber – und hier verklärte sich ihr Gesicht in Erinnerungen – verliebt war ich zwanzig Mal!"

Ich fand damals das Thema nicht gerade passend für ein junges Mädchen; ebensowenig wie die Kommentare, die unsere Großmutter beim Vorlesen aus der Zeitung zu geben pflegte. Von Politik wollte sie nichts wissen, auch nichts von Malerei. In der Musik liebte sie nur Mozart, während sie zu unserer Verzweiflung den alten Bach ledern und Beethoven bombastisch fand.

Erst bei den kleinen Skandalgeschichten, die in der Zeitung unter Gerichtssachen stehen, wurde sie angeregter. Aber wenn von Giftmorden oder ähnlichen Gewaltsamkeiten aus Eifersucht die Rede war, dann war sie über die mangelnde Eleganz der Zeit entsetzt. „Du kannst machen, was du willst," meinte sie zu mir, „ich habe keine Vorurteile, aber du darfst nie unelegant sein."

Darin erteilte sie auch praktischen Unterricht. Mit bewunderungswürdiger Findigkeit holte sie aus allen Dingen eine genießbare Seite heraus. Es gab für sie nur einen Lebenszweck, ihr Dasein mit geistigen und materiellen Genüssen auszustatten.

Einmal entdeckte ich bei einer gemeinsamen Fahrt auf einem Elbdampfer ein wirklich häßliches Mädchen. Sie mißbilligte meine diesbezügliche Bemerkung fast ohne Hinsehen. Nach einer Weile brach sie in einen halblauten Ruf des Entzückens aus: „Sieh doch einmal, was für wunderschöne Öhrchen das Mädchen hat!" Es war das gleiche Wesen, und ich mußte ihr Recht geben, denn im Profil wurde das Gesicht

durch ein schön geformtes Ohr unter dem braunen Haar veredelt. Damit war ich um eine Belehrung reicher.

Ihre Wohnung war angefüllt mit Rennpreisen und exotischen Tapisserien ihres ältesten Sohnes, der ursprünglich Rittmeister bei den Tanzhusaren (11. Husaren) gewesen war, aber dann ruhelos in der ganzen Welt herumreiste, bis zu seinem Tode auf Jamaika.

Leider habe ich meinen Onkel, obgleich er sogar mein Patenonkel war, nicht kennengelernt, denn er befand sich stets „unterwegs". Man erzählt von ihm, daß er der liebenswürdigste Mensch gewesen sei, den man sich denken könnte. Er muß wirklich alle Leute bezaubert haben, denn bei seinem Tode trauerte halb Jamaika, wie aus einem Beileidstelegramm des Bürgermeisters von Kingstown an den deutschen Kaiser hervorging. Die Leute müssen sich die Beziehungen eines kaiserlichen Rittmeisters zu seinem Herrn sehr eng vorgestellt haben.

Eines Tages reiste er nach Honolulu, wohin sich später auch noch eine Tante zurückzog. Am Tage seiner Ankunft ging er dort spazieren und irrte versehentlich in einen privaten Park ab. Der Besitzer, einer der amerikanischen Nabobs, wollte ihn gröblich hinauswerfen lassen, aber offenbar war die Form der Entschuldigung meines Onkels entwaffnend gewesen. Jedenfalls wanderte sein Gepäck eine Stunde später aus dem noch gar nicht benutzten Hotelzimmer in das Märchenschloß des Amerikaners, und es kostete meinem Onkel nicht geringe Mühe, sich einige Monate später wieder zu befreien, als der Wandertrieb von neuem erwachte.

Nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß er von seinem allerdings beträchtlichen Vermögen nicht einmal die Zinsen verbraucht hatte. Seine große Liebenswürdigkeit scheint sich danach auch materiell bezahlt gemacht zu haben.

Das ist so ungefähr die Traditionsmasse im Bewußtsein des Menschen, der mit den nachstehenden Fragmenten von

seiner Wanderschaft zu berichten versucht, um einen kleinen Beitrag zum allgemeinen Erfahrungsschatz zu liefern. Von seinen eigenen Eltern spricht man nicht gern mit einem Bemühen um Objektivität, und deshalb mag es genügen, auf die Stilbezirke hinzuweisen, denen beide entstammen.

Meine Mutter war Hamburgerin, und sie blieb ihr ganzes Leben hindurch der Anschauungsweise dieser Stadt vertraut. Dort wurden ein sehr nüchterner kaufmännischer Sinn und eine ehrliche Achtung vor Tatsachen geradezu glorifiziert. Bereits in der Schule ermittelte man die Rangunterschiede vorzugsweise nach altem und neuem Reichtum. Die wirtschaftliche Solidität war auf strengster Rechtlichkeit und Wortsicherheit aufgebaut, doch gegenüber Titeln, Orden, Fürsten, Wissenschaftlern und Künstlern – mit Ausnahme des Bereiches musikalischer Erlebnisse – beharrte man auf einer unaufdringlichen Gleichgültigkeit. Hamburg war die Stadt der Kleinkönige, und das Vorrecht, zum Patriziat gezählt zu werden, verlangte ein unbekümmertes Herrentum. Damit war der Abstand zu Uniformträgern, das heißt nach Hamburger Anschauungsweise zu Offizieren und Straßenbahnschaffnern, zu staatlichen und privaten Beamten, Angestellten, Ladeninhabern, Gastwirten und allen Berufen, die eine öffentliche Dienstbeflissenheit und einen Zwang zur Anpassung benötigen, mit unnachsichtlicher Verallgemeinerung bestimmt. Abgesehen von der Angreifbarkeit solcher Verallgemeinerungen ergab sich daraus die sympathische Tendenz zur eigenen Unauffälligkeit nach außen und zur Konzentration auf eine entsprechend ungewöhnlich hohe Lebenskunst zu Hause.

Vor allem die Gastlichkeit und die natürliche Wärme der menschlichen Beziehungen im gesellschaftlichen Verkehr habe ich nirgendwo sonst in der Welt gefunden, nicht einmal in dem schönen Vorbild des alten England, das der Innerlichkeit ermangelte. Wenn ein Logiergast erwartet wurde,

so war es ein geistiges Vergnügen, einer Hamburger Hausfrau während der Nachprüfung des Fremdenzimmers auf die Finger zu sehen. Zahllose Kleinigkeiten, die andernorts kaum jemand beachtet haben mag, verrieten eine Phantasie zur Erzeugung erhöhter Behaglichkeit, wie man sie den ziemlich amusischen Hamburgern kaum zutraut. Das begann mit dem Auswechseln des Löschblattes über der Schreibtischunterlage, wobei mit dem Abdruck einiger frisch geschriebener Zeilen der Anschein des Neuen vermieden wurde. Die Briefmarken gehörten in die linke obere Ecke, einiges Briefpapier mit Umschlägen lose rechts daneben. Die neue Schreibfeder mußte ebenfalls einmal in das frisch gefüllte Tintenfaß eingetaucht werden, damit sie nicht durch ihre Unbenutztheit abschreckte. Waschtisch und Nachttisch fanden eine ähnlich durchdachte Komplettierung. Auf der Schale des Kerzenhalters am Bett wurde neben der neuen Streichholzschachtel und der Lichtschere ein abgebranntes Streichholz hingelegt. Die neue Kerze mußte einige Minuten zur Probe brennen, um das Anzünden zu erleichtern. Der Raum sollte zwar piksauber sein, aber keinesfalls unbewohnt oder auf neu zurechtgemacht wirken. Auch wenn der Gast zum ersten Mal zu Besuch kam, gewann er das Gefühl, in eine vertraute, gänzlich anspruchslose Umgebung gelangt zu sein. Bei Wiederholungen war es selbstverständlich, daß sich die Hausfrau viele Besonderheiten gemerkt hatte, besonders bezüglich der Speisen, Getränke, Früchte, Frühstücksgewohnheiten usw., worüber sogar Anweisungen für die Küche sorgsam aufbewahrt wurden.

Das alles vollzog sich ohne alles Getue, mit einer stillen Selbstverständlichkeit, ohne zeremonielle Gegenforderungen und betont bürgerlich.

Sehr andersartig verhielt es sich in der Welt meines Vaters. Darin gab es keine Kaufleute, sondern nur Regenten, Beamte, Offiziere, Wissenschaftler und Künstler. Besonders die beiden letzten Gruppen galten als Beispiele der höchsten

Daseinserfüllung. Gespräche über Geld und Geldeswert waren gesellschaftlich streng verpönt. Auch von Essen und Trinken durfte nur ausnahmsweise und niemals bei Tisch gesprochen werden. Das ganze Leben war dem Dienst am Staat und am angestammten Herrscher geweiht, wobei man sich notfalls mit der Schablone eines relativ bescheidenen Beamtengehaltes begnügte und in der damit gewonnenen Existenzsicherheit auch wiederum nur die leider unumgängliche Voraussetzung der Diensterfüllung sah. Ich entsinne mich noch, daß mein Vater das Angebot einer leitenden Stellung in einer Großbank mit zehnfachem Gehalt wie eine peinliche Zumutung aufnahm und jedenfalls kein Verständnis für den Gedanken aufbrachte, die Ehre des kaiserlichen oder öffentlichen Dienstes sich mit Geld abkaufen zu lassen.

Priester und Aristokraten alten Stiles scheinen mir die einzigen Beispiele für eine grundsätzliche Abneigung gegen den persönlichen Erwerbssinn zu sein, und die Klasse der Geheimräte im letzten kaiserlichen Reich glich sich in ihrer Anschauungsweise beiden Vorbildern an. Das läßt sich auch an der Abhängigkeit von dem symbolischen Stützpunkt verdeutlichen. Priester würden ohne eine religiöse Ideologie mit allen rituellen Unterstreichungen, wie sie sich aus der kirchlichen Hierarchie mit einem päpstlichen Oberhaupt ergeben, den zuverlässigen Ankergrund entbehren müssen. Aristokraten bedürfen einer ähnlichen Rangordnung mit einem Oberaristokraten, zum Beispiel einem König, an der Spitze, der die Idee inkarniert. Auch die Geheimräte konnten ihren Opfersinn, die weitgehende Verdrängung ihrer materiellen Interessen und die schlichte Vornehmheit ihres Missionsbewußtseins nur solange seelisch fundieren, solange die kaiserlichen Anerkennungen – sei es auch nur mit billigen Worten, Titeln und Orden – eine größere Belohnung darstellten, als materielle Reichtümer. Die alten Geheimräte und die noch unmittelbar von ihnen in der Hoffnung auf eine

Restauration erzogenen Nachfolger werden bald ausgestorben sein, und dann wird sich die Frage nach der ethischen Basis des Staatsbeamtentums nur noch allgemein menschlich beantworten lassen. Aber Menschen sind schwach, und die Befriedigung eines hierarchischen Zweckbewußtseins kann man nicht durch moralische Redensarten ersetzen.

So sehr ich mich auch dem individualistischen Stil Hamburgs verhaftet fühle, so bin ich doch dem Schicksal sehr dankbar dafür, in der gefühlsschweren, dogmatischen Anschauungswelt meines Vaters erzogen worden zu sein; vielleicht auch wegen der daraus resultierenden Konflikte, die mich frühzeitig lehrten, alle Dinge von zwei Seiten anzusehen, nichts einfach hinzunehmen, und nötigenfalls mein Urteil zu vertagen, bis ich mit einem selbsterarbeiteten Wertmesser hierzu berechtigt zu sein glaubte.

Das Wort Aristokrat benutzt man üblicherweise für den Erbadel, aber sofern man einen bestimmten Charakter, die Überwindung materieller Gebundenheit und einen echten Führungsanspruch in der Hierarchie des Staates darunter versteht, traf dies in den deutschen Ländern schon lange nicht mehr auf die Träger von Namen früherer Aristokraten zu, es sei denn, daß einmal ein Adliger mit eigenen Kräften die Stufenleiter bis zum Geheimrat erklomm. Ohne eine dauernde Bestenauslese kann sich keine Führerschicht erhalten, und infolgedessen blieben die Nachkommen zumeist auf rein repräsentative Aufgaben des Hofes, des Auswärtigen Amtes und der Garderegimenter beschränkt, ohne in der Praxis als besonders produktiv oder einflußreich zu gelten. Nicht nur die Regierungsgeschäfte, sondern auch die den Regierungsapparat durchdringende Solidarität vornehmer Gesinnung lag in dem Machtbereich der Staatsbeamten, die in ihrer Unscheinbarkeit den Stil der wahren Paladine des Reiches verbargen. Hierin liegt zugleich die klassische Tragik des Vasallentums beschlossen.

DÄMMERUNG

Geboren wurde ich am 9. Mai 1892 in Frankfurt am Main. Meine früheste Erinnerung bezieht sich auf ein Zusammensein mit zwei älteren Schwestern im Vorgarten unseres Hauses an der Eschenheimer Landstraße, wo die Dampfbahn nach Heddernheim geräuschvoll vorüberfuhr und zwischendurch die Pferdebahn mit einem lustigen Klingeln die Verbindung mit der Innenstadt herstellte.

Dann wurden meine Schwestern krank. Nachts wachte ich in meinem Gitterbett verängstigt auf, weil Besuch kam, Erwachsene mit Kerzen herumliefen und eine bedrohliche Unruhe das ganze Haus erfüllte.

Die nächste Erinnerung enthält eine unklare Vorstellung von dem großelterlichen Park in Eppendorf bei Hamburg, wobei ein riesiger Bernhardiner eine Rolle spielt. Deutlicher ist das Bild, wie ich mit meiner Mutter in einem Viktoriawagen, der mich wegen seiner Türlosigkeit beunruhigte, vor unserem Haus in Frankfurt vorfuhr, wo uns der Vater am Tor erwartete. Mit einem Freudenschrei stürzte ich zur Treppe und rief laut die Namen meiner beiden geliebten Schwestern Milli und Elisabeth. Von oben bis unten durchsuchte ich vergeblich mit lebhaften Klagen das ganze Haus, während meine Eltern still im Wohnzimmer zuhörten und weinten.

Damit begannen richtige Erlebnisse. Am schönsten war es in Westfalen bei meinem Onkel Fritz und Tante Martha, die im Pastorat von Bausenhagen zwischen Soest und Fröndenberg residierten. Mit meinen gleichaltrigen Vettern genoß ich die herrliche Freiheit auf dem Lande. Ich erinnere mich noch gut des Schwankens zwischen Freude und Angst, als

ich hoch hinauf auf einen geschmückten Erntewagen gehoben wurde.

Die häufigen späteren Ferienaufenthalte in Bausenhagen waren für meine Sehnsucht nach einer landwirtschaftlich verankerten Seßhaftigkeit bestimmend. Von dort stammen auch die ältesten (vom Großvater sorgsam gehüteten) Dokumente meiner Neigung zum Zeichnen, und zwar stellen sie merkwürdigerweise neben den für alle Kinder obligaten Uhren eine Dreschmaschine dar.

Ein anderes Bild hat sich deutlich in mein Gedächtnis eingegraben: Die Flößer auf dem Neckar bei Höfen im Schwarzwald, wo ich beim Bürgermeister wohnte und am liebsten Spätzle zu Mittag aß. In der Amtsstube hing ein mächtiges Porträt des jungen Kaisers Wilhelm II., das mich in Furcht versetzte, weil es unentwegt mit drohenden Augen den Beschauer anblickte. Sogar wenn ich vor dem Bilde hin und herging, folgten mir die Augen nach, ohne auch nur eine einzige Sekunde einmal auf den Bürgermeister abzugleiten, der mich auf die geheimnisvolle Besonderheit aufmerksam gemacht hatte.

In Höfen faßte ich meinen ersten Entschluß – dem später noch viele folgten – mich selbständig zu machen und von Hause auszukneifen. Ich weiß nur noch, daß ich mich nach einer langen Wanderung bei einer gänzlich unbekannten Familie einstellte und dort auch aufgenommen wurde. Es ist anzunehmen, daß die Kleidung als Ausweis genügte, um ein gesellschaftliches Solidaritätsgefühl zu erwecken. Mir erschien es gar nicht verwunderlich, von einem fremden Kindermädchen versorgt und nach einem Abendessen der gewohnten Art zu Bett gebracht zu werden. Verwunderlich war lediglich, daß man mich nachts wieder aus dem Bett herausholte und schlaftrunken nach einer Wagenfahrt in meiner bürgermeisterlichen Umwelt ablieferte.

In Frankfurt habe ich aus dem gleichen Anlaß eine größere

Aufregung veranlaßt. Ich war verschwunden und schließlich wurde die Polizei alarmiert, bis ich Stunden später mitten in der Stadt vor der verschlossenen Bürotür meines Vaters schlafend auf den Treppenstufen aufgefunden wurde. Eigentlich hatte ich nur meinen Vater abholen wollen. Mir selbst, wie den übrigen Beteiligten, blieb es rätselhaft, wie ich durch das Gewirr der Straßen dorthin gelangt war.

Meine zeichnerischen Versuche wurden durch zwei alte Herren begünstigt, einmal von meinem richtigen Großvater, der öfters von Göttingen herüberkam, und zum anderen von meinem Wahlgroßvater, dem ehrwürdigen Geheimen Regierungsbaurat Cuno, der mit seiner Familie uns näher stand als alle sonstige Verwandtschaft. Er zeichnete selbst sehr originelle Architekturansichten, die er sorgsam illuminierte und mich damit frühzeitig in seinen geistigen Bann zog. Die beiden Söhne Fritz, der Arzt war, und Helmuth, der als Hochbauchef der Fa. Philipp Holzmann A. G. lange in Konstantinopel (zum Bau der Bagdadbahn) lebte, bedeuten mir bis heute mit ihren Kindern einen vertrauten Lebenskreis.

Am 9. Mai 1896, an meinem vierten Geburtstag, fuhren wir von dem neuen Hauptbahnhof Frankfurt mit der Eisenbahn über den Main. Die ganze Stadt war festlich geschmückt und grüßte mit Tausenden von Fahnen an der Front des breiten Stromes. Mein Vater suchte mir einzureden, daß dies mit meinem Geburtstag zusammenhing, doch das glaubte ich ihm nicht, weil diese Feierlichkeit wegen der bevorstehenden Reise bereits am Tage zuvor bei Opapa Cuno begangen worden war. Tatsächlich handelte es sich um das 25. Jubiläum des Frankfurter Friedens, der den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 beendete.

In unserem gemütlichen Salonwagen, in dem mir nur die alte Wolle, meine Kinderfrau, schmerzlich fehlte, fuhren wir bequem nach Erfurt, wohin die Familie übersiedelte.

Als ich am nächsten Morgen in einem Hotelzimmer am Anger aufwachte, hörte ich als erstes ein sonderbares Brummen und Quietschen. Mein Vater ermunterte mich, ans Fenster zu treten, und nunmehr sah ich mit großem Erstaunen die erste Trambahn ohne Pferde. Statt dessen war der brummende Wagen mit einer Stange auf dem Dach an einem Draht angebunden, damit er nicht einfach weglaufen konnte, sondern artig auf den Schienen blieb.

Erfurt, wo ich die nächsten sechs Jahre zubringen sollte, war im Gegensatz zu dem traditionsschweren Frankfurt eine junge, aufstrebende Stadt, die viele Neuerungen einführte und auch im Haushalt die gewohnten Petroleum- und Gluckerlampen durch Gaslampen ersetzen ließ. Allerdings war mir schon damals das kalte Licht der Gasglühlampen äußerst unsympathisch, und mein Vater behielt auf seinem Schreibtisch die vertraute Petroleumlampe trotz der späteren Elektrifizierung bis zu seinem Lebensende bei.

Diesmal zogen wir nicht in ein eigenes Wohnhaus, wie es meine Mutter als Hamburgerin vordem nie anders gekannt hatte, sondern mieteten eine Etage in dem allen Erfurtern bekannten sogenannten altdeutschen Haus nahe am Löber Tor, dicht außerhalb der Stadtwälle. Die Wohnung bestand aus zwei riesengroßen tennenartigen Räumen, die als Wohn- und Eßzimmer Verwendung fanden. Daran schlossen sich, wie die Ställe eines Bauernhauses, rechts und links zwei Reihen von Zimmern an, unter denen ich trotz meines kindlichen Alters als der vorläufig einzige Sprößling ein Schlaf- und Wohnzimmer für mich allein zugewiesen erhielt. Bei meinen Zeichenversuchen saß ich an einem vom Vater überlassenen Schreibtisch, der sein 50. Jahr in meinen Diensten erlebt hat, ohne unter den mannigfaltigen Beanspruchungen der Bastler- und Studienzeit zusammengebrochen zu sein.

Verglichen mit Frankfurt war das ländliche Erfurt ein

Kinderparadies. Die Stadtwälle, die teilweise noch mit Ruinen bedeckt waren, wurden erst später zu Anlagen umgeformt und bildeten ein Reservat für die Kriegszüge der Jugend, die ihre Kämpfe mit größter Erbitterung ausfocht, ohne daß dafür ein Anlaß bestand. Oft genug mußte die Polizei einschreiten, aber gegen die Stadtautorität wehrte man sich solidarisch, um dann beim Nachlassen der Wachsamkeit wieder einen sportlichen Streit herauszufordern, der regelmäßig bedrohlich entartete. Das Kriegspielen war eine allgemeine Leidenschaft, die noch dadurch genährt wurde, daß allmählich ein kastenmäßiger Gegensatz zwischen den sogenannten Sträßlern und den Angehörigen der höheren Schulen ganz von selbst entstand.

Auch ohne in den ersten Jahren unmittelbar aktiv an den Auseinandersetzungen der Zehn- bis Vierzehnjährigen beteiligt zu sein, geschah es häufig genug, daß ich in eine Belagerung einbezogen wurde, oder zur Strafe meiner Neugierde nicht von Verletzungen durch Steinwürfe oder Hiebwaffen verschont blieb. Einmal hing ich eine halbe Nacht hindurch kläglich an einem Baum, an den mich ein stolzer Häuptling mangels besserer Objekte zunftgerecht gefesselt hatte, um seine Geschicklichkeit mit dem Tomahawk zu zeigen. Vielleicht stammt aus diesen Zeiten meine tiefinnerliche Abneigung gegen die militärische Gedankenwelt, denn ich sah bis über die blutige Zeit der Weltkriege hinaus jede soldatische Manifestation immer unwillkürlich wie einen Anachronismus der menschlichen Lebensreife an.

Der Garten unseres Hausherrn war ungewöhnlich ausgedehnt und zog sich in voller Länge an dem alten Wall hin, der auf der anderen Seite von einem Flutgraben begrenzt wurde. Es war wirklich ein Stück Wild-West. Als ich 25 Jahre danach wieder einmal nach Erfurt kam und die gleiche Gegend aufsuchte, hatten zwei Straßenzüge mit vielen Villen den Bereich unseres alten Gartens eingenommen, dessen

Größe wahrscheinlich überhaupt nur mit einer Terrainspekulation begründet war.

Ein Kennzeichen der Stadt waren die vielen Kirchen und Kapellen, die zu mehr als hundert gezählt wurden. Meist dienten sie als Speicher oder ähnlichen profanen Zwecken. Auch die Turnhalle, die wir in der Vorschule benutzten, war eine ehemalige gotische Kirche. Bei der vorhandenen Fülle mehr oder weniger bedeutsamer Bauten bestand wenig Achtung davor, zumal der durch Erinnerungen an Luther stark ausgeprägte Protestantismus die kirchliche Verödung als Folge der Abkehr vom Katholizismus unterstrich.

Der Dom und die Severikirche hoch über dem Kaiser-Wilhelm-Platz sind eines der schönsten Architekturbilder Deutschlands. Früher hieß der Platz „Vor dem Graden", und die Graden waren eine breite, in mehreren Absätzen gruppierte Treppe, die mit ihren langen horizontalen Linien den Domberg architektonisch unterstrichen. Die Erinnerung daran verbindet sich mit einem der ersten großen Stimmungserlebnisse, die in meiner Vorstellungswelt feste Formen annahmen.

Die Lutherstadt Erfurt beging alljährlich den 10. November als Geburtstag des Reformators mit großen Feierlichkeiten. Zum Beginn der Dämmerung wurde ich mit einer brennenden Papierlaterne in der Hand zur Stadt geführt, wo eine dichtgedrängte Menschenmenge den üblichen Fakkelzug erwartete. Die Straßenlaternen waren abgeschraubt und statt dessen brannte das ausströmende Gas in der Art von Fackeln, was mich sehr aufregte – nicht etwa allein wegen der offenen Flammen, sondern weil es mir wie eine Entheiligung einer obrigkeitlichen Einrichtung vorkam. Irgendwie schien mir die Hoheit einer staatlich-munizipalen Straßenlaterne, die jeden Abend ritual von einem amtlichen Laternenanzünder mit einer langen Stange betreut wurde, so verpflichtend zu sein, daß ihre Anpassung an die Feierstimmung mich um die Illusion der Unantastbarkeit des

Staatsgefüges oder der Weltordnung brachte. Die gewählten Worte sind eine Erklärung für etwas, das ich damals deutlich fühlte, ohne einen Ausdruck dafür zu finden.

Der große Zug bestand aus Tausenden von Menschen, die Laternen aus Papier, aus gehöhlten Kürbissen oder sonstigen Beleuchtungskörpern trugen. Rechts und links gingen die Fackelträger. Dazwischen wurden auch die wunderlichsten glühenden oder brennenden Gebilde mitgeschleppt, die von Beamten der Feuerwehr aufmerksam flankiert blieben.

Alles drängte nach dem Platz vor dem Lutherdenkmal, wo eine Rednertribüne aufgeschlagen war und ein mir unsichtbarer Redner sich verständlich zu machen suchte. Die klugen Leute wanderten jedoch schon langsam auf Seitenstraßen zu den Graden, weil sich dort die Hauptsache abspielte.

Es dauerte auch nicht lange, bis der Fackelzug nachkam, und jetzt muß man sich das Bild vorstellen, das die vielen tausend Menschen mit ihren Lampions auf dem weiten Platz und auf den Stufen zum Dom herauf eindringlich werden ließen. Auch hier wieder glühten die beiden Seitenbänder der funkensprühenden Fackelträger richtunggebend. Nach einer kleinen Weile andächtigen Schweigens erklang zum dunklen Dom und zum Nachthimmel hinauf das trotzige Protestantenlied: Ein feste Burg ist unser Gott.

Der Eindruck war überwältigend. Die Menschen sangen mit einer Inbrunst ohnegleichen, vielleicht im traditionellen Protest gegen den katholischen Dom im protestantischen Erfurt. Nur die breite Treppe zum Domberg durften sie betreten und besetzen. Dahinter blieb es dunkel und still, die Gitter geschlossen, und alles ringsum atmete noch mittelalterlichen Geist. Ein Vers folgte dem anderen, die Fackeln drohten, die Zahl der Lampions verkündete eine erregende Einmütigkeit, doch die Silhouetten des Domes und der Severikirche blieben undurchdringlich und ungerührt

von den Leidenschaften der Menschenmassen, die sich voll Sehnsucht nach unerfüllbarer Freiheit in neuen Ungeistigkeiten verstrickten.

Anderthalb Monate später mußte ich wieder an den Dom denken, der am Weihnachtsabend endlich seine eigene Stimme ertönen ließ. In seinem Turm befindet sich eine der mächtigsten Glocken der Erde, mit Namen Gloriosa, die wegen der baulichen Erschütterungen durch die große freischwingende Masse nur sehr selten und vorsichtig geläutet wurde. Wenn ich mich recht entsinne, nur drei Mal im Jahre, zu Weihnachten, in der Neujahrsnacht und zum Fronleichnamsfest. Jedesmal mußten 16 Mann an den vier Seilen antreten, und dann dauerte es eine geraume Zeit, bis sie sich so weit eingeschaukelt hatte, daß der Klöppel anschlug.

Die Weihnachtsnächte waren weiß und kalt in Erfurt. Noch einmal wurde der Lichterbaum angezündet. Man holte sich Mäntel oder Decken, und dann wartete die Familie in der windstillen eisigen Luft am geöffneten Fenster, bis die Minute kam.

Der Dom lag fern von unserem Haus, und man glaubte deutlich das gewaltige Brausen heraneilen zu hören, bis uns der erste einzelne Ton wie eine hochgehende See erreichte und völlig einhüllte. So rauschte er auch weiter, und im langen, langen Nachklingen fühlte man, wie er sich über die Hügel des Steigerwaldes hob, um in weit abliegenden Dörfern zu verlöschen.

Nach einer kleinen Weile folgte der nächste Ton, mächtiger und unwiderstehlicher, als ob ein leiser Luftzug ihn begünstigte. Wiederum kündigte er sich durch sein Anschwellen an, wiederum überschwemmte er das Daseinsgefühl, und mit seinem langen Nachhall strebte er unermeßlichen Fernen zu. Wir hörten ihn noch, als er längst in den Himmel gelangt zu sein schien. Die Sekunden und Minuten der folgenden Stille tropften schwerfällig durch den Raum, bis der dritte

Ton erdröhnte, kaum noch erträglich in Erwartung und Erfüllung. Eine Stimme aus Urweltstagen, aus grauen Vorzeiten mit dem melancholischen Unterton einer aussterbenden Rasse. Trotz meiner Decke schauerte ich und sah voll Verlangen nach dem Lichterbaum zurück. Ich war nur ein Kind, kaum des Nachdenkens fähig, doch die Glocke des Domes in Erfurt klingt noch ein halbes Jahrhundert in meinen Ohren nach, ein Summen, das nicht aufhören will, und das der Vater schon damals mit der Uhr in der Hand messen wollte, bis es unhörbar wurde.

Nur wenige Töne durfte das Mittelalter zu uns sprechen, denn die Mauern waren wie in Jericho mit Einsturz bedroht. Die alte Zeit war vorbei, aber selig, die sich ihrer noch bewußt werden durften.

Die ersten Tage in der Schule waren aufregend. Da wir bereits von Anfang an mit Tinte und Feder auf Papier malten, bekam man schwarze Finger, und das erschwerte die zu Hause geforderte Sauberkeit; aber sonst war es interessant.

Der Lehrer war freundlich. Die Zuckertüte überreichlich.

Bisher unterschied ich nur zwei Klassen der Menschheit: Erwachsene, die alle gleich viel zu sagen hatten, und Kinder, die grundsätzlich den Mund halten mußten. Die Verteilung der Zuckertüten war für mich der erste Anschauungsunterricht zur weiteren Klassifizierung. Natürlich war ich überzeugt, daß mein Vater etwas ganz besonderes sei, aber im übrigen hatte ich noch an keinerlei Abstufungen gedacht.

Nun sah ich Jungen meines Alters, die scheu und mit verlegener Eile kleine oder ärmliche Zuckertüten in Empfang nahmen. Mit angeregter Aufmerksamkeit stellte ich fest, daß diese Jungen auch in der Kleidung sehr bescheiden waren und sich irgendwie zweitrangig fühlten.

Dann gab es sozusagen normale Mittelgrößen, und dazu gehörte ich selbst. Mit dem Aussehen und dem Gehaben dieser Gruppe fühlte ich mich sofort solidarisch. Dann gab es einige wenige übergroße Tüten. Sie gehörten kleinen dikken Jungen, die schon in ihrer Kleidung allzu sehr an den Stil der Erwachsenen erinnerten. Besonders das Getue ihrer Mütter lehnte ich restlos ab.

Der Kontrast war mir äußerst unbehaglich.

Als ich bei dem Aufruf der Namen an die Reihe kam, überlegte der Lehrer einige Zeit, und dann sagte er selbstzufrieden: „Schon vor drei Jahren hatte ich den Sohn eines

hohen Regierungsbeamten in meiner Klasse." Das verstand ich nun nicht, aber es blieb mir im Gedächtnis haften. Vielleicht war er an dem gesellschaftlichen Niveau seiner Klasse interessiert.

Am zweiten Tag sollten wir an die Tafel mit Kreide einen Apfel zeichnen. Ich meldete mich mit der soeben erlernten Methode des Fingerhochhebens leidenschaftlich, ohne dranzukommen. Unterdessen schälte der Lehrer mehrere Äpfel, und jeder, der einen dummen Kringel wie eine Pflaume an die Tafel zeichnete, bekam ein Stück Apfel. Ich weinte beinahe vor Aufregung, denn Zeichnen war mein Fall.

Als zweite Aufgabe kam eine Birne an die Reihe. Die Klasse hatte wohl 40 Schüler, und die Auswahl der Versuchsobjekte ging nach einer geheimnisvollen, mir nicht erkennbaren und daher willkürlich erscheinenden Ordnung vor sich.

Unterdessen teilte der Lehrer seine Birnen in kleine Stücke. Die Jungen malten wieder Kringel. Ich war verzweifelt, daß ich nicht drankam. Ich begriff die Jungen nicht, denn eine Birne sieht nicht wie eine Pflaume aus, aber es wurden unentwegt nur große, ganz große und ganz kleine Kringel gezeichnet. Für den Lehrer war das sicher sehr aufschlußreich, um die Temperamente und Anschauungsstufen kennenzulernen, aber für mich war es eine Qual, die Unkenntnis der anderen sich demonstrieren zu sehen.

Ich meldete mich wild. Das Häuflein Birnen schmolz zusammen, und ich kam immer noch nicht dran.

Endlich, endlich wurde er auf mich aufmerksam und nickte mir zu. Ich raste nach der Tafel und begann zu malen, eine flaschenförmige Birne, schön rundlich, aber mit der Einschnürung, dazu den Stiel. Der Lehrer war erstaunt und sagte: „Großartig." Triumphierend und glühend vor Eifer trat ich zu ihm, um meine Belohnung zu empfangen.

Die Birnen waren aber schon alle.

* * *

Nur mit Grauen denke ich an die drei ersten Jahre auf dem Gymnasium in Erfurt zurück. Ich war kränklich, schwächlich, übernervös und für meine Mitmenschen zu Hause und in der Schule unbefriedigend. Alle denkbaren Kinderkrankheiten habe ich nacheinander mit größter Gründlichkeit durchgemacht, und dabei war ich verzweifelt darüber, so anders zu sein als die übrigen Kinder.

Meine Eltern fuhren mit mir von einem Professor zum anderen. Da ich schielte und rothaarig war, litt ich in meinem Selbstbewußtsein schon unter den Straßenjungen, die mit den üblichen Verhöhnungen hinter mir herliefen. Ich hätte doch so gern mit ihnen gespielt. Mich verfolgte immer die Idee, daß mein Kopf und mein Wille durch eine geheimnisvolle Macht gehemmt würde. Eines Tages – so hoffte ich – wird der liebe Gott dieses schreckliche Hemmnis aufheben, und ich würde dann genau so ein guter Schüler und ein ebenso normales Kind sein wie die anderen. Alles würde sich freuen, und die Eltern würden mich wieder lieb haben.

Auf ärztliche Anordnung durfte ich mehrfach monatelang nur an dem halben Unterricht teilnehmen. Das trug zu spöttischen Bemerkungen der Lehrer bei, die ein drakonisches Regiment führten. Erst später hörte ich die Theorie, daß die Schwäche mit meiner Einäugigkeit zusammenhing. Mein rechtes Auge war bei der Geburt gequetscht worden, so daß es sehuntüchtig blieb und das Gehirn mit der Forderung eines kombinatorischen Ersatzes des fehlenden plastischen Sehvermögens überanstrengte.

Solange ich zeichnen konnte, fühlte ich mich entschädigt. Der Zeichenlehrer war ein wunderlicher Pedant. Wir zeichneten alle dasselbe, beinahe auf Kommando. Aber das weiße Papier, das Hantieren mit Bleistift, Gummi und mit Aquarellfarben war beglückend. Sehr nützlich war mir die Disziplin des Farbauftrages. Ich lernte, große Flächen mit Aquarellfarben anlegen, ohne Rand und ohne Flecken wie getöntes

Papier, auch wenn es sich dabei um schwierige Aussparungen handelte.

Zu Hause übte ich weiter. Am liebsten malte ich Schiffe mit Schornsteinen und einem Himmel voll schwarzen Rauch. Ab und zu bekamen wir Hausaufgaben für die Zeichenstunde. Das war herrlich, denn jetzt hatte ich eine ausgezeichnete Begründung für das Malen in den üblicherweise für Schularbeiten vorgesehenen Stunden.

Bei einer solchen Hausaufgabe, deren Objekt unserer Phantasie und Neigung vorbehalten war, malte ich ein Kriegsschiff auf hoher See. Für den Rauch hatte ich eine eigene Technik erfunden. Ich legte die Fläche in Dunkelgrau an und tupfte die Ränder und die hellen Mittelpartien mit weichem Fließpapier ab. Dadurch wurde der Himmel richtig wolkig und der dunkelgraue Rauch wälzte sich in schweren Ballen über das stolze Schiff.

Voll Spannung wartete ich auf die nächste Zeichenstunde, um mein schönes Werk vorzuzeigen. Der Lehrer betrachtete es schweigend, als die Reihe an mich gekommen war. Dann fragte er sinnend: „Hast Du das allein gemacht?" Voll geschwellten Selbstbewußtseins versicherte ich ihm die Tatsache. Er fragte zum zweiten Mal. Plötzlich fühlte ich mein Herz klopfen. Ich hatte mir die Anerkennung viel spontaner erträumt und war tief enttäuscht. „Ja, Herr Lehrer, das habe ich ganz allein gemacht!"

Schweigend holte der Zeichenlehrer den Rohrstock aus dem gelben Schrank. Schweigend packte er mich am Kragen. Meine Welt stürzte ein.

Nach dem dritten Schlag fragte er wieder. Ich schwieg völlig verwirrt. Ich war entsetzlich empfindlich gegenüber körperlichen Schmerzen.

In der gewohnten Rolle des reuigen Sünders bekannte ich („Herr Lehrer, ich will es nicht wieder tun, bitte, bitte!") die Hilfe einer zu diesem Zweck erfundenen Tante, die Malerin

sei. Ich hatte wirklich eine solche Tante, aber sie lebte in Westfalen.

Ein tragischer Ausnahmefall? — Nein, ganz gewiß nicht.

Die Formel, mit der unsere Lehrer die Kenntnis einer ungerecht erteilten Strafe quittierten, lautete: „Das schadet dir nichts!“ oder sie sagten: „Das gilt dann eben für die Ungezogenheiten, bei denen ich dich noch nicht erwischt habe.“ Mein Klassenlehrer pflegte hinzuzufügen: „Du hast Glück gehabt, daß du nicht noch mehr Prügel bekommen hast. Verdient hast du es immer!“

Mancher verträgt es. Ich vertrug es nicht, und ich brauchte über 20 Jahre, bis sich der Krampf zu lösen begann. Aber ein verprügelter Hund sieht mehr, hört mehr, ahnt mehr und durchdringt schneller und zuverlässiger die Zusammenhänge im Leben des geistigen Kleinbürgertums. Das war der Gewinn.

Zu Hause erzählte ich beim Mittagessen auf Befragen über Schulvorkommnisse, daß ich mit meinem Bild einen riesigen Erfolg gehabt hätte. Es war eine lange Geschichte, die sehr reich ausgeschmückt war, und ich erlebte in ihr die Erfüllung aller von der Wirklichkeit betrogenen Hoffnungen.

Auf den Gedanken, mir von meinen Eltern bezeugen zu lassen, daß ich beim Malen niemals eine Hilfe geduldet hätte, bin ich nicht gekommen. Wozu auch? Mein Vater stand grundsätzlich auf Seiten des Staates und seiner Vollzugsorgane.

Fast jeder Lehrer hatte seine Besonderheit.

Mein erster Klassenlehrer auf dem Gymnasium, der nachmalig als Leiter von Schulpforta bekannt wurde, strafte nur in Ausnahmefällen mit dem Rohrstock. Meist bog er Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand in scharfe Winkel und faßte damit einen Teil der Backe wie in einen harten Schraubstock. Der schmerzhafte Druck verschärfte sich außerordentlich, sobald er dann langsam zu drehen anfing und die Backe spiralförmig verzerrte. Das tat scheußlich weh.

Der sehr gefürchtete Rechenlehrer spielte regelmäßig ein witzig sein sollendes Theater. Mit tänzerischen Schritten schwebte er nach dem Klassenschrank und rief überlaut: „Ach, mein lieber Samuel, wo bist du denn, mein lieber Samuel, so komm doch!“ usw. Damit suchte und holte er den Rohrstock, der zum fiskalischen Inventar gehörte. Der gleiche Mann schien einen leider allzu oft begründeten Verdacht – vielleicht aus gewichtigem Anlaß – vermeiden zu wollen, denn bei einer mißglückten Rechenaufgabe pflegte er den Schüler vor seine Wohnungstür zu bestellen und nicht innerhalb seiner Wohnung zu empfangen. Er trat mit seinem privaten Rohrstock auf den Treppenabsatz des großen Mietshauses, und in dieser peinlichen Öffentlichkeit spielte sich zur Belustigung aller Hausbewohner das gleiche Theater mit großer Regelmäßigkeit ab.

Der Religionslehrer pflegte Kopfnüsse zu verteilen, scheinbar harmlose, aber in Wirklichkeit bedenklich harte Kopfnüsse, die mich einmal besinnungslos in der Bank zusammenbrechen ließen. Darüber war ich sehr glücklich, denn von diesem Tage an beschränkte er den Ausdruck seiner Abneigung auf böswillig ungerechte Noten.

Sehr unangenehm war auch das Ziehen an den Schläfenhaaren oder das Kneifen in die Ohrläppchen mit scharfen Nägeln, was sich andere ausgedacht hatten. Am unheimlichsten war der jugendliche Altphilologe der Parallelklasse, der sich mit den eigens zum Prügeln bestellten Jungens einschloß, und zwar beinahe jeden Nachmittag. Schon vormittags flüsterte man es sich scheu während einer Pause zu, wer nachmittags „dran“ war, und meist wurde das Opfer von seinen beklommenen Freunden bis zum Tor begleitet, aus dem nach einiger Zeit ein verheultes, aber stets schweigsames Kind wieder heraustrat.

Die Sache nahm jedoch ein plötzliches Ende.

„Der Junge muß von Hause fort", sagte der alte Herr, „er ist für seine 12 Jahre körperlich zu schwach und außerdem charakterlich zu schwierig für die elterliche Erziehung." Damit kam ich 1904 in die Erziehungsanstalt Schnepfenthal.

Dieser alltägliche Fall ist deshalb erzählenswert, weil die Erziehungsanstalt eine ungemein interessante Etappe der Entwicklung pädagogischer Anschauungen kennzeichnet. Man lernt vielleicht die tragischen Geschehnisse der letzten Jahrzehnte besser verstehen, wenn man sich auch mit Stilresten einer Vergangenheit beschäftigt, die meine Generation innerlich längst überwunden hatte.

Zuerst fand ich die Sache unerträglich. Es war mir zwar nicht unangenehm, einmal aus der Strenge des Elternhauses herauszukommen, aber das Wort Erziehungsanstalt hielt ich für kompromittierend. Ich wurde verbittert. In Wirklichkeit war das Wort ganz harmlos gedacht und hatte mit ausgesprochener Erziehungsbedürftigkeit nichts zu tun.

Über die Mannigfaltigkeit der erzieherischen Theorien könnte ich enzyklopädische Abhandlungen schreiben, denn ich bin lange genug ein Erziehungsobjekt gewesen, aber davon soll hier gar nicht die Rede sein. Ich möchte lediglich mit einem kleinen Lichtstreifen ein seltsames Gemeinwesen sichtbar machen, das unverändert anderthalb Jahrhunderte überdauert hatte und nicht wiederholbar ist.

Der Anstaltsleiter trug einen langen grauen Rock und einen grauen Vollbart. Er polterte sofort mit Warnungen los, aber er erzielte keinen Eindruck, einmal weil ich den Ton längst gewohnt war, und zum anderen, weil ich mich ohnehin auf das Schlimmste vorbereitet hatte. Drittens, weil ich

innerlich mein eigenes Leben führte und etwaige Strafen lediglich als eine unvermeidliche Lebenserscheinung ohne Sinn und Zweck registrierte. Viertens, weil ich gleich merkte, daß er es gar nicht so wild meinte.

Der Anstaltsleiter hieß Ausfeld und war ein Geheimrat. Von den Zöglingen wurde er – genau wie es die Jungens untereinander taten – mit seinem Nachnamen und „Du" angeredet. Seine Frau hieß für uns Maria. Die ganze Familie Ausfeld wurde geduzt. Die Lehrer und das bedienende Personal natürlich nicht.

Der rhetorische Anfang täuschte mich nicht über die praktischen Gefahren hinweg, und ich blieb auf meiner Hut. Vielleicht bestand die Idee, dem „Neuen" erst einmal ein paar Tage Ruhe zu gönnen, und ihn dann um so schärfer anzufassen, d. h. zu brechen, so wie man es bei jungen Pferden macht. Es war die in jener Zeit übliche Art der Bändigung. Beinahe hatte es den Anschein, daß es so werden würde. Am zweiten oder dritten Tage meines Dortseins überhörte ich mit einem anderen zehnjährigen Jungen beim Ballspiel während der Pause die Glocke, so daß wir einige Sekunden zu spät in das Schulhaus stürmten. Der Unterricht hatte noch lange nicht angefangen, aber Ausfeld fing uns auf der Treppe ab und nahm uns mit in sein Zimmer, um uns zu strafen.

Aha, dachte ich sorgenvoll, nun wird es losgehen.

Ich hatte eine schreckliche Angst, denn ich fürchtete bei meiner Überempfindlichkeit nicht allein die Schmerzen, sondern vor allem die Folgen eines verzweifelten Widerstandes. Ich war fest entschlossen, dem Mann an die Gurgel zu springen, zu treten, zu kratzen oder zu beißen. Ich wußte, daß ich schwächer war, und daß ich schwer verprügelt werden würde. Aber ich konnte nicht anders.

Zuerst kam der andere Junge an die Reihe. Er sah so richtig wie ein Stiefkind aus, klein und ein bißchen verwahr-

lost. Er zitterte am ganzen Leibe, aber er sagte kein Wort.

In militärischer Haltung streckte er auf Befehl die rechte Hand mit der inneren Seite nach oben waagrecht aus und dann schlug der Geheimrat mit einem derben Rohrstock auf die offene Handfläche. Der Schmerz muß schauderhaft gewesen sein. Ich sah das weiche Fleisch der Hand dick aufschwellen, und ich begriff nicht, daß der Junge sich aufrecht hielt, obschon er sehr nahe am Umfallen war.

Dann kam die linke Hand dran. Dann wieder die rechte, bis er auf jeder Seite drei unbarmherzige Schläge erhalten hatte. Das Gesicht war eine entsetzliche Grimasse. Das Zittern und Wanken in den Knien war beängstigend. Nach der Prozedur steckte er mechanisch beide verschwollenen Hände in die Achselhöhlen, und jetzt hörte man auch ein leises Wimmern.

Nun sollte ich an die Reihe kommen. Mein Gehirn dröhnte, ich sah durch seltsame Schleier hindurch den großen Mann mit dem grauen Bart an. Ich hatte keinen Feldzugsplan, aber irgendetwas wäre passiert. Die Hände behielt ich auf dem Rücken.

Den Stock hatte er halb erhoben in der Rechten, die Linke halb ausgestreckt, um mich zu greifen. So steht sein Bild noch heute vor meinen Augen. Ich rührte mich nicht, sondern starrte ihn voll irrsinniger Entschlossenheit an. Das gegenseitige Ansehen wurde zu einem Duell. Er mußte wohl gefühlt haben, daß er an der Schwelle einer Reihe unübersehbarer Ereignisse stand, wenn er den Bann brach. Vielleicht wollte er mich überhaupt nicht schlagen, sondern nur eine Warnung exerzieren. Vielleicht hatte er mit dem anderen Jungen eine besondere Erziehungsabsicht verbunden. Ich weiß es nicht.

Mit einer kurzen Handbewegung schickte er uns beide aus dem Zimmer.

Draußen fragte ich zaghaft und etwas bedrückt durch den ungleichen Strafausgang den Jungen: „Tut das sehr weh?“ Er nickte nur leise weinend und zeigte mir seine übel zugerichteten Handflächen. „Mensch, damit kannst Du doch nicht schreiben!?“ Er nickte bestätigend mit dem Kopf und schlurfte in sein Klassenzimmer, während ich in das meinige ging.

Die Strafe bezeichnete man mit dem Fachausdruck „Klapse“. Sie wurden immer paarweise gezählt, also 2 oder 3 Klapse sind 4 oder 6 Schläge. Der Schmerz muß höllisch sein. Meine eingehenden Erkundigungen ergaben vor allem den merkwürdigen Umstand, daß das Gehirn zu dröhnen anfängt, so wie ich es als Zuschauer empfunden hatte.

Alle bisher erlebte Prügelei auf die Sitzfläche erschien mir harmlos im Vergleich zur Schärfe der Klapse. Nun war das körperliche Züchtigen das ausschließliche Vorrecht des Anstaltsleiters, und soweit ich es beurteilen konnte, wurde es nicht übermäßig angewandt. Eigentlich waren es immer die gleichen Zöglinge, die dazu verurteilt wurden.

Es war eine ganz bestimmte Kategorie von Jungen, die sehr wenig Achtung in der übrigen Gesellschaft genossen und richtig herumgestoßen wurden. Man konnte schon an ihrem Äußeren erkennen, daß sie sich selbst deklassiert fühlten und vernachlässigt worden waren.

Besonders einer darunter war richtig verträumt und dauernd dreckig. Mit krummen Knien schleppte er sich einsam auf den Spaziergängen hinterher. Sein langer Hinterkopf lag mit ungekämmten Haaren auf einer schiefen Schulter, ein Bild des altberühmten Klassenekels. Während meiner Zeit verging wohl kaum eine Woche, in der er nicht mindestens einmal Klapse bekommen hat. Mir tat der Junge sehr leid, und obwohl er etwa zwei Jahre jünger war, suchte ich ein wenig mich seiner anzunehmen. Das mißlang vollständig. Der Junge war hämisch, und das ist eine der widerlichsten

Eigenschaften, die ich an einem Menschen kenne. Ob der Geheimrat das wußte und ihn mit den zu seiner Zeit allein bekannten Erziehungsmitteln zurecht bekommen wollte, oder ob es einfach eine instinktive Abneigung war, bei der sich Ursache und Wirkung vertauschen ließen, kann ich nicht entscheiden.

Die beschriebene Szene wurde in meinem Leben zu einem Wendepunkt. Ich bin niemals wieder einer Androhung körperlicher Züchtigung begegnet. Irgendwie war ich merkwürdig beruhigt, so wie ein Mensch beruhigt ist, der in allen Lebenslagen ein Tröpfchen tödliches Gift bei sich trägt, mit dem er sich endgültig aus dem Leben zurückziehen kann, sobald die Situation hoffnungslos wird. Willensschwach war ich nicht.

In der behaupteten Ertrotzung körperlicher Unantastbarkeit muß ich einige Ohrfeigen abziehen. Unser Mathematikprofessor nahm sich das Ausnahmerecht heraus, ab und zu seine Ermahnungen mit Ohrfeigen zu unterstreichen, die in der Schulsprache „Striegel" hießen. Nun waren Ohrfeigen im allgemeinen von sehr untergeordneter Bedeutung. Man rechnete nicht mit ihnen, da sie keinen nennenswerten Schmerz verursachten, sondern höchstens beschämend wirkten. Aber der Professor hatte harte knochige Finger, und seine Ohrfeigen hatten den Nachteil, noch nach Stunden sich deutlich abzuzeichnen.

Auch hier galt es als Regel, nicht zu zucken oder den Kopf wegzudrehen, wie überhaupt alles im Hause auf der heroischen Haltung abgestellt zu sein schien, keinen Unbilden des Lebens auszuweichen.

Ein anderer Professor hat ebenfalls gelegentlich körperlich gestraft, obgleich es gegen die Regel verstieß. Es kam schon deshalb ziemlich selten vor, da er außerordentlich jähzornig war und selbst Angst davor hatte, die Beherrschung zu verlieren. Er verlor sie dann auch regelmäßig

und schlug mit seinem Stock blind zu, über die Schulter, den Kopf, die Arme, wo er gerade hintraf. Bei dieser Prozedur durfte man nach den gültigen Anstaltsregeln den Kopf etwas einziehen, um ein Unglück zu verhüten. Ich war nur ein einziges Mal Zeuge und nie Opfer.

Wenn die seltenen Fälle nicht so ernst gewesen wären, hätte man den kleinen dicken Altphilologen komisch finden können. Er hopste aufgeregt umher, und dabei schrie er mitten im ziellosen Umsichschlagen: „Ich weiß ja, daß ich jähzornig bin, aber mein Bruder ist noch viel, viel jähzorniger!"

Die große Strenge, die das Erziehungswesen der Zeit kennzeichnete, entstammte der militärischen Idee einer preußischen Machtentfaltung. Man wollte harte Menschen, gehorsame Untertanen und eine erprobte Stiluniformierung züchten, die Preußen groß gemacht haben soll.

Der so schwer verprügelte Junge, der auch unter seinen Kameraden das Leben eines Menschen zweiter Klasse führte und sich kaum noch geduldet fühlen konnte, ist ein Dichter geworden. Seine Gedichte mögen nachempfunden und bedeutungslos sein, aber sie zeigen eine mögliche Ursache der Absonderlichkeit auf, die als undenkbar galt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er die Spielregeln eines Gemeinschaftslebens auch im späteren Dasein jemals begriffen hat.

Der alte Grundgedanke der Anstalt war menschlicher. Er wurde nur leider von einer pseudofrederizianischen Zeit überlagert, ohne gänzlich verfälscht werden zu können. Dieser Grundgedanke zielte auf das krasse Gegenteil hin, nämlich auf eine individualistische Entwicklung und ein Herrenbewußtsein.

Schon die stillschweigende Zweiteilung in den Herrenstand der Familie und Zöglinge einerseits und den Stand der bezahlten Kräfte, d. h. Lehrer und Angestellten andererseits, hob das Überlegenheitsgefühl. Fast alle Zöglinge

stammten aus vermögenden oder angesehenen Familien, ein großer Teil vom Adel, und viele waren Ausländer.

Die Jungen fühlten sich auch den Lehrern gegenüber keineswegs rechtlos. Von dieser Tradition wurde nichts aufgegeben. Ich entsinne mich noch eines dafür typischen Vorfalls.

Die jüngeren Lehrer hatten den sogenannten Schanzplatz dazu ausersehen, sich einen Tennisplatz anzulegen und diesen Teil des Geländes für die Zöglinge abzusperren. Der Schanzplatz war vor etwa hundert Jahren von den Zöglingen selbst erbaut worden, und in diesem Wissen erblickten sie von jeher einen Verfügungsanspruch.

In einer Nacht wurde der Tennisplatz vollständig zerstört. Er ist auch nicht wieder aufgebaut worden. Ich glaube, daß der alte Ausfeld sich im geheimen über die Initiative seiner Jungen gefreut hat, denn die Beschwerde der Lehrer versandete, bevor wir von ihr erfuhren.

Hatte sich ein Lehrer nach der Meinung der Zöglinge etwas zuschulden kommen lassen und eines ihrer altgeheiligten Vorrechte verletzt, so konnte er sehr bald an dem einheitlich ablehnenden Benehmen der Jungen verspüren, daß alle persönliche Autorität dem Willen einer geschlossenen Masse gegenüber versagt. Für eine Rotte hartgesottener Jungen reicht dann keine Strafandrohung aus.

Eine ähnliche Solidarität muß auch auf den Kadettenanstalten bestanden haben. Mein Bruder, der im Korps von Naumburg erzogen wurde, kam einmal magenkrank nach Hause. Der nachfolgende Brief des Kommandeurs ersuchte die Eltern, auf den Jungen einzuwirken, daß die Unmäßigkeit im Essen unterbliebe. Es stellte sich heraus, daß der Ökonom des Korps, der die Kadetten gegen einen Pauschalbetrag satt machen sollte, unbeliebt geworden war. Demzufolge entschlossen sich die Jungen mit unnachsichtlicher Einheitlichkeit, den Mann arm zu fressen. Sie stopften alles,

was auf die Tafel kam, bis zum Erbrechen mit Gewalt in sich hinein, so daß sie sämtlich magenkrank wurden. Bezüglich des Ökonomen hatte das Vorgehen jedoch vollen Erfolg.

War der Fall einer Verletzung unserer Rechte sehr ernst, so wurde von den älteren Zöglingen die Strafe der Totenstille ausgesprochen. Hierzu muß man bedenken, daß die Anstalt lediglich die Klassen von Sexta bis Obertertia umfaßte, und daß demnach die ältesten Jungen im allgemeinen nur etwa 15 Jahre erreichten. In diesem Kindesalter dürfte ein selbsterfundenes Strafverfahren eine Seltenheit bedeuten.

Der Strafvollzug ging folgendermaßen vor sich:

In dem großen Speisesaal standen vier lange Tafeln, an deren Kopfenden jeweils ein Lehrer Platz nahm. Am Kopf des zweiten Tisches saßen Ausfeld und seine Familie. Die ersten Plätze rechts und links am Kopf jeder Tafel waren den sogenannten Offizieren zugewiesen, das waren die ältesten Schüler, die mit besonderen Ämtern betraut waren.

Vor dem Abendessen versammelte sich die Schar der Zöglinge in dem Flurraum vor dem Speisesaal. Sobald Ausfeld erschien, gingen wir im Gänsemarsch an unsere Plätze im Saal, wo er mit uns Zöglingen zuerst einige Zeit allein blieb, d. h. ohne Familie und ohne Lehrer.

Bei geschlossener Tür machte er Mitteilungen allgemeiner Art, erteilte Rügen und bestimmte Strafen für die ihm gemeldeten Vergehen. Die schwerste, aber auch ziemlich häufige Strafe war das Stehenbleiben während der Mahlzeit. Da Ausfeld den Eindruck zu erwecken verstand, daß er jede Sünde wie eine persönliche Beleidigung oder einen Schmerz verspürte, war die Wirkung tatsächlich – und diesmal durchaus unkörperlich – sehr erzieherisch. Den alltäglichen Vorgang wußte er so lebendig zu halten, daß auch bei allen Unbeteiligten eine große Spannung eintrat.

Zum Tischgebet stand man auf, und dann konnte sich alles wieder setzen. Nur die Bestraften blieben stehen und

starrten mit beleidigten Mienen vor sich hin. Auch hier gab es einige Gewohnheitsverbrecher, die fast jeden zweiten Tag stehen mußten. Der eine war ein Bettnässer, dessen Leiden man mit Strafen korrigieren zu können glaubte, ein anderer knapperte immer an seinen Fingernägeln herum, so daß er schließlich Handschuhe tragen mußte.

Jetzt wurde die Tür wieder geöffnet und erneut geläutet, worauf die Lehrer und die Familienmitglieder erschienen. Bestand die Absicht der Bestrafung eines Lehrers, so wurde mit Löffeln, Messern und Gabeln besonders lebhaft hantiert, damit der Lärm recht eindrucksvoll wurde, ohne durch Übertreibungen einen Anlaß zum Einschreiten zu geben. Ausfeld merkte es jedesmal, wenn das Ereignis bevorstand, doch ernstlich konnte er nichts dagegen machen.

Alles wartete mit markierter Fröhlichkeit, bis der schuldige Lehrer über den Vorplatz kam. Ein deutliches Husten an der Ecke des Tisches, von dem aus der Vorplatz überblickt werden konnte, kündigte das Opfer an. In dem Augenblick, wo er den ersten Fuß auf die Schwelle setzte, um Ausfeld durch eine kurze Verbeugung zu grüßen, trat die „Totenstille" ein. Der Übergang dauerte keine halbe Sekunde. Es war totenstill, und achtzig Paar bösartige Augen stierten auf den Mann im Türrahmen, der sich erschrocken aus seiner Verbeugung aufrichtete.

Das tödliche Schweigen dauerte 5–10 Minuten. Was wollte Ausfeld daran ändern? Er konnte doch keinen Lärm und keine Gespräche befehlen? Man schwieg. Die Speisenträger kamen herein und sahen sich vorsichtig nach dem schuldigen Lehrer um, der blutrot an seinem Platz angelangt war und meistens gar nicht erst den Versuch zu einer Unterredung mit den benachbarten Zöglingen unternahm.

Es war regelmäßig eine äußerst peinliche Situation, und ich habe keinen Lehrer erlebt, der zum zweiten Mal einen Anlaß gesucht hätte. Ich habe es aber erlebt, daß der arme

Mann den Saal verlassen mußte, um den Verlust seiner Selbstbeherrschung zu verbergen.

Lange Zeit saß ich neben einem Theologen, der immer wieder sagte: „Das sollt Ihr nur einmal bei mir versuchen, da werdet Ihr schön hereinfallen. Mich würde das gar nicht genieren!" Da er sehr beliebt war, bestand auch keine Gefahr für ihn, und trotzdem hat er die eigenartige Wirkung am eigenen Leibe oder an eigener Seele verspüren müssen.

Es traf ihn völlig unerwartet. Anscheinend wußte er nicht, daß man dem ersten Offizier, d. h. dem rangältesten Zögling, keine entehrende Strafe ohne einen ernsten Grund verschaffen darf. Ausfeld war selbst voll Bedenken, als er die Strafnotiz las und seinem ersten Offizier ein „Stehen" zudiktieren mußte.

Der Theologe kam mit seinem kräftigen Schritt munter, vergnügt und ahnungslos über den Vorplatz. Er war ein Hüne von Kerl, aber als plötzlich die Totenstille einsetzte, wurde er kreideweiß.

Stolpernd kam er an seinen Platz. Sein Gesicht zuckte. Ausfeld sprach laut und anregend mit seiner Umgebung, seine Stimme klang verkrampft und fremdartig in der Totenstille.

Der Theologe flüsterte mir ganz entsetzt zu: „Was hab ich denn getan?! Ist das nicht ein Irrtum? Ich hab' doch gar keine Veranlassung gegeben!" Ich schwieg und löffelte meine Suppe. Er fragte den anderen neben ihm. Der schwieg auch und sah ins Leere.

Die Augen des Theologen irrten umher, bis sie an dem ersten Offizier hängen blieben, der in einsamer Größe an Ausfelds Tafel stand und seinen Suppenteller aufhob, um zu essen. Nun dämmerte ihm der Sinn der Angelegenheit. Er sagte nichts mehr. Nach zehn Minuten kam die Unterhaltung wieder langsam in Gang, aber nicht mit ihm.

Die Wirkung muß eigenartig sein. Später versuchte der Theologe, sich mit dem ersten Offizier (übrigens damals ein

Engländer, der in Paris beheimatet war) auszusprechen, aber vergeblich. Unsere Angelegenheiten wurden niemals mit einem Lehrer diskutiert.

Wenn man den Vorgang wiedergibt, dann klingt alles sehr harmlos. Erfahrene Schulmeister werden keinerlei Grund zur Beunruhigung in dieser Selbsthilfe der Zöglinge finden. Mir war es jedoch schon damals klar, daß es sich nicht nur um eine phonetische Schockwirkung handeln konnte, sondern daß ein konzentriertes Massengehirn unmittelbar lähmende Kräfte ausstrahlen kann. Das Wunderbare daran ist die Unmöglichkeit von Gegenmaßnahmen. Da die Anwendung auf seltene Fälle beschränkt blieb, war sie stets voll wirksam. Ich möchte auch von Ausfeld annehmen, daß er innerlich auf unserer Seite stand, denn er liebte keine duckmäuserigen Jungen.

Das zeigte unser persönlicher Verkehr mit ihm. Irgendwelche herzliche oder zutunliche Beziehungen waren gänzlich ausgeschlossen. Er verachtete Rührseligkeit und schnauzte mit derben Worten. Dabei ließ er sich aber auch sehr viel Gegenrede gefallen.

Sein Spitzname war „Schinder", was nicht viel besagen will, denn die Härte des Ausdrucks war mehr ein Zeichen der kräftigen Sprache der Zeit als ein Zeichen innerer Abneigung. Ich hatte den Schinder uneingestandenermaßen richtig gern, und ich glaube, daß es umgekehrt ebenso der Fall war. Das äußerte sich darin, daß wir uns gegenseitig beschimpften. Wirklich gegenseitig! Wenn man halblaut knurrte: „Schinder", oder: „Halt's Maul", dann überhörte er es oder sagte bissig: „Wie belieben?" Laut wiederholen mochte man das nun doch nicht, und so schwieg man.

Es war ein rauher Ton, aber wir fühlten uns nicht als Sklaven, sondern als Herrensöhne. Ausfeld erzählte selbst gelegentlich, daß er als Kind bei irgendeinem Anlaß mit seinem Vater und Amtsvorgänger einmal vertraulich ge-

sprochen habe. Deshalb sei er von seinen Mitzöglingen mit dem Vorwurf unstatthaften Anschmusens belastet worden. Das kennzeichnete nicht allein deutlich die zwischen Erziehern und Jungen geforderte Distanz, die jede Vertraulichkeit als unmännlich ausschloß, sondern zugleich die Verhärtung, die Ausfeld als Kind durch eine damit gekennzeichnete Beschränkung der persönlichen Beziehungen zu seinen Eltern erfahren haben muß. Gefühle durfte man nicht zeigen, auch keine Kindesliebe, und das war für manche anlehnungsbedürftigen Kinder sehr schwer.

Die Härte der Erziehung wurde durch die Resonanz im Verhalten der Zöglinge untereinander verstärkt. Fast auf allen Internaten ist die Einführung der „Neuen" mit irgendeiner schmerzlichen Prüfung verbunden, und auch sonst waren Mutproben üblich.

Die uralte Anstalt hatte viele Sitten und Gebräuche zu bewahren gewußt. Dazu zählte eine besondere Art Ballspiel, die schon am Anfang vorigen Jahrhunderts von thüringischen Handwerkern – man sagte hauptsächlich von Schlachtergesellen aus der benachbarten Gemeinde Waltershausen – nachgeahmt und nach Amerika verpflanzt wurde, woraus sich das Baseballspiel entwickelte.

Merkwürdig war eine besondere Art des Boxens. Man stand sich dicht gegenüber und schlug mit der geballten Faust auf den Gegner. Die Fußstellung blieb fest, man konnte also nicht ausweichen. Getroffen werden durfte nur der Kampfarm von der Faustwurzel bis zur Schulter. Das beliebteste Ziel war ein Nerv an der Seite des Oberarms, der äußerst schmerzempfindlich ist. Wenn man die richtige Stelle mit dem ersten Knöchel des kleinen Fingers trifft, dann wirkt dieser Schlag wie ein Nadelstich und kann minutenlang den ganzen Arm lähmen.

Die Schläge erfolgten streng abwechselnd. Die Abwehr

durfte nur in einer leichten Gegenbewegung des Armes bestehen, wodurch man den Schlag etwas abfangen konnte. Meistens erfolgten die Schläge ganz regelmäßig, bis der Schwächere die Sache aufgab oder ein Arm bewegungsunfähig geworden war. Das Ergebnis war stets das gleiche: ein blutig aufgesprungener Oberarm.

Nur bei schweren Beleidigungen kam es zu einem Duell. Auch hierbei mußten Gesetze beobachtet werden, denn dafür sorgte der Ring der Sachverständigen. Schauplatz war traditionell der Vorplatz zu den Abortanlagen. Solche Schlägereien wurden mit großer Erbitterung ausgefochten. Jeder hatte einen Sekundanten, der die Kampfweise des Gegners überwachte und Einhalt anregte, wenn die Sache als ausgefochten gelten konnte.

Jedes Kampfmittel außer der Faust war streng verpönt. Ein Forstmeisterssohn aus dem Osten versuchte sich einmal – sogar einem jüngeren und kleineren Gegner gegenüber – durch einen Fußtritt zu wehren, aber im gleichen Augenblick stürzten sich 4–5 Jungen auf ihn und belehrten ihn handgreiflich über ritterliche Sitten.

Die sonst in Internaten vielfach verhängte Strafe der Ächtung war bei uns unbekannt. Adelsstolz, Geldhochmut oder sonstige, nicht jungenhaft begründete Ansprüche auf Anerkennung waren ebenso unmöglich.

Einige Zeit war es Mode, sich mit den Schnitzmessern, die wir vom Handwerksunterricht besaßen, Namenszüge, Wappen oder Ornamente auf Arme und Beine zu ritzen. Vom Essen hob man sich etwas Salz, Pfeffer oder Senf auf und schmierte diese Stoffe in die Wunde, damit die Narbe nach einer dadurch bewirkten Entzündung besser sichtbar blieb. Anfänglich beschränkte man sich auf die Ornamentierung der Arme, aber die tägliche Kontrolle morgens beim Waschen ließ den Oberkörper für solche Mutproben ungeeignet erscheinen. Es war ohnehin schwierig, die vielen blauen Flecke

und vor allem die geplatzte Haut auf dem Oberarm zu verheimlichen.

Die Wascherei bestand darin, daß jeder eine Schüssel mit heißem Wasser vor sich hatte, sich damit einseifte und dann mit seinem Schwamm zu einem großen Mittelbecken ging. Hier wurde in fließendem kalten Wasser Kopf und Brust abgespült, und hier stand auch der aufsichtführende Lehrer und kontrollierte die blauen Flecken. Am besten passierte man ihn, solange man noch viel Seifenschaum auf dem Körper hatte, was bei offenen Wunden oft recht schmerzhaft war.

Ein Junge aus Südbaden hatte sich einmal im Scherz ein Taschenmesser, von dem er behauptete, daß es stumpf sei, in die Brust gestoßen. Die Wunde sah gefährlich aus, und wir konnten nicht sehen, wie tief das Messer gegangen war, als er umkippte. Natürlich hatten wir eine Heidenangst vor einer Entdeckung. Schon damals fand ich es widernatürlich, wenn auch in Anbetracht der gegebenen Verhältnisse selbstverständlich, daß man sich nicht gefahrlos einem Lehrer oder Ausfeld anvertrauen durfte. Es war ja doch mehr Dummheit als eine strafbare Handlung. Der Junge war zwar käseweiß, als er sich wieder aufrappelte, aber er war zäh. Er blutete fast gar nicht, aber dafür sahen die Wundränder beängstigend bläulich-wässerig aus. Es bildete sich auch kein Grind.

Am nächsten Morgen war die Wunde noch immer offen. Der Junge konnte sie richtig aufsperren. Das tat er auch beim Waschen, um Seifensplitter mit Schaum hineinzubringen und die Kontrolle zu passieren. Sein Gesicht war unbeweglich, und er kam regelmäßig durch, obwohl er große Schmerzen gehabt haben mag. Wie ich später hörte, ist er Arzt geworden.

Das Waschen und die hygienischen Einrichtungen waren zu jener Zeit noch recht primitiv. Etwa alle vier Wochen war Badetag. Das Baden bestand darin, daß man sich nackt in

einen flachen Holztrog stellte. Der Bademeister nahm ein in kaltes Wasser getauchtes Laken und wickelte den Jungen darin ein, um ihn flüchtig zu frottieren. Nach dem zehnten oder zwanzigsten Jungen wurde ein neues Laken genommen. Dann steckte man seine Füße zwei Minuten in einen anderen Trog mit warmem Wasser und Alaun darin, und die Baderei war beendet. Die zwei oder drei gemeinsamen Badetücher zum Abtrocknen waren meist auch schon ziemlich naß.

Alle sechs Wochen kam die Kopfwäsche an die Reihe. Das besorgte eine Lehrerswitwe recht gründlich. Bei etwa 80 Jungen muß es übrigens eine reichlich anstrengende Tätigkeit gewesen sein. Mir kam es immer eigenartig vor, weil es die einzige Frauenhand war, die uns berührte. Die mütterliche Handlung war sehr wohltuend.

Dem Besucher der Anstalt fiel zuerst die ungewöhnliche Kleidung auf. Alltags wurden im Sommer braune und im Winter graue Anzüge getragen, hoch geschlossen aus kräftigem Stoff wie Uniformen. Nach dem Gesundheitszustand der Zöglinge zu urteilen, muß die Kleidung ausgezeichnet gewesen sein, obwohl sie heute wegen ihrer Luftlosigkeit zumindest im Sommer als sehr unhygienisch gelten würde. Mantel und Kopfbedeckung gab es nicht. Das war ich auch von Haus aus nicht anders gewohnt, denn vor dem 18. Lebensjahr war es nicht Sitte, einen Mantel zu tragen, ebenso wie es nach der alten Anschauung als ungehörig oder unfein galt, vor 50 bis 60 Jahren – außer auf der Jagd – einen Pelzmantel zu besitzen.

Die Widerstandsfähigkeit von Jungens ist erstaunlich. Bei 10 bis 20° unter Null spielten und wanderten wir ohne Hut und Mantel im Freien. In der gleichen Kleidung saßen wir zwischendurch in überheizten Schulräumen, wo der vom Schnee feucht gewordene dicke Anzugstoff einen üblen Geruch verbreitete. Der große Temperaturunterschied konnte nur dadurch einigermaßen ausgeglichen werden, daß man

die Jacke oben offen oder geschlossen trug. Eine Weste gab es nicht.

Meine Mutter war sehr eigenwillig in ihrer Erziehung. Was sie sachlich für richtig hielt, wurde durchgeführt, ohne daß man auf seelische Nebenwirkungen Rücksicht nahm. So fand meine Mutter, daß die Anzüge der Anstalt unmodern und nach ihrer Ansicht ungesund seien. Wir trugen als Kinder immer die sogenannten Kieler Matrosenanzüge mit offener Brust und kurzen Hosen. Sie verlangte kurz und bündig für mich eine Ausnahme von der Kleiderordnung, und die Folge davon war, daß ich als einziger auf der ganzen Anstalt keine Anstaltskleidung trug.

Dieser Ausnahmezustand war für mich eine schwere Belastung, wenn auch vom Standpunkt der Abhärtung bestimmt nichts gegen die moderne Ansicht meiner Mutter einzuwenden war. Wiederum wurde ich zum Außenseiter abgestempelt, und das kam in den Jahren meines Dortseins stets bei den ungeeignetsten und peinlichsten Gelegenheiten schmerzlich zur Geltung.

Im Winter war ich gezwungen, in der dünnen offenen Matrosenbluse ohne Mantel Wind und Wetter auszuhalten, was jedoch nicht so schlimm war wie der Aufenthalt in den überheizten Klassenzimmern. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals übermäßig gefroren zu haben oder auch nur ein einziges Mal erkältet gewesen zu sein. Sehr wohl aber habe ich die Zimmerluft als drückend und stinkig in Erinnerung.

Man gewöhnt sich an sehr vieles, aber an die Kleidergeschichte habe ich mich nicht gewöhnt. Wenn ein Schulausflug mit Theaterbesuch gemacht wurde, mußte ich zu Hause bleiben. Ebenso wurde ich bei repräsentativen Vorgängen weggesteckt. Ich konnte auch nicht Offizier werden, und das war besonders schlimm, sich von Jüngeren kommandieren lassen zu müssen.

Ein weiteres von meiner Mutter gefordertes Ausnahme-

recht bestand darin, daß ich mindestens jeden Tag eine Stunde irgendwo allein bleiben durfte. So oft mir auch diese „Extrawurst" vorgeworfen wurde, empfand ich sie doch sehr dankbar, denn das Alleinsein war für mich eine Existenzbedingung, die in Internaten kaum als erfüllbar gilt. Man lebte ja nur herdenmäßig, sei es im Schlafsaal, im Speisesaal, der zugleich Arbeitssaal und Beschäftigungsraum war, oder in den Klassenzimmern, von denen mehrere unmittelbar an den Privatraum eines Lehrers angeschlossen waren.

Im Allgemeinen war man praktisch nie allein, und es war fast unmöglich, einmal in Ruhe einem Gedanken nachzuhängen. Vermutlich bestand bei vielen Schülern gar kein Bedürfnis für das ungestörte Ordnen von Gedanken oder das Bedürfnis wurde von Anfang an unterdrückt und kam nicht mehr zum Bewußtsein. Es wäre aber für die Erweckung von geistig selbständigen Menschen sicherlich empfehlenswert gewesen, gelegentlich Stunden der Besinnlichkeit einzuschalten, statt aus Angst vor dem Verlust von Normalbürgern jede Eigenbrödelei mit Schablonen zu verhindern.

Vermutlich habe ich es den „Extrawürsten" (das Wort hatte ich hassen gelernt!) zu verdanken, daß ich nach 25 Jahren noch nicht vergessen worden war. In der langen Zeit gingen sicherlich viele Hunderte von Zöglingen durch die Anstalt, und ich wagte endlich einen Besuch, bei dem ich unerkannt zu bleiben hoffte.

Ein junges Mädchen empfing mich am Eingang. Ich mußte meinen Namen für die Anmeldung nennen. Eine Minute später hörte ich aus dem dunklen Korridor, wo die Zimmer der Anstaltsleitung liegen, laut und freudig meinen Namen rufen. Der Sohn und Erbe der Anstalt, die nun wohl schon in der sechsten oder siebenten Generation Familienbesitz ist, konnte sich meiner noch deutlich entsinnen, obwohl er während meiner Zöglingszeit gerade studierte und nur selten nach Hause kam. Fünf Minuten später stand ich vor dem nun-

mehr weit über 80 Jahre alten Herrn im grauen Rock und grauen Vollbart, der kaum weißer geworden war. Er polterte noch genau wie damals, und genau wie damals straften seine gütigen Augen den Stil seiner Zeit Lügen. Endlich gestanden wir uns nun unsere persönliche Verbundenheit. Ich hatte ihn mit „Herr Geheimrat" tituliert. Auf dem Korridor, wo es am dunkelsten war, sagte er leise: „Domi, wollen wir nicht wie früher ‚Du' zueinander sagen?" Seine Scheu vor dieser Offenbarung eines Gefühls war charakteristisch.

Der alte Ausfeld zitierte aus dem Gedächtnis die Spottverse, die ich als Junge auf die einzelnen Lehrer gedichtet hatte; er benutzte noch das von mir geschnitzte Teetablett, mit dem ich ihm einmal zu Weihnachten eine Freude machen wollte. Ich saß wieder in dem altertümlichen Raume, in dem die Silhouetten und Photographien von Zöglingen der vergangenen zwei Jahrhunderte hingen. Ganz verzaubert.

Bei Tisch traf ich einige der mir noch bekannten Familienmitglieder. Die Stühle waren so klein geworden. Der Tisch erschien mir so niedrig, aber sonst hatte sich nichts geändert.

Durch die beiden Häuser durfte ich dann allein gehen. Natürlich war vieles moderner geworden, mit Badewannen usw. Doch der alte Geist wehte noch durch die Räume. Der aufgepfropfte Stil der Jahrhundertwende war verflogen, und vor dem Eingangstor leuchtete das erneuerte Wappen: ein Spaten vor der aufgehenden Sonne mit den drei Buchstaben: D. D. H.

Denke, Dulde, Handle. Die Reihenfolge der Imperative ist kennzeichnend: erst denken, dann dulden und dann erst handeln. Wirklich *D*enken und eine verallgemeinerungsfähige Vernünftigkeit zur Geltung bringen können, wirklich *D*ulden und unter Ausschaltung eigensüchtiger Triebhaftigkeit erleben können, läßt eine unzerstörbare Ethik zur Richtschnur des *H*andelns werden.

Der Professor für alte Sprachen, der als Pensionär in einem

der Nebenhäuser einen friedlichen Lebensabend genoß, erzählte mir ein Beispiel für den Stilwandel.

Vertretungsweise hatte der alte Ausfeld nach langen Jahren wieder einmal das Wecken und die Frühaufsicht übernommen. Ich sehe ihn heute noch, wie er polternd und schnauzend durch die beiden Schlafsäle stürmt: „Aufstehen! Aufstehen! Wollt ihr wohl rauskommen?“ Hier und dort nahm er einem Langschläfer die Decke weg, und irgendeinen pfiff er mit Sicherheit an.

Wir waren immer schnell munter und wie der Blitz draußen. Schimpfen mochte er, so viel er wollte, wir waren harte Jungen und ließen uns nicht die gute Laune verderben, denn das Gepolter war ja nie ernsthaft gemeint. Es gehörte zum Spiel.

Und heute?

Ein Dutzend Jungen fing an zu heulen. Sie waren den Ton nicht gewöhnt, und ich kann mir den alten Ausfeld lebhaft vorstellen, wie er die neue Generation fassungslos anstarrte. „Heulen? Du lieber Gott, warum denn?“ Der Alte gab es auf. Die alten Zeiten waren vorbei.

Uns konnte er ernst nehmen. Wir vertrugen viel, und er war stets ehrlich um uns besorgt, auch wenn er es verbarg. Seine Lieblinge hat er besonders streng behandelt, und die ihn am liebsten mochten, haben es durch ruppiges Benehmen und kalte Zurückhaltung ausgedrückt.

Er schätzte es sehr, wenn man einen guten Appetit hatte, und er hielt aufmerksam auf gutes und reichliches Essen. Täglich zitierte er seinen Grundsatz: Erst die Arbeit, dann's Vergnügen. Unter Arbeit verstand er das Essen, unter Vergnügen die Schule. Obwohl er rücksichtslos meine „Extrawürste“ brandmarkte, wußte er, daß ich daran unschuldig war. Seine Zuneigung gewann ich jedoch vor allem durch meinen gesunden Appetit. Ich schlug hierin alle Rekorde. Dadurch wurde mir manchmal eine hohe Auszeichnung zu-

teil. Abends bekamen die Lehrer außer dem üblichen Zöglingsessen immer noch etwas Zusätzliches, und daran durfte ich mich gelegentlich beteiligen.

Das Dumme an dieser Belohnung war nur, daß ich auch die gleiche Eßlust zeigen mußte, wenn es etwas gab, was ich nicht vertrug. Es handelte sich vor allem um ein Gemüse, das Lauch genannt wurde, und das an Suppenkraut (irgendwelche gekochten Zwiebelgewächse) erinnerte, wovon ich mich schon zu Hause als Kind heimlich zu drücken versuchte. Wir waren gewöhnt, alles zu essen, ohne mit der Wimper zu zucken. Nur in dem Mehr oder Weniger entschied sich die Neigung, und das war bei mir in meiner Stellung als Rekordinhaber undenkbar. Ich schluckte alles hinunter, wenn es auch bei dem Lauch manchmal eine geheim gebliebene Magenrevolution gab.

Ich bin in meiner Anstaltszeit nicht glücklich gewesen, aber das war wohl auch nicht der Zweck. Ich war als Kind überhaupt nirgends glücklich, und das hat den Trieb gefestigt, mir später mein Glück selbst zu erzwingen. Die idealen Schulgemeinschaften, von denen ich später mehrere besuchsweise kennenlernte, nehmen zuviel von der Sehnsucht nach einer eigenwilligen Gestaltung des Lebens vorweg und verführen vorzeitig zu einer triebschwächenden Sorglosigkeit. Ich habe zahlreiche Menschen aus meiner Generation gefragt, die mir bedeutend und im Leben besonders erfolgreich zu sein schienen, ob sie ihre Erziehungszeit als glücklich betrachteten. Die Antworten waren ausnahmslos leidenschaftlich negativ und es bleibt zu erwägen, ob die Aufstachelung zum Widerspruch und zur inneren Unabhängigkeit nicht fruchttragender ist. Ich habe jedenfalls der Anstalt Besseres zu verdanken als die Erinnerung an eine glückliche Zeit.

Mit 15 Jahren in Leipzig.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß ich ein ungemein schlechter Schüler war. Der Teufel wußte warum, denn dumm war ich eigentlich nicht über Gebühr, aber faul, uninteressiert, zerstreut und widerborstig. Es ist mir noch heute rätselhaft, warum ich nicht unauffällig und friedlich wie andere Schüler durch die Klassen rutschen durfte.

Früher schob ich die Schuld auf die Zeitenwende mit ihrem Anschauungsbruch. Heute mache ich einen Charakterfehler dafür verantwortlich. Beide Erklärungen hoben jedoch die Rätselhaftigkeit offensichtlich überflüssiger Konflikte nicht auf.

Mein besorgter Vater suchte für seinen Sohn einen möglichst strengen Lehrer, der mir Nachhilfestunden geben sollte. Die große Bekanntschaft summte solange über das Thema, bis ein Mann gefunden wurde, der bei diesem oder jenem ungeratenen Sohn Erfolg nachweisen konnte. So kam ich eines Tages unter der Obhut meines Vaters zu dem Herrn Oberlehrer Hoppe.

Es war ein wohlbeleibter Mann mit einem riesigen Schnauzbart. Die Stimme war entsprechend. Mit unbarmherzigen Blicken maß er mich von oben bis unten, und dann erhielt ich in Gegenwart meines Vaters den ersten Segen.

„Seien Sie ohne Sorgen, Herr Geheimrat, Ihr Sohn kommt in die richtige Zucht." Mein Vater mag gedacht haben: ob das wohl gut geht? Aber es mußte eben gehen, und bald war ich mit meinem neuen Peiniger allein.

„Setz Dich!" Damit wies er mir einen Stuhl an.

Er selbst setzte sich in einen großen Armsessel, aus dem

er sich meines Erinnerns niemals mehr erhob. In Reichweite seiner Arme standen über ein Dutzend halblanger Tabakpfeifen, von denen er sich eine heranlangte und umständlich stopfte. Zwischendurch warf er mir ernste Blicke zu.

Verstockt saß ich wortlos auf meinem Stuhl und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

„Kannst Du rauchen?"

Verblüfft sah ich neuerlich in die grauen Augen, die sonderbarerweise zu zwinkern schienen. „Ja", sagte ich, „Zigaretten."

„Quatsch, das ist kein Rauchen. Hast du einen gesunden Magen?" – „Ja, sogar sehr gesund." –

„Herz", – „Bombengesund!"

„Gut, hier habe ich eine Pfeife für dich besorgt. Nun will ich dir mal zeigen, wie man sie richtig stopft!"

Die volle Stunde ging mit einem eingehenden Unterricht über die edle Kunst des Pfeifenrauchens hin.

Die Pfeife darf nicht so kurz sein, sonst wird die Zunge allmählich durch die Hitze gefühllos wie Leder. Sie darf aber auch nicht zu lang sein, sonst ist der Rauch zu kalt. Also deshalb ein halblanges Rohr.

Die Hauptsache ist unten ein Schmurgeltopf, damit das Gift aus dem Tabak herausgelaugt wird. (Natürlich Unsinn, aber so denkt nun mal der Raucher).

Und dann das Stopfen. Das ist eine hohe Wissenschaft! Man muß langsam von unten mit kleinen Lagen anfangen. Am besten sind zylindrische Pfeifenköpfe, die einen durchlöcherten Boden haben und abgeschraubt werden können, von wegen der Reinlichkeit.

Das nächste war das Problem des Mundstücks. „Große Bohrung, große Bohrung, Jung, das ist wichtig! Fall nur nicht auf die handelsüblichen kleinen Bohrungen herein, denn jede Kraftanstrengung beim Ziehen ist schädlich!"

Die Hauptsache der ersten Unterrichtsstunde war das Anrauchen.

„Hast du dringende Schulaufgaben?" – „Ja, etwas."

„Zeig her, ich werde es gleich machen."

Er machte mir schnell die Übersetzung oder was es war, und mit einigen Abschiedsworten war ich entlassen.

„Wenn du mich verrätst, dann soll dich der Teufel holen! Ich muß für die Väter der strenge Lehrer bleiben, sonst bekomme ich keinen Schüler. Morgen gehst du auf deinem Weg hierher bei Bohrmann in der Klostergasse vorbei und holst dir für 20 Pfg. ein Päckchen leichten Varinas Knaster. Er kennt schon die richtige Mischung für dich, wenn du meinen Namen sagst. Also, auf Wiedersehen!"

Von nun an saßen wir beide fast täglich mit unseren Pfeifen einmütig am Tisch und pafften um die Wette. Das Zimmer war fürchterlich verräuchert, und die Tür konnte man schon nach zehn Minuten nicht mehr sehen.

Die halbe Zeit wurden Lebenserfahrungen ausgetauscht. Er war ungewöhnlich neugierig, und ich begriff sehr schnell, daß er sich daran gewöhnt hatte, die Welt nur noch von seinem Armsessel aus vermittels der Erzählungen seiner Schüler zu erleben. Das war um so leichter, als er auch vielen Ausländern Unterricht in deutscher Sprache gab.

Vor allem hatte er eine ungemein große Kenntnis in Kniffen, wie sie damals in Schulen zum Zweck der Täuschung von Lehrern üblich waren. Auch darin pflegte er Erfahrungen auszutauschen und bereitwilligst seine Kenntnisse zur Verfügung zu stellen.

Das Merkwürdige war an der ganzen Sache, daß ich mich nicht nur – sehr im Gegensatz zu meinen bisherigen schmerzlichen Erfahrungen – auf die Zusammenkünfte freute, sondern daß ich auch lernte. Er lenkte nämlich ganz langsam in seine eigentlichen Aufgaben ein.

„Für mangelnden Fleiß, Unaufmerksamkeit und Trotz habe ich volles Verständnis, aber Dummheit kann ich nicht vertragen! Du mußt dir darüber klar sein, daß deine Lehrer

auf dem Realgymnasium fast ausnahmslos verknöcherte böswillige Feinde sind, die kein größeres Vergnügen kennen, als dich reinzulegen. Im Kriege ist alles erlaubt, sogar das zuverlässige Wissen. Wenn du überzeugt davon bist, alles mit Schmuzetteln zu erreichen, dann los. Ich sage dir aber, daß es meistens bequemer und sicherer ist, die Aufgaben zu beherrschen.

Natürlich ist es Unsinn, daß du für das Leben lernst und nicht für die Schule. Mit deinem Schulwissen kannst du später nicht viel anfangen. Aber du brauchst in diesem irdischen Jammertal nun einmal dein Abitur, und darum geht es. Du kannst die Welt nicht ändern, und ich auch nicht. Sehen wir demnach zu, auf welche Weise wir mit den verdammten Lehrern am besten fertig werden!"

Er hatte selbst einen blinden Haß gegen die „Pauker". Mit seinen früheren Schülern muß er wohl trübe Erfahrungen bezüglich des Realgymnasiums gesammelt haben, auf dem ich mich damals zu halten suchte. Er kannte die Gemeinheiten von einigen überalterten Professoren besser als ich. Wenn ich an die Schulen meiner Jugendzeit zurückdenke, dann kann ich mich nur an wenige Lichtblicke erinnern. Es war die Hölle, ganz abgesehen von meinen eigenen schlechten Anlagen als Schüler. Daß ein Lehrer sich einmal Mühe gab, um mit der ihm anvertrauten Jugend in einen persönlichen Kontakt zu kommen, war wohl nur sehr selten der Fall.

Fraglos war die Erziehungsweise des guten alten Hoppe nicht unanfechtbar, aber in der Welt der Schablonen hatte ich endlich einmal wieder einen Erwachsenen gefunden, zu dem ich mich aussprechen konnte. Das früher übliche Subordinationsverhältnis zu den Eltern gestattete auch keine Brücken zu meinem Vater, und so stand der lebenshungrige Mensch meist allein.

Alle allgemeinen Beschwerden über die Schule schnitt Herr Hoppe einfach ab, d. h. alle Gefühlswerte daran. Für ihn

war es ein Kampf, in dem es keine Gerechtigkeit gab. Diese vereinfachte Anschauungsweise hat mir sehr geholfen, denn ich brauchte mich nicht mehr mit dem Gerechtigkeitsproblem abzuquälen.

„Aber, aber", sagte er, „wenn die anderen Schweine sind, dann brauchen wir selbst noch keine Schweine zu sein."

Nur einmal habe ich ihn aus seiner philosophischen Ruhe auffahren sehen. Er war – ohne darüber Worte zu machen – sehr religiös und von der Unantastbarkeit einer himmlischen Weltordnung überzeugt. Eines Tages erzählte ich ihm, daß ich aus der Klasse rausgeworfen war, wegen Frechheit. Erst grinste er vergnügt, und dann fragte er nach Einzelheiten.

Ich erzählte ihm von unserem Religionsunterricht. Der Professor hatte das Pfingstwunder erklärt, und zwar mit den Worten: „Natürlich dürfen Sie sich die Sache nicht so vorstellen, als ob die Getauften nun die Zukunft voraussagen oder alle Fremdsprachen sprechen konnten, sondern Sie müssen die Übertragbarkeit eines ekstatischen Zustandes annehmen, in dem alle Beteiligten auch ohne wörtliches Verständnis von dem Wissen um eine Offenbarung erfüllt waren."

Kurze Zeit danach wechselte der Lehrer, und der neue Professor nahm den Unterricht wieder beim Pfingstwunder auf. „Domizlaff, beschreiben Sie die Vorgänge!" und ich berichtete mit den gelernten Worten, die mir sehr vernünftig zu sein schienen.

Der neue Professor gehörte offenbar einer orthodoxen Richtung an, denn er wurde blau und rot: „Was ist das für eine abscheuliche Lüge!" donnerte er mich an, „wollen Sie das heilige Wort Gottes verbessern?"

Ich war bei ihm restlos erledigt, und das bedeutete nach dem inneren Gesetz der Schule – der Religionsunterricht stand in der Bewertungsreihe der Fächer oben an – eine

schwere Belastung bei allen Lehrerkonferenzen. In trotzigem Ton wiederholte ich nun seine vorgesprochenen Worte: Die Täuflinge erhielten zur Auswahl je eines der drei Geschenke: Gesichte sehen, die Zukunft voraussagen können oder fremde Sprachen (also französisch, englisch, chaldäisch oder was sonst verlangt wird) sprechen und verstehen können, ohne sie gelernt zu haben.

Daran setzte er nichts aus, aber ich fügte überflüssigerweise hinzu: „Man weiß wirklich nicht, was nun richtig ist, der eine sagt so und der andere so." Das war ungefähr die tollste Frechheit, die bisher vorgekommen war. „Verlassen Sie das Schulzimmer", war die Antwort.

Und dann bekam ich einen offiziellen Direktorialverweis.

Der gute alte Hoppe wurde fuchsteufelswild. Er schlug mit seiner schweren Hand auf den Tisch, daß das Tintenfaß Flecken spuckte. Die Wut dauerte drei Tage und unterbrach in kleinen Abständen die Gemütlichkeit des Zusammenseins. Endlich schrieb er umständlich einen weißen Bogen voll und sandte ihn an den Direktor – oder wie es in Sachsen damals bei Gymnasien hieß: Rektor. Ich weiß aber nicht, welche Wirkung sein Protest gehabt hat.

Ich lernte gut. Mein Vater war zufrieden und übersah deshalb auch die allmählich zu Hause eingeführte halblange Pfeife. Er beschwichtigte sogar meine Mutter, die über den Gestank des Varinas Knasters abfällige Bemerkungen machte.

Das half aber alles nichts. Als das Jahr herum war, blieb ich doch wieder sitzen, zum zweiten Mal in der Untersekunda.

Mit dem notwendigen Wechsel von Schule und Stadt war auch der Abschied von Herrn Oberlehrer Hoppe verbunden. Er hat mir noch viele Ermahnungen bezüglich der edlen Kunst des Pfeifenrauchens gegeben. „Im übrigen", sagte er, „bin ich bezüglich deiner Zukunft in keiner Sorge. Ich kenne meine Pappenheimer und weiß, daß du den richtigen

Weg finden wirst. Wenn es uns auch nicht gelungen ist, gegen die verfluchten Pauker anzukommen, so wirst du doch bald sehen, daß es nicht an mangelndem Wissen gelegen hat. Es ist besser, du kommst jetzt weg, als später. Aber laß dich wieder einmal bei mir sehen."

Wenn ihm die Kritik der Nachwelt Gerechtigkeit zugestehen will, dann muß sie ihn als eine wohltuende Kontrasterscheinung im Stilrahmen seiner Zeit gelten lassen.

VOM SENFKORN

Jugenderlebnisse sind richtunggebend. Ich möchte fast annehmen, daß mit dem Abschluß der Pubertät die Möglichkeit aufhört, noch neue geistige Keimlinge in einen Menschen einzupflanzen. Vielleicht bildet der Künstler eine gewisse Ausnahme, aber er kommt ja auch dementsprechend häufig nie richtig aus seiner Pubertät heraus.

Von mir selbst glaube ich behaupten zu können, daß ich seit etwa meinem 18. Lebensjahr keinen wesentlichen neuen Ausgangspunkt für schöpferische Gedanken hinzugewonnen habe. Immer sind es nur Ausreifungen, Sonderentwicklungen oder Kombinationen gewesen, die den Anschein neuer Ideen erweckten und bei genauerer Untersuchung auf ein Jugenderlebnis zurückgeführt werden mußten. Deshalb grabe ich gern in der ältesten Vergangenheit nach, um das „Original" zu finden und davon Hoffnungen abzuleiten.

Mit 15 Jahren besuchte ich das Realgymnasium, genannt Petrischule, in Leipzig. Das Lehrerkollegium war fast ausnahmslos verknöchert und von einem kleinlich boshaften, hämischen Tyrannentum erfüllt. In den sonderbar weichen, weinerlichen, sächsischen Sprachorganen seniler Menschen sollte man keinerlei Kräfte erwarten, aber man spürte sie sehr bald. „Ich weess nich, worammer märgen gann, daß 'ch aus Sachsen pin, ich schbreche doch das peste Teudsch, aber mer märgt's immer kleich." Das war das Lieblingsthema des Latein-Professors mit einer ganz hohen Altweiberstimme. Der Professor für Französisch, ein geborener Schweizer und deshalb einigermaßen freisinnig, sprach die halbe Zeit des Unterrichts über die mangelhafte Rechtslage der unehelichen Kinder.

Ein anderes Männchen erzählte gern von seinen moralischen Qualitäten mit der Beschreibung, daß er erst mit 35 Jahren eine Frau genossen habe. Die Untersekunda hat sich den Teufel darum gekümmert, wie er seine latente Sexualität abreagierte, aber einzelne Sachkenner wußten sich seine Zuneigung durch das Beichten erdichteter Liebeserlebnisse zu erobern.

Sogar die jugendlichen Lehrkräfte waren von dem verstaubten, verkümmerten und naturfeindlichen Geist infiziert. Ihre Modernität war rein äußerlich, und im übrigen waren sie den Professoren gegenüber mit ihren Urteilen sehr dienstbeflissen. Der Geographielehrer war eine Ausnahme, aber der arme Mann konnte mit der hart gewordenen Rotte von Sekundanern nicht fertig werden. Die Kehrseite des kämpferischen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern zeigte sich in dem Augenblick, wo ein Schulmann es gut meinte und auf Bosheiten verzichtete. Er mußte zur lächerlichen Figur herabgezogen werden, um für die Haßausbrüche als Ventil der Knechtung zu dienen. Die Jugend ist ohnedies ungerecht.

Nur ein einziger Mensch ragte über das Inferno hinaus. Es war der Zeichenlehrer, der an Jahren sogar alle Mümmelgreise überragte. Wahrscheinlich ist der Fall einzigartig, denn er war damals schon über 80 Jahre alt und noch immer im Amt.

An Gymnasien und Realgymnasien war früher der Beruf des Zeichenlehrers ziemlich bedeutungslos, zumal bereits von der Obersekunda ab der obligatorische Zeichenunterricht wie ein Elementarfach aufhörte. Nur eine Persönlichkeit konnte dem Amt einen gewissen Respekt verschaffen.

Professor Fedor Flinzer war einmal als Künstler weit berühmt. Seine Tierbilderbücher, vor allem König Nobel, der Tierstruwelpeter, zahlreiche Katzengeschichten usw.

haben riesige Auflagen erlebt. Das Amt als Zeichenlehrer der Petrischule war nur eine Begleiterscheinung seiner Stellung als Zeicheninspektor der Stadt Leipzig.

Die Sicherheit seines Zeichenstiftes war phantastisch. Seine Hand zitterte zwar im allgemeinen greisenhaft, so daß man bei subtilen Arbeiten ein Ausgleiten befürchten mußte, aber sobald er die Feder aufsetzte, saß bereits der Strich mit einer unheimlichen Genauigkeit.

Als ich nach dem Eintritt in die Untersekunda der Petrischule ahnungslos zum ersten Mal im Zeichensaal auf den Beginn des Unterrichts wartete, sah ich ein kleines Männchen im dunkelbraunen Sammetjackett hereinkommen mit einem großen Kalabreser auf dem Kopf und einer gewaltigen Elfenbeinkugel auf dem spanischen Rohr in der Hand. Die rüde Gesellschaft der Sekundaner war natürlich weit entfernt davon, dem hohen Alter durch gesittetes Betragen Achtung zu erweisen, aber trotzdem bestand eine Art uneingestandenen Übereinkommens, das mangelnde Interesse nicht durch Lärm zu demonstrieren.

Beim alten Flinzer ging es verhältnismäßig friedlich zu, und so wartete ich mit Verwunderung die weitere Entwicklung ab. Meine Leidenschaft für die Malerei habe ich ihm nicht gleich offen bekannt, doch der große Menschenkenner hat es mir sofort an der Nasenspitze angesehen. Er merkte meine Gespanntheit, und die Mitschüler merkten auch gleich bei der Verteilung von Aufgaben seine besondere Aufmerksamkeit auf den „Neuen".

Ab und zu besuchte er die einzelnen, gab gute Ratschläge, korrigierte sparsam und behandelte die jungen Menschen wie Schüler eines Meisterateliers. In dem großen Raum war es erstaunlich still, so daß ich die Umgebung fast ein wenig wie eine geistige Heimat empfand. Fedor Flinzer sagte gar nichts, wenn er hinter meinem Rücken vorüberging, aber er kam öfter. Bald wechselte er das Modell aus dem Natura-

lienkabinett aus, und dann gab er mir eine neue Aufgabe seltsamer Art.

Er nahm einen weißen Zeichenkarton, kniffte ihn zweimal und befestigte ihn mit Zwecken auf dem kleinen Modelltisch in der Weise, daß das Mittelteil eine halbe Walze bildete. Er verlangte von mir, die Übergänge von Licht zu Schatten, Schlagschatten und Gegenlicht mit Bleistift und weißer Kreide auf grauem Papier darzustellen.

An dieser Arbeit habe ich lange Zeit gesessen, denn ich fühlte sehr wohl, daß Flinzer mit der unromantischen Aufgabe eine wichtige Erziehungsabsicht verband. Er deutete immer neue Schattierungen an, die ich übersehen hatte. Kaum erkennbare Nuancen zeigten sich als höchstwichtig, um das Gefühl der Plastik zu verstärken.

So zwang er mich, die Augen aufzumachen und im Unscheinbaren einen Reichtum zu entdecken. Gleichzeitig verlangte er eine große handwerkliche Akuratesse. Das grobe Korn des grauen Papiers brachte mich zur Verzweiflung, denn ich konnte es mit der Forderung Flinzers nach Glätte der Walze nicht in Einklang bringen, bis ich endlich die Unebenheiten mit Kreide und Bleistift in Schatten und Licht ausglich. Flinzer, der das nicht gleich sah, war verblüfft. Er drehte das Blatt um, so daß das Licht jetzt von der anderen Seite einfiel, und damit war die Körnung erheblich vergröbert. Der Scherz hat ihm viel Spaß gemacht.

Nach wenigen Wochen durfte ich auch nachmittags in den Zeichensaal kommen, wo die Oberklassen wahlfreien Unterricht bekamen. Es waren immer nur sehr wenige da, dazu ein paar junge Lehrer und ältere Liebhaber. Es war urgemütlich.

Allmählich schlich ich mich in das Herz des Alten ein. Aus den Lehrerkonferenzen mußte er wohl erfahren haben, wie schwierig meine Stellung in der Schule war. Er sprach wenig darüber, und erst viel später habe ich durch dritte

erfahren, daß er oft mit einer donnernden Philippica seinen Schützling gegen die Normalmenschen verteidigte.

Natürlich wußte er auch von dem Konflikt, in dem ich mich meinem Vater gegenüber mit meiner Liebe zum Malen befand. Eines Tages setzte er seinen Kalabreser auf und wanderte mit seinem spanischen Rohr zum Alten Herrn. Von da an waren die Zügel zu Hause ein wenig lockerer, und von Zeit zu Zeit durfte ich den Alten in seiner Wohnung besuchen.

Das war herrlich!

Er war ein richtiger Künstler, auch in seiner Umgebung. Ein gewaltiger Schädel überwölbte seine großen blauen Augen. Zu seinem Sammetrock trug er ein graues seidenes Halstuch. Sein Atelier war vollgepfropft mit Bildern, Büchern, Mappen, Palmen, prunkvollen Staffeleien, gerafften Vorhängen mit Quasten und Troddeln sowie allen Utensilien, die nun einmal zur Ausstattung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehören. Man sagt heute Kitsch, aber man konnte richtig wühlen und entdecken.

Trotz seines hohen Alters wurde er nicht müde, mir seine Schätze zu zeigen. Er war überzeugt davon, daß ich Maler werden würde, und er gab sich die größte Mühe, um ein Senfkorn in die Seele zu legen. Viel zu früh kam seine schrullige Haushälterin, um mich zum Aufbruch aufzufordern, damit der Alte sich nicht überanstrengte. Doch das half selten etwas. Von 4 bis 7 Uhr war meine Zeit, und darauf legten wir beide Wert.

Dicht über den Mappenständer gebeugt, erklärte er mir die Schönheit der Zeichnungen Gustave Doré's für den Waldläufer von Ferry. Die Blätter schienen aus einer Zeitschrift gesammelt zu sein, denn ich habe mich bis heute vergeblich nach einem Abdruck umgesehen.

Die Dramatik der Komposition eines schwarzen Zweiges quer über die Bildfläche, die vielen Kniffe der Tiefenwirkung

und Raumbildung, die Fülle nervöser Strichlagen und alle die kleinen und doch so wichtigen Hilfsmittel zur Aufpeitschung der Phantasie des Beschauers: Ich sollte Illustrator werden.

Mit diesem Ziel stellte er mir ganz sonderbare Aufgaben. So besaß er z. B. das Bild einer Frau am Spinnrad. Ich mußte es mir gründlich ansehen, und dann verlangte er eine Zeichnung der Frau mit ihrem Spinnrad in einer Perspektive, wie ich sie senkrecht von oben (z. B. aus dem Fenster eines Hauses, mit der Frau unmittelbar darunter vor der Haustür) sehen würde. Das war knifflig.

Beobachten, das war die Hauptsache. Dafür erfand er ein neues Erziehungsmittel. Wenn die Straßen der Stadt Leipzig in den Nachmittagsstunden voll von Menschen waren, postierten wir uns an einer Ecke des Neumarktes. „Sieh dir mal den jungen Mann mit der Mappe an, seinen Gang, sein Gesicht, seinen Anzug und sein Getue." Wir gingen wohl auch hinter unserem Modell her, wenn es vor einem Schaufenster stehenblieb oder sich sonstwie etwas in der Gegend aufhielt.

Dann begann die Analyse. Sicherlich ist es ein Bankbeamter, der auf dem Wege nach Hause noch einige Besorgungen machen will. Er hat etwas Beflissenes an sich, das den kleinen Beamten kennzeichnet. Er ist gewohnt, genau zu rechnen, denn er stellt vor den Schaufenstern Vergleiche an, ohne sich auf die billigen Geschäfte zu beschränken. Seine Kleidung ist nicht gepflegt, vielleicht hat er kürzlich die Stellung gewechselt. Sein Gesicht ist verbissen, als ob ihn zu Hause keine Freude erwarte usw.

Ob unsere Mutmaßungen richtig waren, ließ sich kaum kontrollieren. Wichtig war allein der Erwerb der Gewohnheit des Beobachtens, Vergleichens und Sammelns von vergleichsbereiten Erinnerungsbildern. Das besorgte ich gründlich. Noch nach Jahren konnte es mir passieren, einen

Menschen gedankenlos als Bekannten auf der Straße zu grüßen, ohne daß er es verstand. Hinterher fiel mir dann zumeist ein, daß es ein Studienobjekt gewesen war.

Mein Gedächtnis für Physiognomien wurde derartig stark, daß ich gelegentlich auf Reisen wildfremden Menschen sagen konnte, wann ich sie in Frankfurt, München oder sonstwo auf der Straße, in der Eisenbahn, im Theater usw. Monate und Jahre vorher gesehen hatte. Da sich die Menschentypen trotz aller Mannigfaltigkeit und tatsächlichen Unwiederholbarkeit in sehr vielen wesentlichen Punkten zu Gruppen zusammenfassen lassen, weiß ich oft bei dem Anblick von Gesichtern, mit was für einer Stimme sie sprechen werden, welche Gangbewegung sie machen, und auch wie sie sich in anderen Dingen verhalten, gleich als ob ich Gedanken lesen könnte.

Eine weitere gute Gedächtnisübung war das schnelle Erfassen einer Mannigfaltigkeit. So ließ mich Flinzer hin und wieder nach einem flüchtigen Blick in ein Schaufenster oder auf eine wartende Menschenmenge mit abgewandtem Gesicht alles aufzählen und beschreiben, was ich bildmäßig eingefangen hatte.

Gleichzeitig verwies er mich auf das Porträt, und das Porträtieren erlaubte er mir auch während der Schulstunden, wofür ich stets opferwillige Klassenkameraden als Modelle fand, denen das Stillsitzen als ein halbes Faulseindürfen galt. Einmal kam ich ziellos in das Naturalienkabinett und fand dort den Alten mit tränenden Augen vor dem Tisch am Fenster stehen. Er deckte bei meinem Eintreten eine Zeichnung zu, die ich wohl nicht sehen sollte. Mit seinen großen blauen Augen sah er mich kummervoll an, in der Rechten ein Stück Radiergummi.

Dann brach es aus ihm: „Die Vandalen! Nein, Vandalen waren unwissende Wilde, aber hier handelt es sich um gebildete Menschen!“

Einigermaßen bestürzt sah ich auf den alten Herrn, der zögernd das verdeckte Blatt freigab. Es war ein von mir gezeichnetes Porträt, in das ein Mitschüler mit ungelenker Hand und hartem Bleistift einen der üblichen Schnurrbärte gezeichnet hatte. (Warum müssen es eigentlich immer Schnurrbärte sein?)

Ich war auch erschrocken und verärgert, weil ich das Porträt für besonders gut gelungen hielt. Aber weit mehr ängstigte mich die ungewöhnliche Aufregung, in die Professor Flinzer geraten war.

Tief aufatmend setzte er sich auf einen Stuhl. Er war vollständig aus den Fugen, und dann tropften die Tränen aus seinen Augen, ohne daß er es merkte. Ich sagte möglichst leichthin, daß ich eine neue Zeichnung machen wollte, denn der harte Strich wäre doch nicht herauszuradieren. Er winkte ab.

„Darum handelt es sich gar nicht, es geht um andere Dinge." Eine Zeitlang schwiegen wir beide, dann begann er von neuem.

„Du kennst noch nicht den Mob. Vorläufig ist noch alles Kinderspiel, aber ich sehe die schmerzlichen Erfahrungen kommen. Der Mob hat einen instinktiven Haß gegen jeden, der seinen eigenen Weg geht, und besonders gegen jeden, bei dem er eine geistige Überlegenheit verspürt. Nur brutale Menschen, Muskelpakete oder Erzgauner werden respektiert, aber fast niemals eine schöpferische Natur ohne äußere Machtmittel. Deshalb haben die Künstler und Gelehrten ja immer einen Schutzpatron gebraucht.

Ich habe es sehr wohl bedacht, daß alles, was man gegen dich einwendet, Blödsinn ist und nur den Instinkt des Spießers gegen das Andersartige verdecken soll. Du kümmerst dich um niemand, du tust niemandem etwas zuleide, und du merkst nicht einmal, daß du allein gegen viele stehst. Aber die Zeit kommt schon noch, wo man nicht

nur auf deine Zeichnungen Schnurrbärte schmiert, sondern keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um die bestgemeinten Ideen in den Dreck zu ziehen.

Komm heute nachmittag zu mir, ich erzähl dir mehr davon."

Fedor Flinzer erzählte mir viel aus seinem Leben. Der Vorfall schien mir belanglos zu sein, und die Möglichkeit einer Nutzanwendung seiner Worte blieb aus, auch wenn ich sie im Gedächtnis behalten habe.

Er erzählte von dem Barrikadensturm 1848 in Dresden. Von dem großen Baumeister Semper. Von dem berühmten Bildhauer Rietschel, seinem Lehrer, von Ludwig Richter und vor allem von seinem Freund Genelli. Sie alle wanderten einen Leidensweg auf der Erde. Semper war selbst ein Revolutionär, die anderen waren wohl nur mitgerissen in dem Strudel der Ereignisse. Mich interessierten auch weit mehr die Künstler, als die Musterbeispiele vom Mob mit seinem Massenwahn. Menschlich gesehen mag die Absage Rethels an eine nationale Revolution nicht schön gewesen sein, aber sein hierfür veröffentlichter Totentanz ist wunderbar.

Zeichnen konnten die Leute damals! Das war beneidenswert. Flinzer beschrieb, wie Rietschel in einem Zuge die Kontur eines Jünglings zog. Er fing auf dem Scheitel an und traf auf der anderen Seite wieder haargenau an den Ausgangspunkt. Bei Korrekturen soll er es oft so gemacht haben, um es dann den Schülern zu überlassen, das Gerüst mit Details auszufüllen.

Auch Genelli war ein genialer Aktzeichner. Außerdem besaß er selbst einen unvergleichlich schönen Körper. Da er sich morgens gern im Adamskostüm am offenen Fenster seiner Wohnung am Markt in Dresden zeigte, erregte er viel Ärgernis, aber das quittierte er mit der öffentlichen Aufforderung, die Dresdner möchten die Gelegenheit benutzen, um einmal einen klassischen Körper lebend zu sehen.

Die Zeit meines Zusammenseins mit Fedor Flinzer hat fast zwei Jahre gedauert. In der Untersekunda war ich sitzengeblieben, und als ich dann auch im zweiten Jahr – ein an sich wohl seltener Fall – das Ziel der Klasse nicht erreichte, war meines Bleibens nicht länger. Aus Gnade und Barmherzigkeit wurde mir erlaubt, die Schule schon vor der Erteilung der Osterzeugnisse zu verlassen, um mir nicht die Aufnahme in eine andere Schule zu erschweren, und so mußte ich von Professor Flinzer Abschied nehmen.

Wir waren beide sehr traurig gestimmt. Er selbst blickte weiter. Ich rettete mich in meine verkrampfte Wurstigkeit. Er meinte, es läge alles nur an persönlicher Feindschaft verständnisloser Lehrer. Ich meinte mit einem Anflug von Selbstkritik, es läge an meiner Faulheit. In den Naturwissenschaften, also Geographie, Physik, Mathematik und Geschichte stand ich sogar wesentlich über dem Klassendurchschnitt, aber in Latein, Französisch und Englisch versagte ich vollkommen. Ich fühlte, daß eine mir selbst unerklärliche Faulheit daran schuldig war, aber so oft ich auch mit guten Vorsätzen an die lateinische Grammatik heranging, nach fünf Minuten ergriff mich eine unüberwindliche Lähmung, eine entsetzliche Gleichgültigkeit, und statt weiter zu ochsen, verfiel ich meinen unfruchtbaren Träumereien. Ich konnte eben nicht „arbeiten".

Zum Abschied schenkte mir Flinzer ein paar Zeichnungen von sich, die ich getreulich aufbewahre und oft jüngeren Künstlern zeige, um sie auf das hohe Können der alten sehr zu Unrecht vergessenen Schulen aufmerksam zu machen. Dazu sagte der großväterliche Freund die Worte, die er schon früher einmal zu meinem Vater mit der Bitte um Nachsicht gesagt hatte: „Zwei Schüler habe ich in meinem Leben gehabt, um die es sich lohnt. Zuerst Klinger, dann dich. Klinger hat sein Versprechen eingelöst. Enttäusche du mich nicht, auch wenn ich es nicht mehr erleben werde."

Das zeichnerische Senfkorn, das er in mich pflanzte, hätte ihn vielleicht doch enttäuscht, denn ich kam in eine wirre Zeit, in der ich den Glauben an eine Entwicklung der Kunst vollständig verlor. Aber das Senfkorn der Menschenbeobachtung ist aufgegangen, und daraus habe ich einen königlichen Beruf gemacht.

Während meiner Schulzeit hatte ich immer ein schlechtes Gewissen. Deshalb bekam ich auch einen heillosen Schrekken, als sich mein Vater bei mir in Eilenburg zu Besuch anmelden ließ, wo ich in der Obersekunda des Realgymnasiums Aufnahme gefunden hatte. Morgens im Unterricht war ich sehr unaufmerksam. Die Nervosität steigerte sich bis zum Unerträglichen, denn ich konnte absolut keinen Grund für den Besuch erkennen, und die Angst vor dem Ungewissen ist am quälendsten.

Als endlich der Zeitpunkt zum Abholen des Vaters vom Bahnhof gekommen war, hatte ich den Grad der verkrampften Wurstigkeit erreicht, mit dem sich die armen Sünder in der Folterkammer unempfindlich zu machen suchten. Na, also, wenn schon, den Kopf kann es nicht kosten, und wenn ich zu einem Schuster in die Lehre muß, dann will ich es auch zufrieden sein.

An der Sperre erschien als erste meine Schwester, damals zehn Jahre alt. Die nächste war meine Mutter mit einem merkwürdig zufriedenen Gesicht. Zuletzt kam der Vater, ebenfalls schmunzelnd.

Auf dem Wege vom Bahnhof wußte ich noch nicht, was los war. Offensichtlich nichts Unangenehmes, aber doch beunruhigend. Wie bei allen ungelösten Spannungen sehnte ich mich danach, irgendwo in der Welt allein zu sein, auf einer Wiese zu liegen und einmal unbeschwert aufzuatmen.

„Sag du es ihm doch", wandte sich die Mutter zum Vater. „Dir macht es aber doch besonderen Spaß", erwiderte der Vater. Und meine Schwester sagte: „Klinger ist einverstanden!"

Was?! Klinger?! Was soll das? dachte ich nach.

Max Klinger galt zu seiner Zeit als der bedeutendste deutsche Künstler; Maler, Radierer und Bildhauer zugleich. Später ist er ein wenig in Vergessenheit geraten, d. h. sein Name litt unter falschen Bewunderern, unter einer falschen Betonung seiner Bedeutung und unter dem atonalen Ausklang der Malerei seiner Epoche. Es wird wieder der Tag kommen, an dem seine eigentlichen schöpferischen Taten vorurteilslos anerkannt werden.

Seine hohe Stellung war damals unbestritten, und wenn sein privates Leben nicht so unbürgerlich gewesen wäre, so hätte er längst den Titel Exzellenz bekommen. Wo überall deutsche Kunst im Ausland repräsentativ auftrat, stand der Name Klinger im Vordergrund, und deshalb bedeutete er auch bei meinem Vater eine uneingeschränkte Autorität.

Mein Krampf war zu starr. Ich äußerte kein Wort der Neugierde, sondern sah ostentativ in der Gegend herum, bis mein Vater mit mütterlichen Einschaltungen den Sachverhalt erklärte.

In großer Sorge über meine hochfliegenden Pläne und zugleich über meine irdische Unzulänglichkeit, vor allem in der Schule, hatte er eine Anzahl Zeichnungen und Aquarelle eingepackt, um von Max Klinger ein Urteil zu erbitten. Klinger hatte sich die Sachen zuerst schweigsam angesehen, dann fragte er, wo ich die Sachen „abgezeichnet" hätte. Mein Vater verneinte das „Abzeichnen". „Welchen Lehrer hat er denn gehabt?" – „Er hat niemals außerhalb der Schule einen Lehrer gehabt." – „Na, auf welcher Akademie war er denn?" – „Er war niemals auf einer Akademie, sondern er ist 16 Jahre alt und sitzt in der Obersekunda."

Das daraufhin abgegebene Urteil des Meisters war für meinen Vater überwältigend. Er hatte nie viel von mir gehalten und mich innerlich mit dem Maßstab seines kaisertreuen Beamtentums als hoffnungslosen Fall betrachtet. Und

jetzt erfuhr er von einer unbestreitbaren Autorität, daß sein Sohn eine Art Weltwunder sei.

Es ist das Vorrecht des Künstlers, spontan zu urteilen und bei ehrlicher Begeisterung die Worte nicht auf eine Wagschale zu legen. Ebenso kennzeichnend für Klinger war seine Antwort auf die väterliche Frage nach einem geeigneten künstlerischen Erziehungsinstitut: „Unterricht? Das ist zu spät! Was soll er denn noch lernen?!" – „Aber irgendetwas muß man doch noch tun", erwiderte mein alter Herr. – „Nee, da können Sie gar nichts tun, der tut allein genau das, was ihm paßt. Schicken Sie ihn mir einmal her." –

Ich war und blieb stumm. Einesteils pflegen Jungen in meinem Alter jede Gefühlsregung mit Bockbeinigkeit zu verdecken, und anderenteils war es der Krampf, der sich eher verstärkte als löste. Hochnäsig übernahm ich die Rolle des unverstandenen Genies, und zwar um so eifriger, als ich erfuhr, daß sich praktisch überhaupt nichts ändern würde. Ich sollte weiter auf der so verhaßten Schule bleiben und das Abitur machen; das waren für mich zweieinhalb weitere Jahre Tortur, wenn alles gut ging, was sehr unwahrscheinlich war.

Wieviel hätte ich darum gegeben, wenn ich zu einem tüchtigen Akademiker in die Lehre gekommen wäre und das Handwerk gelernt hätte! Mein Vater war jedoch nunmehr darüber beruhigt, daß ich nach vorschriftsmäßiger Beendigung der Gymnasialzeit mühelos Ruhm und Lebensunterhalt einheimsen könnte. Wenn es für ihn überhaupt ein Problem in der Kunst gab, dann war es ein Problem des Fleißes.

Der Tag verlief trotz Kuchen und Schokolade etwas süßsauer. Der Krampf löste sich nicht, und meine Stimmung war sinnlos verzweifelt.

Nach einigen Wochen brachte mich mein Vater zu dem großen Meister ins Atelier. Ich war so verängstigt, daß ich die Titel Professor und Geheimrat durcheinander brachte,

bis der Gewaltige im Schatten seiner noch gewaltigeren Schöpfungen „kollegial" brummte: „Ich heiße Klinger."

Mit beiden Händen hielt er mich an den Schultern fest und sagte: „Was aus Ihnen wird, kann ich nicht sagen, aber in Ihren Augen steckt etwas."

Nach etwa einer Stunde kam neuer Besuch, ein sehr feinsinniger Japaner, den ich später wieder treffen sollte. Inzwischen war auch seine üppige Freundin Elsa Asenieff hereingerauscht, in einem schwarzen Seidenkleid mit vielen Spitzen und einer gelben Teerose an ihrem hohen Busen. Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich mit tiefer Befriedigung die rührende Ungeschicklichkeit des Gewaltigen bei den gesellschaftlichen Formen der Vorstellung. Er war richtig linkisch und verlegen wie ein großer Junge, eben ein richtiger Künstler, der mir als freier Mensch inmitten des konventionellen Lebens zu einer Offenbarung wurde.

In Gegenwart des Dieners wurde mir eingeschärft, recht oft einfach ohne Anmeldung wieder zu kommen, und dann waren Vater und Sohn entlassen. Ich war begeistert, und meine Verehrung ist bis heute unwandelbar geblieben.

Aus Angst und Bescheidenheit ließ ich fast Jahr und Tag vergehen, bis Klinger selbst an einen Besuch erinnerte. Er erbat sich eine Anzahl Arbeiten, um sie in der Lia (Leipziger Jahresausstellung) zu zeigen. Ich fand meine Sachen in einem Seitenraum ausgezeichnet gehängt, und das war mein erstes öffentliches Auftreten. Wahrscheinlich hatte Klinger selbst die Presse instruiert, denn ich stand vor einer Fülle von Kritiken, deren Werturteil kaum in einem richtigen Verhältnis zu meinen Leistungen gestanden haben kann.

Nun war ich ein Wunderkind, und daraus soll bekanntlich nichts werden. Daß mich diese Verwöhntheit nicht besserte, ist verständlich. Ich war zwar selbstkritisch genug, um den Erfolg in ein abgeschwächtes Licht zu rücken, aber der fürchterliche Kontrast zu meiner Zwangslage als Gymnasiast

und zu meiner Rolle als sehr streng erzogener Sohn gab immer neue Anlässe zu dem schrecklichen Krampf, unter dem ich selbst und meine Umgebung litt. Die Bekanntschaft mit anderen Künstlern nützte mir nichts, denn sie hatten keine Veranlassung, sich mit dem arroganten Jungen abzugeben.

Die Anschauungen meines Vaters vom Künstlertum entsprachen seinem strengen Stil. Er hatte selbst eine arbeits- und entbehrungsreiche Jugend gehabt, und er betrachtete den Besuch von Theater und Konzerten mit wenigen Ausnahmen nicht als Quelle künstlerischer Anregungen, sondern als Luxus, den man sich erst verdienen müsse. Er erwartete, daß ich unablässig das Zeichnen „übte", und das war ein Grund mehr für mich, nichts zu tun und vor lauter Krampf manche schöne Gelegenheit zur Weiterbildung zu versäumen.

Ab und zu faßte ich mir Mut und ging zu Klinger, der mich stets liebenswürdig aufnahm. Sein Diener hatte erneut die Anweisung erhalten, mich selbst dann hereinzulassen, wenn der Meister beim Arbeiten war. Meines Wissens ist es das einzige Mal gewesen, daß eine solche kostbare Erlaubnis gegeben wurde.

Ich verdrückte mich mucksmäuschenstill in dem großen Raum, der mit zahllosen interessanten Sachen vollgestellt war. Mit dem Bildhauerkäppchen auf dem Kopfe hantierte er halb hockend, halb sitzend, vor einem Marmorblock, auf dem mit Rötel einige Stellen vorgezeichnet waren. Das helle Pochen des Schlegels war eine wunderbare Musik. So ganz von ungefähr fing er dann eine Geschichte an und erzählte, was ihn gerade gedanklich bewegte. Wie alle großen Leute machte er keinen Unterschied zwischen Jugend und Erwachsenen, und das war wohltuend. Seine Erzählungen waren oft nicht salonfähig, aber sie haben mir auch nichts geschadet.

Praktisch erlebte ich ein Stück Kunstgeschichte, da vor allem seine römische Zeit in seinen abgerissenen Sätzen

wiederkehrte. Die Sache Stauffer-Bern, über die sich die Gemüter immer noch nicht beruhigt hatten und bei der Klinger keine vorteilhafte Rolle gespielt zu haben scheint, wurmte ihn so tief, daß er mich halbfertigen Menschen geradezu zum Richter machen wollte. Die Angelegenheit wurde hin und her gedreht, wie bei einer Art von Gewissensforschung. Nachträglich suchte ich mir die Voraussetzungen für ein verständnisvolleres Zuhören zu verschaffen, und ich erfuhr von den Kerkerwochen, die Stauffer-Bern von einem eifersüchtigen Ehemann zugedacht waren. Hier handelte es sich jedoch um eine Zeugenaussage Klingers, und seine Argumentation verlangte eine so umfassende Sachkenntnis, wie sie außer den Beteiligten wohl niemand besaß.

Ein anderes häufig wiederkehrendes Thema war seine Feindschaft zu Exzellenz Wach, dem Vorsitzenden des Kunstvereins. Wach war ein berühmter Jurist und Professor an der Universität Leipzig. Man erzählte von ihm, daß er in einer einzigen Nacht die Grundzüge der sächsischen Staatsverfassung bei irgendeinem dringlichen Anlaß erneuert habe. Äußerlich war er ungemein eitel, mit Monokel und den lässigen Gebärden des Grandseigneurs. Ein Colleg über Verkehrsrecht soll er einmal mit folgenden Worten eingeleitet haben: „Es gibt ein Verkehrsmittel, das von anspruchslosen Mitbürgern benutzt werden mag – ich kenne es nicht aus eigener Anschauung – und das eine elektrisch betriebene Straßenbahn genannt wird."

Als arbiter artium war Wach unerträglich. Übrigens war er äußerst kurzsichtig, so daß er zu einem Bildwerk niemals die nötige Distanz gewann und stets in Details befangen blieb. Seine Herrschaft über das Kunstleben der Stadt war drakonisch und von einem unglaublichen Hochmut gekennzeichnet. Alles, was irgendwie nackt war, wurde aus den offiziellen Ausstellungen des Museums rücksichtslos entfernt. Die Altjüngferlichkeit zeigte sich auch bei seinen Favoriten

der kleinlichsten Pastellmalerei. Ob nun Klinger wegen seiner Freundschaft mit Elsa Asenieff, wegen seines ungesellschaftlichen Lebens oder wegen seiner impressionistischen Modernität von ihm abgelehnt wurde, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß er jede Gelegenheit benutzte, um die Empfindlichkeit der Künstlernerven auf eine boshafte Art quälend werden zu lassen. Klinger beklagte sich vor allem darüber, daß Wach die Vermittlung des großen Staatsauftrages für die Aula der Universität Leipzig Jahr und Tag entgegen den klaren Anweisungen der Regierung hinausgezögert habe, bis endlich keine Möglichkeit mehr bestand, die Sache zu hintertreiben.

Amüsant war eine Geschichte, die vielleicht nicht ganz druckreif, aber zweifellos kunsthistorisch aufschlußreich sein kann. Klinger verarbeitete besonders gern farbige Steine. Darin trieb er einen großen Luxus. Auch den weißen carrarischen Marmor suchte er durch einen zarten Ton zu beleben, und dazu diente als Anregung ein sehr persönliches Erlebnis.

Wie es in jenen Zeiten häufig war, hatte er sich durch seinen unsoliden Lebenswandel in Rom eine Krankheit zugezogen, die zwar als sehr lästig, aber auch als kurzfristig und bei entsprechender Vorsicht einigermaßen harmlos bezeichnet werden kann. Zur Heilung benötigt man eine Silberlösung mit dem Namen Protargol.

Eines Abends nun kam Klinger trotz des Alkoholverbotes während der Kur sehr bettschwer nach Hause. Gewissenhaft legte er sich ein mit besagtem Stoff gefülltes Instrument auf der Marmorplatte seines Nachttisches zurecht, aber bevor er zum Gebrauch kam, war er eingeschlafen. Als er morgens erwachte, war das Zeug ausgelaufen und in den Marmor eingedrungen.

Natürlich war ihm dies sehr peinlich, und er versuchte, die Platte wieder sauber zu machen. Alles Waschen und Reiben nützte nichts. Am Ende angestrengten Bemühens blieb ein feiner rosafarbener Hauch zurück, der aus dem Innern des

Steines durch die wieder weißgeriebene Oberfläche schimmerte. Das brachte ihn auf die Idee, auf gleiche Weise seine Marmorarbeiten zu tönen. Ein weiterer Kunstgriff ist mir nicht bekannt, aber das Verfahren muß noch einen Haken gehabt haben.

Etwa gleichaltrig mit ihm lebte in Leipzig ein Bildhauer mit Namen Seffner aus dem Kreise um Wach. Ein ungemein tüchtiger Handwerker, der besonders bei Hofe wohl gelitten war und in Verbindung mit einem Denkmals-Auftrag des Königs Friedrich August auch ein Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz wurde. Seffner erzählte ich einmal von der Methode des Färbens, d. h. er hatte schon von dem Trick gehört, dessen ominöser Ursprung keinen echten Künstler stört, und er wollte Einzelheiten wissen. Wenn ich mich nicht irre, war es eine stolze Jungfrau aus carrarischem Marmor, die von Seffner versuchsweise mit der unmoralischen Medizin beseelt werden sollte. Der Versuch glückte, und das Mädchen erstrahlte in einem holden Rosa-Incarnat.

Die Katastrophe trat erst einige Wochen später ein, als dicke braune hektische Farbflecken auftraten, die von keinem chemischen Lösungsmittel mehr entfernt werden konnten. Die Arbeit war restlos verdorben. Seffner lief noch nach Jahren rosa-rot an, wenn die Sprache auf Klingers polychrome Methode kam.

Eines Tages brummte der Meister, warum ich nicht Radierungen machen wollte. Ich versicherte ihm, keine Ahnung zu haben, wie man so etwas anstellt, aber das ließ er nicht gelten. Aus einem Schubfach holte er eine grundierte Kupferplatte heraus und erklärte: „Man nimmt eine Nadel, die man für wenige Pfennige im Fachgeschäft kauft, und zeichnet damit. Dann wird die Platte geätzt, und die Sache ist fertig. Also los, das nächste Mal will ich eine Radierung sehen!“

Die Platte steckte ich ein, in dem Fachgeschäft besorgte ich mir nicht nur eine Nadel, sondern auch eine Anleitung

zum Radieren. Dann kopierte ich eine eigene Landschaftsstudie. Ich habe sogar mehrere Radierungen fertiggebracht, aber die Sache war mir allzu technisch. Das Ätzen ist theoretisch einfach, doch in der Praxis wollte es mangels richtiger Anleitung immer nur unvollkommen gelingen. Klinger war mit der ersten Probe zufrieden, meine späteren Anläufe in dieser Ausdrucksweise blieben jedoch bald stecken. Die Technik war aus der Mode gekommen, und unwissentlich bin ich wohl dadurch beeinflußt worden.

Überhaupt litten meine Beziehungen zu dem großen Meister bald an den Folgen der Zeitenwende. Cézanne, van Gogh und Munch waren Götter, die Klinger noch einigermaßen anerkennen konnte; Picasso, Fauconnier, Leger usw. waren mit ihren Folgeerscheinungen für ihn naturnotwendig Sinnlosigkeiten.

Da ich selbst keinerlei stabile Grundlagen besaß, wurde ich bald in einen Strudel gerissen, aus dem ich nicht mehr herausfinden sollte. Ich glaubte die Zeit des Impressionismus als überwunden, und doch brachte ich mit meiner naiven Gläubigkeit nie die Kunstfertigkeit auf, nach Effekten zu suchen. Wahrscheinlich fehlte es mir überhaupt an ursprünglicher Begabung, jedenfalls war es unmöglich, oder doch außerordentlich schwer, sich ohne Sensationen durchzusetzen. In einem gewissen Grade habe ich es manchmal versucht, unehrlich zu sein um der Mode zu gehorchen. Das, was bei anderen ein echter Kunstzwang gewesen sein mag, war es bei mir bestimmt nicht. Die Quälerei dauerte noch mehrere Jahre, bis ich die ganze Malkunst für lange Zeit an den Nagel hängte und damit alle in mich gesetzten Erwartungen enttäuschte.

Dieses Dilemma hätte ich Klinger schon damals eingestehen sollen. Die natürliche Scheu vor dem bedeutenden Manne und die beginnende Unsicherheit in der Beurteilung seiner Werke verhinderten das. Ich war verkrampft und blieb es auch.

Als ich während der zwei Hungerjahre meines ersten längeren Aufenthaltes im Ausland einmal nach Leipzig zurückkam, und auf Drängen meines Vaters zu Klinger ging, nahm er wieder schweigend meine Schultern in seine beiden großen Hände und sah mir in die Augen. „Ich weiß nicht, wie es ist und wie es wird, aber in den Augen steckt etwas. Sie sind schärfer, aber auch reicher geworden."

Nach meinen Arbeiten fragte er nicht mehr.

Auf der traditionellen Lia hatte ich zwei Landschaften aus dem Park Monceau ausgestellt, die auch verkauft wurden. Im Atelier Klingers traf ich einige Zeit später den feinsinnigen Japaner, der eine Halbfigur seiner Frau in Auftrag gegeben hatte. Die ungewöhnlich kultivierte Art der Unterhaltung war erstaunlich.

Der Japaner fragte mich, ob ich einen Verwandten hätte, der Maler sei. Ich erklärte ihm, daß ich das selbst sein müsse, denn es gäbe keinen anderen Maler meines Namens. „Es wird Sie interessieren, wohin Ihre beiden Bilder aus der Lia gelangen", meinte er, „sie sind für den Palast des Kaisers von Japan bestimmt, in dessen Auftrag ich europäische Kunstwerke sammle."

Klinger brummte zustimmend.

Als ich mit Klinger allein war, sagte er: „Der Japaner hat die Schenkeritis; Kästen aus Goldlack und sonstige Lackarbeiten, Holzschnitte von Hokusai, die 30 Ansichten des Fujijama von Utamaro und vor allem ein Album, das ich Ihnen zeigen muß."

Er holte ein umfangreiches Leporello hervor, das wir uns zusammen ansahen. Es war das Tollste an Pornographie künstlerischer Vollendung, was wohl ersinnbar sein kann.

„Und nun stellen Sie sich einmal vor", sagte Klinger, „das mußte ich mir gleich zusammen mit seiner jungen japanischen Frau besehen. Ich habe mich entsetzlich geniert. Die Japaner sind überhaupt komische Leute. Von der Frau

habe ich doch eine Halbfigur gemacht, und ich habe noch niemals eine Dame sich mit solcher Ungeniertheit und Selbstverständlichkeit ausziehen sehen. Die Kleidung fiel mit einer graziösen Bewegung ab, und da stand sie gänzlich unbefangen wie Eva im Paradiese. Die Leute haben wirklich Kultur!" . . . .

Die Geschenke waren sehr wertvoll. Der Direktor des Kunstgewerbemuseums hat die Sachen gleich schätzen müssen, und dabei kamen sehr hohe Summen heraus. „Für die Halbfigur zahlt er auch einen sehr anständigen Preis!"

Das war eine typische Bemerkung Klingers, denn die Geldfrage besaß für ihn eine außerordentliche Wichtigkeit. Nicht lange vorher hatte er das Denkmal von Brahms in Hamburg bezahlt bekommen, und so schwamm er in eitel Wonne und Zufriedenheit.

Im September 1914 kam ich endgültig nach Leipzig zurück. Klinger empfing mich bei meinem ersten Besuch mit den Worten: „Sie erinnern sich doch des Japaners? Er hat seine 40 000 Mark bezahlt, die Skulptur hier gelassen und ist abgereist. Was soll das?

Aus Amsterdam hat er mir eine Karte geschickt: „Bald werden wir durch Mißverständnisse getrennt werden, aber es kommt die Zeit wieder, wo wir uns verständigen und ich Ihnen erneut meine Verehrung bezeugen kann."

So ungefähr lautete die Postkarte, die mir in Erinnerung geblieben ist. Ich riet Klinger, die Karte an das Auswärtige Amt in Berlin zu senden, denn das sähe hinsichtlich der japanischen Politik unfreundlich aus.

Das tat er denn auch, und bei meinem nächsten Besuch erzählte er mir von der Antwort des A. A. Der Japaner wäre an der Botschaft in Berlin attachiert gewesen, ohne eigentlich Dienst zu tun oder auch sonst in Erscheinung zu treten. Jetzt hätte es sich herausgestellt, daß er ein kaiserlicher

Prinz sei, der sich inkognito in Europa zum Studium abendländischer Kultur aufhielt.

Klinger hatte sehr bald Anlaß zur Bekümmerung. Das Geld war zwar gezahlt, aber er sorgte sich um die Arbeit. Mit dem plötzlichen Eintritt Japans in den Krieg war das Portrait der Japanerin feindliches Eigentum geworden und unterlag der Beschlagnahme.

Da ich bald ins Feld kam und nach dem Krieg ein wechselvolles Dasein begann, das auch aus finanziellen Gründen mich zum Aufgeben der unglücklich geliebten Malerei zwang, habe ich den großen Meister immer seltener gesehen. Nach dem natürlichen Zerfall der Freundschaft mit Elsa Asenieff, die ich öfters traf, und deren geistige Verarmung mir sehr leid tat, zog er sich mehr und mehr zurück. Eine neue Liebe erfüllte seine letzten Jahre, so daß er schließlich noch heiratete.

Zum letzten Mal traf ich ihn im Leipziger Kunstverein bei einer Protestversammlung gegen den Vorsitzenden Exzellenz Wach. Solche Versammlungen hatten mehrfach stattgefunden, wenn auch ohne Erfolg, aber diesmal wollte Klinger endlich seinem übervollen Herzen Luft machen. Das Schauspiel war deprimierend.

Der alte Meister rief und protestierte linkisch und unbeholfen. Der Vorsitzende Exz. Wach war ein sattelfester Routinier der Verhandlungsführung. Er überging die ungeschickten Versuche eines Einspruches mit den lässigen Gebärden eines Weltmannes und sprach sachlich weiter, gleich als ob er die Stimme seines Gegners voll milder Nachsicht überhören wollte. Es war überaus peinlich. Klinger fühlte sich mundtot. In der Versammlung regte sich keine Hand, als er mühsam aufstand und mit seiner Begleitung verbittert aus dem Saal ging.

Bald darauf starb er.

Der Verlauf der Beerdigungsfeierlichkeiten war seltsam.

Am frühen Morgen eines sommerlichen Tages des Jahres 1920 holte mich mein Kollege Einschlag ab, um mit mir nach Naumburg zu fahren. Das Begräbnis sollte auf Klingers Weinberg im Saaletal stattfinden. Viele bedeutende Menschen kamen trotz der Unbequemlichkeiten einer Reise in der Nachkriegszeit von weit her, um den Meister zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten.

Der Zug war voll von Trauergästen, die öfter ihre Plätze wechselten, um Erinnerungen auszutauschen. Der Bildhauer Professor Hartmann hatte die Totenmaske abgenommen, die er uns zeigte. In dem Gips hingen noch einige Haare, die mich gruseln machten, aber die Gesichtszüge waren friedlich und charakteristisch geblieben.

Der feinfühlige Kleinmeister Professor Horst Schulz hatte zwei sehr gute Zeichnungen von dem Kopf auf dem Totenbett gemacht, von denen er mir später zwei Facsimile schenkte.

Im Abteil nebenan saßen drei Musiker des Gewandhaus-Quartetts, Professor Wolgand der Geiger, Hermann der Bratschist und Professor Klengel der Cellist.

Wolgand war der Schwiegersohn Nikischs und saß am ersten Pult als Konzertmeister im Gewandhaus. Hermann war einer der sympathischsten Musiker, denen ich je begegnet bin. Er und seine Frau waren anmutige Menschen der Biedermeierzeit, deren Stilreinheit sich im Wesen und in ihrer Umgebung wundervoll auswirkte. Professor Klengel war der geistige Vater einer Generation bedeutender Cellisten, gleichberühmt als Pädagoge wie als Künstler.

Das Wetter war höchst effektvoll. Teilweise schien die Sonne, aber zwischendurch regnete es in Strömen. Als wir in Naumburg ankamen, ging dort mit Blitzen und Donner ein gewaltiger Wolkenbruch nieder, so daß wir nicht einmal den hoch angeschwemmten Platz vor dem Bahnhof überqueren konnten.

Als der Regen nachließ, wanderten wir in langer Reihe nach dem Weinberg. Ich half Professor Klengel das schwere Cello tragen. Die Sonne kam wieder zum Vorschein, aber ringsum türmten sich die Wolkenberge mit Gewittern. Die Stimmung war eigenartig gespannt. Der Tod des Meisters und die aufgeregte Natur wirkten in der Nähe seines vorbereiteten Grabes wie der Einklang eines kosmischen Geschehens. Dabei suchte man den sehr irdischen Pfützen des schlechten Weges auszuweichen. In der Sonne glitzerten die Regentropfen an den feuchtigkeitsschweren Erlen, und mit dem Aufwärtssteigen überblickte man mehr und mehr das weite Saaletal wie ein großes Naturtheater.

Die Trauergäste versammelten sich vor dem Hause, wo noch Vorbereitungen getroffen wurden. Die Türen klappten, und der Diener stolperte auf dem Korridor mit einer schmutzigen Waschschüssel über die Füße der feierlich ernsten Repräsentanten des Landes. Man stand umher.

Ich zog es vor, einige Schritte aufwärts zu gehen, wo die Gruft ausgegraben worden war. In der Ferne über Naumburg zuckten helle Blitze aus den schwarzen Wolkenmassen. Zusammenhanglos erklang dumpfer Donner über der aufgeregten Landschaft. Drüben brannte ein Gehöft. Eine Kulturepoche ging dramatisch zu Ende.

Vom Haus tönte Musik herauf, so daß ich eilig zurückkehrte. Trotz der Überfüllung – in dem Trauerzimmer hatte ohnehin nur ein kleiner Teil der Gäste Platz – schlüpfte ich noch hinein und blieb an der Tür stehen.

In der ersten Reihe saß die sehr hübsche junge Witwe mit ihrer niedlichen Schwester und ihrem Schwager; dahinter der Oberbürgermeister von Leipzig und die vielen hohen Herren der offiziellen Feierlichkeit.

Besonders neugierig erforschte ich das Gesicht des Pastoren, der etwas uninteressiert zur Seite stand, solange das Terzett spielte. Es war bekannt, daß er sich anfänglich

geweigert hatte, die kirchliche Einsegnung vorzunehmen. Klinger mag durch das Zusammenleben mit seiner Freundin Elsa Asenieff und durch die Belebung seines Weinberges mit nackten Modellen für die Spießbürger der Stadt Naumburg ein Stein des Anstoßes gewesen sein.

Die große Beteiligung unzweifelhafter Honoratioren schien den strengen Kirchenmann sehr zu beeindrucken und seine Überzeugung zu erschüttern. Auf den Sarg wurden die zahlreichen Orden gelegt, die das alte Reich seinen großen Söhnen zu verleihen pflegte, und dabei entging mir nicht, daß der Pastor mit steigender Verwunderung auf Band und Kreuz des Pour le mérite starrte. Welch ein Widerspruch mußte in seinem Herzen wach werden, wenn er den unmoralischen „Künstler" so mit obrigkeitlichen Ehrungen bedacht sah!

Ich weiß, daß Klinger diesen Tand verachtete. Ihm waren Auszeichnungen dekorativer Art, Uniformen, Titel usw. ein Greuel, über den er sich bitter äußerte und nicht einmal lustig machte. Er lebte ganz und gar der Kunst jeder Ausdrucksform, und der kleine Rest seines davon unabhängigen Menschentums liebte die echte Materie, Wein, Weib und Geld.

Was hätte Klinger wohl dafür gegeben, bei seiner Trauerfeier zusehen zu können! Über den todernsten Gesichtern sah ich den rothaarigen Satyr grinsen und auf die Predigt warten:

„Der Kirchenvater Augustinus hat einmal gesagt, daß wir dreierlei Überraschungen erleben, wenn wir in den Himmel kommen. Erstens sind wir überrascht, uns selbst im Himmel zu finden. Zweitens sind wir verwundert, so viele Menschen zu vermissen, von denen wir mit Sicherheit angenommen hatten, sie im Himmel wiederzusehen. Drittens, und das ist die größte Überraschung, werden wir Menschen im Himmel treffen, von denen wir überzeugt waren, daß sie zu ewiger Verdammnis verurteilt worden seien.

So will ich hoffen, daß auch Klinger Eingang findet, und daß ich ihn im Himmel wiedersehe, obwohl nach menschlichem Urteil hierfür die Voraussetzungen fehlen . . ."

„Auf seinen unheiligen Bildern heidnischer Götter hat er auch einmal Christus gemalt (gemeint ist wohl das große Werk: Christus im Olymp). Und so wollen wir die Möglichkeit zulassen, daß dies ein kleiner Funke christlichen Geistes war, der trotz allem in seinem Innern glimmte . . ."

Es war zum Heulen komisch.

Ich sah mich vorsichtig um. Der Satyr grinste und machte heidnische Bocksprünge. Wie weit war doch Klinger von dieser Spießerwelt entfernt! Der Pharisäer merkte nicht einmal, wie allzu selbstverständlich er seine eigene Anwartschaft auf den Himmel demonstrierte.

Aber statt Ärger, Empörung oder Schmunzeln sah ich nur unbewegte Gesichter in dem Raum. Anscheinend erfaßte niemand den törichten Sinn der Worte. Pastorale Reden plätschern angenehm, und es ist wohl nicht üblich, sich mit dem Inhalt zu befassen.

Ich dachte, die Fenster müßten auffliegen. Mit Blitz und Donner müßte der dumpfe Spuk verschwinden. Nichts geschah. Der Prediger blieb weiterhin milde und unaufrichtig hoffnungsvoll. Die Sonne kam durch und zeichnete Fensterrahmen auf die Gemeinde.

Dann spielte wieder das Terzett.

Die Träger trugen den Sarg hinaus in die erotische Landschaft, die mit schwüler Feuchtigkeit voll Unruhe einen wirklichen Menschen in ihrem Venusberg erwartete.

Das Gehöft drüben brannte noch. Zwei weitere Fanale leuchteten gespensterhaft vor dem Dunkel ferner Wolken, aus denen dumpfes Grollen herüberklang.

Schweigsam trotteten die Menschen hinter dem Sarg her. Einer schluchzte laut. Es war der treue Freund Klingers, der norddeutsche Maler Graf Kalckreuth der Jüngere. Er

kehrte zum Hause zurück, wo er wie ein Kind in der Ecke seine Fassung wiederzuerlangen suchte.

Mitten in der schwarzen Menschenmasse turnte ein junger Mann in weißen Tennishosen, blauem Jakett und mit einer fröhlichen Louis-Mütze herum. Es war der Vertreter einer neuen Weltmacht: der Kino-Operateur für die Wochenschau. Seine Kleidung war in keiner Weise zweckentsprechend, denn das Wetter war unzuverlässig. Dagegen war er sehr eingenommen von der Wichtigkeit seines Amtes, und dementsprechend sorgte er für dauernde Unruhe, indem er sich rücksichtslos dazwischendrängte und seine weißen Hosen stets zum ungeeignetsten Augenblick in den Vordergrund brachte. Der Satyr grinste.

Eine fehlerlose Feierlichkeit hätte zu Klinger nicht gepaßt.

Nach einer aufgestellten Liste traten die einzelnen Vertreter von Behörden und Verbänden oder solche, die sich reden hören wollten, an die Gruft, um die Wichtigkeit des Augenblicks zu fühlen. Der Oberbürgermeister von Leipzig sprach würdig und sachlich von der Trauer der großen Stadt um ihren bedeutendsten Sohn. Dann kamen andere an die Reihe. Es fing wieder leise zu regnen an, und der Kinomann ersetzte seine Louis-Mütze durch ein geknotetes buntes Taschentuch. Dann sprach der Museumsdirektor: „Er war mein bester Freund, ich war sein bester Freund usw." Es handelte sich nur darum, der Versammlung darzulegen, daß er mit seiner Freundschaft die Hauptperson war.

Während er redete, fiel mir eine Szene in Klingers Atelier ein. Ich hatte über den Museumsdirektor geschimpft, nach allen Regeln der Kunst. Klinger brummte unwillig oder ablehnend. Ich schimpfte weiter, bis Klinger endlich sein Werkzeug hinlegte, herumkam und sich breitbeinig vor mich stellte: „Was wollen Sie nur, er ist doch soo dumm!" Dann ging er zu seinem Schemel zurück.

Wiederum hörte ich die beteuernden Worte: „Er war mein bester Freund, und keiner hat ihm so nahe gestanden wie ich usw.“ Na also, der Nächste.

Jetzt gab es mir einen Ruck. Über der Gruft stand eine einfache Frauengestalt im schlichten schwarzen Kleid, das Gesicht von einem unsäglichen Leiden um die Menschheit gezeichnet: Käte Kollwitz.

Das war kein Menschengesicht, kein Einzelwesen mehr. Endlich, endlich stand die Tragik der Sterblichkeit in einer überwältigenden Ausdrucksform am Grabe des Heroen. Die Landschaft wurde düster wie am Abend des Jüngsten Gerichtes. Diese Frau, die das Leid ihrer Epoche bis zur Neige getrunken hatte, und davon wie eine Seherin berauscht war, steht vor dem Tor zur anderen Welt. Sie klagt nicht an, aber sie klagt hemmungslos und führt dicht an die Grenzen, wo das Leben seinen Sinn verliert und alle festen Ziele zerfließen.

Mein Gott, was für ein Wesen! Die Augen blicken voll unendlicher Müdigkeit zum Sarg hinunter, beinahe sehnsüchtig nach eigenem Erlöstsein. Sie hat längst resigniert, und das Erdulden ist in ihre Weltordnung einbezogen. Ihre Arme hängen schlaff. Sie ist ohne Willen zum Widerstand.

Mit leiser Stimme zeugt sie für den Meister.

Sie endlich hat begriffen, daß man von einem großen Künstler nur reden kann, wenn man von sich selbst spricht, aber nicht mit Wichtigtuerei, sondern erfüllt von Dankbarkeit und Verschuldetsein.

Sie spricht mit einer Zartheit, wie sie einer wissenden Frau eigen ist, von der Offenbarung der Naturhaftigkeit und Unbekümmertheit des autodidaktischen Einzelgängertums, von der Liebe eines kleinen Mädchenherzens zu dem Verkünder eines naturnahen Stiles, von dem Erlebnis der Echtheit im Guten und Bösen, von dem Künstlertum, das so weit über alles bürgerliche Denkvermögen hinausragt.

Wie eine Statue stand sie unbeweglich im Selbstgespräch, ihre Gedanken wanderten weit fort und ließen nur die Einsamkeit ahnen, in der diese Frau als vielleicht die einzige Verkünderin eines programmatischen Stiles im Reiche der bildenden Künste geblieben ist.

Nicht weit von ihr wartete Graf Kalckreuth d. J. mit einem riesigen Kranz in der rechten Hand auf den Augenblick des Auftretens. Er hielt die linke Hand vor seine Augen, und seine lange schmale Gestalt zuckte mühsam beherrscht. Ich dachte an den alten Meister, wirklich froh, daß die Stimme der echten Freundschaft nicht fehlte.

Als Käte Kollwitz schattengleich versank, trat er vor. Einen Augenblick stand er stumm, dann riß er, denkunfähig vor Schmerz, den riesigen Kranz in die Höhe, schleuderte ihn in die Gruft und brüllte: „Der deutsche Künstlerbund!" Gleich darauf sah ich ihn wieder zum Haus hinunterlaufen, um sich zu verbergen.

Das Kino surrte von Zeit zu Zeit. Andere kamen und gingen. Der Pfarrer blickte verständnislos und verwundert in die Gegend. Er mag wohl neugierig den Garten erforscht haben: hier also ist die Lasterstätte, wo der Verstorbene nackte Mädchen im Freien herumlaufen ließ, um sie zu malen. Vielleicht war er auch selbst nackt wie ein Satyr. Man kann nicht wissen. Aber warum wird um solche verkommenen Künstler so ein „Gemähre" gemacht!

Die Trauergesellschaft begann sich bereits langsam aufzulösen, denn zum Schlusse meldeten sich noch Leute zum Reden, die keinen Platz auf der offiziellen Liste gehabt hatten.

Ein jugendlich-revolutionärer Schulmeister aus der benachbarten Volksschule fuchtelte mit einem Ast voll grünem Laub und roten Beeren in der Luft herum und schrie ekstatisch seine – wahrscheinlich expressionistisch gedachten – Verse hinaus. Es ist sehr merkwürdig, daß geltungsbedürf-

tige Menschen gern eine Gelegenheit benutzen, um sich an ein bedeutungsvolles Ereignis anzuhängen und somit einen Abglanz der Bedeutung auf sich selbst zurückstrahlen zu lassen. Der eine macht dies routinemäßig, der andere kindisch.

„Auf die höchsten Eichen deiner Heimat bin ich gestiegen, um die Wipfelkrone dir zu opfern! du – du – du!" – Mit diesen mühsam ausgestoßenen Schlußworten warf er den Vogelbeerenbusch in das Grab.

Sogar der Satyr war über die Lächerlichkeit nachdenklich geworden und entfernte sich lautlos, um Klinger in Arkadien Bericht zu erstatten.

WANDERN

In den Osterferien, Sommerferien und ebenso regelmäßig im Herbst pflegte die ganze Familie zu verreisen: In den Schwarzwald, ins Erzgebirge oder nach Thüringen, an die See und in die Alpen. Uns allen steckte eine sonderbare Unruhe im Blut.

Schon sehr frühzeitig durfte ich zu Ostern oder im Herbst allein verreisen. Am liebsten nach Westfalen zu einem Onkel, der in dem Dorfe Bausenhagen zwischen Soest und Fröndenberg Pastor war. Öfters auch nach Hummelshain im Altenburgischen.

Dann kam die Zeit, wo ich in den kleinen Ferien mit Schulkameraden Wanderungen durch Thüringen, durch die Harzlandschaften und das Erzgebirge unternahm. Es waren die Anfänge der Wandervogelbewegung, die zweifellos viel im Kampf gegen den Partikularismus geholfen hat. Unser Eilenburger Schuldirektor war hierin sehr fortschrittlich und begünstigte den Gedanken, so daß auch während der Schulzeit kaum ein Wochenende unausgenutzt blieb.

Von einer solchen Wandervogelfahrt will ich erzählen.

Es war in den Herbstferien. Da mein Schulzeugnis wie immer denkbar schlecht ausfiel, lehnte mein Vater eine finanzielle Unterstützung der beabsichtigten Reise ab. Ich weiß nicht mehr, wie groß der Kassenbestand war, aber er überstieg sicherlich nicht 10.– Mark.

Mein Freund Rudi mochte etwas besser gestellt sein, doch das spielte keine Rolle. Der sonst übliche Dritte im Bunde, ein richtiges Original und der Urtyp des Vaganten, ließ uns im Stich. Wahrscheinlich fehlte ihm das Geld, von Berlin herüberzukommen.

Vierter Klasse fuhren wir für wenige Pfennige nach Regensburg, wo wir kostenlos in einem Heim der Wandervögel auf Stroh übernachteten. Dann ging es in den Böhmer Wald.

Verpflegt haben wir uns selbst mit Brot, Schmalz, Spiegeleiern und hauptsächlich mit Mehlbrei oder Pfannkuchen. Ein geschickter Einbruch in die mütterliche Speisekammer ließ bares Geld ersparen. Unsere Kochkenntnisse waren zwar nicht sehr groß, aber dafür waren unsere Ansprüche auch sehr bescheiden.

Das Gepäck war beträchtlich, denn außer dem Minimum an Toilettengegenständen mußten wir einen Kochtopf, eine Pfanne, Trinkgefäße, Eßgeschirr, ein kleines Beil und Eßvorräte mitschleppen. Rudi hatte seine Mandoline bei sich und ich selbst eine Guitarre. Beides war wichtig, um sich gute Freunde zu machen. Immerhin kam es uns beiden doch sehr komisch vor, als wir nach unserem ersten Auftreten in einer Schenke 10 Pfennig einer milden Gabe vor uns liegen sahen.

Ebenso wichtig waren einige Reclamheftchen. Ich weiß noch, daß ich der natürlichen Entwicklung meines Verständnisses vorzugreifen wagte und an unseren Rasttagen über Descartes und Spinoza grübelte.

Das Wichtigste indessen war unser Malgerät. Jeder hatte Bleistifte, Skizzenbuch und einen kleinen Kasten mit Pastellfarben im Rucksack, wovon ausgiebig Gebrauch gemacht wurde. Stundenlang stritten wir uns um die Auflösung der Naturfarben zum Zwecke des Mischens. Dabei mußten schwere Probleme der Bildwirkung gewälzt werden.

An naturalistischen Darstellungen waren wir beide nicht interessiert, und deshalb suchten wir die erlebten Farbkompositionen in immer neue Farbskalen zu transponieren. Wenn man den grünen Wald rosarot anlegt, wie müssen dann Himmel und Wiese farbig dazu in Einklang gebracht werden? Oder man malt den Himmel wiesengrün und erfindet neue Farben für den Wald, die Berge und alle sonstigen

Bildbestandteile. Das Ziel bestand in dem Auffinden eines Akkordes, der das Gefühl befriedigte und der nicht einfach unwahrscheinlich wirkte.

In alten Zeiten versuchten die Maler, die Natur photographisch getreu abzubilden. Das gelang ihnen nicht, und deshalb blieben ihre Werke selbständige Schöpfungen. Heute gelingt es jedem einigermaßen begabten Akademieschüler bei entsprechendem Fleiß, die Natur mit ihren Schönheiten getreulich darzustellen. Mit der Farbenphotographie ist es jedoch bequemer und zuverlässiger. Dieses Übermaß an technischem Können – ebenso wie in der Dichtkunst – erstickt die künstlerische Ursprünglichkeit des Ringens um einen Ausdruck und die Anteilnahme eigenschöpferischer Kräfte. Aus diesem Grunde reizte es uns, neue Wege zur kompositorischen Selbständigkeit zu suchen.

Wir waren am Fuße des großen Arbers unweit der kleinen Stadt Eisenstein ernsthaft mit unserer Malerei beschäftigt, als drei niedliche kleine Mädchen mit weißen Mützen auftauchten. Halb neugierig, halb scheu wanderten sie nach einem flüchtigen Blick auf unsere Skizzenbücher den Berg hinauf.

Nicht sehr lange später fanden wir übereinstimmend, daß es Zeit sei, weiterzuziehen, natürlich auch den Berg hinauf. Bald überholten wir die kleinen Mädchen, von denen die eine inzwischen fußlahm geworden zu sein schien. Sie wurde von ihren Kameradinnen halb und halb getragen. Ritterlich boten wir ihnen unsere Hilfe an, aber sie wiesen uns wortkarg aus großen ängstlichen Augen ab, so daß wir verlegen weitergingen.

Allmählich überholten wir noch mehr Weißmützen. Es schien ein Schulausflug zu sein, Jungen und Mädel, alle mit der gleichen Kopfbedeckung. Auch zwei Lehrer waren dabei.

Als wir am großen Arbersee Rast gemacht und abgekocht hatten, sammelte sich auch die Gesellschaft von Weißmützen

in dem dort liegenden Restaurant. In schweigendem Einverständnis brachen wir unseren Lagerplatz ab und gestatteten uns eine Brause im gleichen Lokal, um noch einmal in die beglückende Nähe der hübschen Mädchen zu kommen.

Die beiden Lehrer interessierten sich erwartungsgemäß für unsere Musikinstrumente, und damit kam eine Unterhaltung in Gang. Der eine Lehrer konnte sehr nett Guitarre spielen, viel besser als ich, und langsam erfuhr ich, daß die Weißmützen aus der Schulgemeinde Wickersdorf stammten, wo der Versuch einer Coeducation unternommen wurde. Mit Mädchen hatten wir auf der Schule noch nichts zu tun gehabt, und der Gedanke einer Coeducation verwirrte uns. Wir fanden die Sache schrecklich aufregend.

Anstandshalber verdrückten wir uns bald. Trotz der Unterhaltung mit dem Lehrer blieb der Kreis von Jungen und Mädchen scheu und zurückhaltend. Offensichtlich betrachteten sie alle Menschen außerhalb ihrer Gemeinschaft als Barbaren. So oft ich nach der Ecke hinschielte, wo die zuerst getroffenen drei Mädchen saßen, begegnete ich immer wieder dem ängstlich abweisenden Blick aus den großen japanisch geschnittenen Augen der Fußkranken.

Abends in dem Unterkunftshaus am Gipfel des Arbers ergab sich ein weiteres Zusammensein von selbst, doch auch hier beschränkte sich der Verkehr auf eine Unterhaltung mit den Lehrern, die uns die halbe Nacht hindurch das Erziehungsprinzip in Wickersdorf ohne Kommandogewalt der Lehrer und mit weitgehender Selbstverwaltung der Schüler und Schülerinnen zu erklären suchten. Die Gedankengänge blieben mir fremd und unwahrscheinlich. Wenn ich an den Typ meiner Schulkameraden dachte, dann mußte ich innerlich lachen, denn diese Sünder konnte ich mir in dem Idealstaat nicht vorstellen. Kinder sind Kinder und Erwachsene sind Erwachsene. Bei Verwechselungen werden die Kinder überheblich, und der Mangel an Widerstand

erweckt keine Kräfte. Das vorzeitige Gefühl der eigenen Wichtigkeit ist schwer zu ertragen und macht müde. Andererseits tun sich die Erwachsenen unnötig viel Gewalt an. Sie spielen Theater, und ihre Selbstverleugnung wirkt läppisch. Der innere Erlebnisgewinn im Paradies schien mir in der erbarmungslosen Welt des Alltags wenig Anwendungsmöglichkeiten zu erfahren, obschon das von mir erlebte Extrem der anderen Seite allzu zerklüftet sein mag.

Ich tippte sehr schnell darauf, daß die geistig oder stilistisch hochmütigen Insassen dieser Insel sich zweifellos nur in einer anspruchsvollen Umgebung wirklich wohl fühlen, die ihrer speziellen Formung entspricht, was ein Ästhetentum fördert und die echte Ursprünglichkeit des Schöpferischen verhindert. Folgerichtig wurde mir mit großem Stolz bestätigt, daß die ehemaligen Schüler in der Mehrzahl voll Sehnsucht und Anhänglichkeit an die Schulgemeinde zurückdächten und am liebsten für ihr ganzes Leben dort vor Anker gehen würden. – Soll eine Schule bereits das Höchstmaß an Lebensglück bringen?

Eine Einigung kam nicht zustande, aber unterhalten haben wir uns ausgezeichnet. Leider waren die entzückenden Mädchen gleich anfangs entschwunden. Jetzt konnte ich auch ihre übertriebene Scheu begreifen, denn wir waren ja tatsächlich Barbaren, wozu zwangsläufig, wie bei den alten Griechen, alle Menschen gezählt wurden, die nicht in Wickersdorf zu Hause waren.

„Rudi", sagte ich zu meinem Freund, „das ist nichts für uns. Wir bleiben doch Fremdlinge!"

Die Weißmützen wollten am nächsten Morgen über Eisenstein nach dem Lusen und dann weiter südwärts wandern. Also standen wir eine Stunde vorher auf und wanderten ohne Abschiedsgruß nach Norden.

Die nächste Nacht lagen wir in einem Jungviehstall. Die Bullenkälber waren schrecklich unruhig, und wir waren froh,

als die Nacht mit wenig Schlaf vorüber war. Draußen war es zum Übernachten zu kalt; auf dem Arber lag noch Schnee, und unser Bauernhof lag nicht viel niedriger.

Mittags erreichten wir den sagenumwobenen Ossa. Die Schutzhütte war geschlossen. Die Eßvorräte waren aufgebraucht. Zu trinken fanden wir auch nichts. Erst wollte ich in das Haus einbrechen. Als ich aber mit meinem Beil einen Holzladen vorsichtig anhob, kamen drei fremde Herren, die mich von meinem verbrecherischen Vorhaben abbrachten.

Seit dem Arber hatten wir wenig miteinander gesprochen. Uns gingen die Mädchen im Kopf herum, und es war eigentlich doch dumm gewesen, aus unkontrollierter Opposition die Einladung zur weiteren gemeinsamen Wanderung nach dem Süden auszuschlagen. Rudi dachte ebenso wie ich, ohne daß wir es uns eingestanden hatten. Erst durch Hunger und Durst verdichteten sich unsere unklaren Gefühle zu dem Vorschlag, doch noch südwärts zu ziehen.

Nachdem wir soweit aufrichtig geworden waren, beeilten wir uns, den praktisch zweitägigen Vorsprung der Weißmützen wieder einzuholen. Noch am gleichen Abend erreichten wir in einem Gewaltmarsch die Stadt Eisenstein und übernachteten dort in einer Scheune.

Morgens um 5 Uhr fuhren wir ein kurzes Stück mit der Bahn, und um 8 Uhr setzten wir uns über Zwiesel nach dem Lusen in Bewegung. Zum ersten Male war es brennend heiß. In Eisenstein hatten wir noch etwas Reis und Mehl kaufen können, aber unsere Eile ließ kein ordentliches Frühstück aufkommen.

Am Nachmittag auf dem kahlen Geröllkegel des Lusen wollten wir abkochen. Dicht unterhalb des Gipfels befand sich zwar eine Quelle, aber sie gab nur kleine Tropfen ab. Während ich Holz sammelte, wartete Rudi mit einer bewunderungswürdigen Geduld darauf, daß sich sein Kochtopf mit Quellwasser füllte. Es dauerte recht lange, so daß ich nach-

sehen ging. Der Topf war noch immer leer. Mit schrecklicher Verlegenheit gestand er, der Versuchung nicht widerstanden zu haben. Sein Durst war groß. Als ich nun selbst ein paar Tropfen trank, fanden wir ein Mittagessen überflüssig. Wir packten wieder ein und wanderten weiter.

Um Mitternacht erreichten wir auf landschaftlich sehr interessanten Umwegen – auch die Eile sollte uns nicht daran hindern, alles Sehenswerte zu genießen – den Tummelplatz, eine einsame Hochebene. Diesmal kochten wir richtig ab und machten uns den gewohnten Mehlbrei. Er wurde trotz eines großen Feuers nicht richtig gar, der Kuckuck weiß warum, aber ungar hat er uns auch geschmeckt.

Die Nacht war kalt. Das helle Feuer erwärmte einigermaßen, aber es ermüdete auch, und soweit wollten wir es nicht kommen lassen. Mit dem ungaren Brei im Magen waren wir bereits um 2 Uhr morgens wieder unterwegs.

Man konnte notfalls im Gehen schlafen. Anfangs versuchten wir, uns durch Gespräche munter zu halten, denn wir waren schon 18 Stunden auf den Beinen. Längere Zeit stritten wir uns über die Bewegungen des Mondes und seine Abweichungen. Rudi behauptete, daß der Mond ebenso wie die Sonne stets zur gleichen Zeit im Süden stände. Das bestritt ich lebhaft und stellte dagegen irgendeine ebenso unsinnige Theorie auf. Wir diskutierten heftig und bedauerten schließlich beide, daß unsere Primanerbildung für die einfachsten Gesetzmäßigkeiten der Natur nicht ausreichte.

Bald war der Eifer verraucht. Das Interesse am Mond und auch an der nächtlichen Umgebung auf der Erde im allgemeinen nahm schnell ab. Nach bewährter Methode trotteten wir im Gänsemarsch auf dem monderhellten Band der Straße Kilometer nach Kilometer südwärts. Man kann wirklich ganz gut schlafen. Nur der Vordermann muß aufpassen. Die Wegweiser waren unzureichend, und unsere Karten hatten einen etwas zu kleinen Maßstab. Daher verirrten wir

uns mehrfach und machten wieder einige recht verdrießliche Umwege.

Stündlich wechselten wir in der Führung ab, damit jeder gleichmäßig in den Genuß der Erholung durch stumpfsinniges Nachtrotten kam. Etwa 5 Uhr morgens standen wir wieder einigermaßen ratlos an einer Wegkreuzung. Obwohl ich die Gefahr der Übermüdung kannte, setzte ich mich einen Augenblick auf den Wegrand, ohne das Gepäck abzulegen. Rudi tat es gleichfalls. Einige Sekunden schwiegen wir, dann schreckte ich hoch: es war plötzlich fast hell. Mit einem Blick auf die Uhr stellte ich fest, daß die wenigen Sekunden in Wirklichkeit eine ganze Stunde gewesen waren, die wir am Graben gesessen hatten. Inzwischen hatte sich sogar eine zarte Schneedecke gebildet. Rudi lehnte neben mir im Sitzen wie ein Toter an seinem Rucksack.

Als ich ihn anrief, protestierte er zuerst gegen die Behauptung, daß er geschlafen habe, bis er seine Verwunderung über die Helligkeit und die bereifte Landschaft eingestand. Schlaf konnte man es wohl auch nicht nennen.

Die Luft war empfindlich kalt geworden. Die Mädchen waren gänzlich vergessen. Dagegen erwachte eine Art Rekordtrieb. Also weiter.

Es war an einem schönen Sonntag, morgens um 9 Uhr, daß wir in das Dorf Bischofsreut einzogen, um uns dort mit einer Tasse Kaffee aufzuwärmen. Das Dorf war wie ausgestorben. Die Menschen schienen ausnahmslos zur Kirche gegangen zu sein. Ein richtiger Sonntagsfrieden lag über der sonnigen Landschaft. Die Häuser und Höfe waren unbewacht.

Endlich fanden wir ein großmächtiges Gasthaus. Aber auch hier war alles gespensterhaft leer. In der Wirtsstube war niemand, die weiten Gänge strahlten eine unheimliche Stille aus. Beklommen legten wir auf einer Bank ab und warteten. Allmählich faßten wir wieder Mut und gingen in dem großen

Haus auf Entdeckungsreisen. Nach einigem Suchen und Rufen hörten wir schleppende Schritte aus einer Kammer kommen.

Merkwürdig traumverloren sah das Weiblein aus, das uns zum Gastzimmer nachfolgte und die Bestellung auf Kaffee wortlos entgegennahm. Die Stimmung war drückend.

Als sie das heiße Getränk mit frischer Milch brachte, setzte sie sich schweigend neben uns und blickte zum Fenster hinaus. Wir versuchten, ein Gespräch anzuknüpfen, aber sie hörte nicht zu. Erst als ihr Blick auf unsere Musikinstrumente fiel, kehrten ihre Gedanken in die Gaststube zurück. Sie nahm meine Guitarre und klimperte vorsichtig darauf herum.

„Jetzt müßt Ihr mir ein schönes Lied spielen", sagte sie. Dazu hatten wir nicht die geringste Lust, denn unsere Glieder waren bleischwer. „Ein schönes Lied", flüsterte sie krankhaft eindringlich.

Meine Frage, wann die Leute aus der Kirche kämen, beachtete sie nicht. „Ein schönes Lied", flüsterte sie immer wieder, und dann: „Eben ist hinten in der Kammer mein Töchterchen gestorben. Wollen Sie mir nicht ein schönes Lied spielen?"

Fluchtartig verließen wir das gramerfüllte Haus. Der Tod eines Menschen war für das Gemüt eines Jungen unfaßbar. Wir waren froh, als wir im Walde befreit aufatmen konnten.

Mittags erreichten wir das Blöckensteingebirge. In der Nähe der Dreiländergrenze stand ein freundliches Gasthaus, in dem wir uns ein Glas Limonade leisteten.

Der Grenzstein ist sehr originell, dreieckig mit den Buchstaben A.B.C., das heißt Austria, Bavaria, Czechia. Die Pyramide erinnerte an das Signet der A.B.C.-Zigaretten (A. Batschari-Compagnie).

Der Wald erweckte in mir urtümliche Gefühle der Zugehörigkeit. Das ganze Gebiet ist bezaubernd, und ich versank in der

Vorstellung, vor tausend Jahren den gleichen Weg gegangen zu sein. Einer meiner Lieblingsschriftsteller war von jeher Adalbert Stifter, und nun wandelten wir auf den Pfaden seines Helden Witiko im Hochwald des Drei-Sessel-Gebirges.

Um 2 Uhr rasteten wir am Blöckensteinsee. Die einsame Schönheit war überwältigend.

Nur unsere Ernährungslage wurde kritisch. Der Reis wollte und wollte nicht gar werden. Während ich mit meinem Pastellkasten am Ufer saß, pflückte Rudi ein halbes Dutzend Heidelbeeren und zerquetschte sie in heißem Wasser. Er hatte die Idee, daß man damit Tee ersetzen könnte. Das heiße schmutzige Wasser war die einzige Nahrung, denn der Reis wurde nach vergeblichem Kochen um 4 Uhr in den tiefen unbeweglichen See geschüttet. Mochten sich die Seejungfrauen daran erfreuen.

Abends standen wir in der kleinen Vorhalle des Bahnhofs Salnau, um uns nach den Zügen umzusehen. Wir hatten die verrückte Idee, noch nach Budweis zu fahren, aber der nächste Zug ging erst am folgenden Morgen um 5 Uhr. Hier merkte ich, daß die Beine nicht mehr wollten. Das schwere Gepäck drückte mich beim Hinabsteigen von der Eingangsstufe des Bahnhofs so energisch herunter, daß ich nur mit Hilfe meines Freundes die Knie wieder durchdrücken konnte. Ihm erging es übrigens ähnlich.

Nachdem wir erst einmal auf der Landstraße in Bewegung kamen, war die Schwäche überwunden. Trotzdem schien der Weg vom Bahnhof nach dem Ort Salnau kein Ende zu nehmen.

Es muß etwa 9 Uhr abends gewesen sein, als wir in einer Gastwirtschaft nach Quartier fragten. Da die Nacht für uns nur kurz sein sollte – wir wollten den Frühzug nicht verpassen – glaubten wir, wieder einmal in Betten schlafen zu dürfen, um die mangelnde Zeit durch Intensität des Schlafes zu ersetzen.

Die Hauptsache war das Essen. Geld hatten wir kaum noch etwas, nachdem der billige Fahrpreis nach Hause vorsorglich abgezogen worden war. Aber zu etwas Wurst langte es noch.

„Die Herren sprechen Dialekt" sagte ein Förster in der Gaststube, als wir den Wunsch nach Wurst aussprachen. „Es heißt Wurscht", belehrte er, und jetzt erst verstand uns der tschechische Wirt.

Dadurch kam ein Gespräch in Gang, und die Leute erfuhren, daß wir hintereinander zu Fuß aus der Gegend von Eisenstein nach Salnau gewandert waren. Die Sensation war groß. Aus den übrigen überfüllten Gastzimmern – es war Sonntag abend – kamen die Bauern der Reihe nach herein, um die Wunderknaben zu sehen. Hätten wir den alkoholischen Einladungen Folge geleistet, so würden Kopf und Beine sehr schnell den Dienst verweigert haben. Wir waren jedoch beide von Haus her an strenge Abstinenz gewöhnt, und die Wärme des Triumphes ließ sich auch ohne Alkohol und trotz der Müdigkeit der Glieder genießen. Nach einem langen Marsch wirkt sich das Stehen oder Sitzen ohnehin geradezu lähmend aus.

Die Treppe zu unserer Kammer bedeutete ein ernsthaftes Hindernis. Da die Arme ziemlich ungeschwächt geblieben waren, konnten wir uns hinaufhangeln. Die Beine trugen nur noch auf ebenen Wegen.

Als wir aufwachten, war es Mittag.

Mit dem Nachmittagszug fuhren wir nach Budweis. Geld zum Übernachten hatten wir keines mehr. Solange jedoch das Kaffeehaus am Markt mit den schönen Arkaden offen blieb, fühlten wir uns geborgen. Außer uns befand sich nur noch ein Gast im Raum, der nach einem Gesprächspartner suchte und uns das Leid der deutschen Enklave Budweis inmitten einer tschechischen Umgebung beschrieb. Nicht daß er persönlich etwas auszustehen hätte, er sähe nur mit

Schmerzen, daß die Schlamperei und Engstirnigkeit der österreichischen Creditinstitute und der sonstigen behördlichen Einrichtungen ihrer tschechischen Konkurrenz soviel Geländegewinn ermöglichten.

Den Rest der Nacht verbrachten wir auf einer Bank im Freien.

Die nächsten beiden Nächte schliefen wir in einer Turnhalle und auf einer Bahnhofsbank in Prag, wo uns eine Streife aufgriff, aber schließlich verständnisvoll entließ.

In Dresden kamen wir endgültig mittellos an. Ich hatte nicht einen Pfennig mehr, und außerdem hatten wir Hunger. Die Stadt wurde damals gerade von der berühmt gewordenen Hygieneausstellung beherrscht, und dementsprechend war alles überfüllt. In der Nacht war kein Bekannter zu erreichen, und so ließen wir uns in ein Privatquartier verschleppen. Nach einer sorgenvollen Nacht – wir waren nicht sicher, ob wir Geld auftreiben könnten, um unser Quartier zu bezahlen – ging Rudi auf Wanderung, um bei irgendwelchen Verwandten einen Versuch zu machen. Leider glückte es ihm nicht, einen geeigneten Menschen anzutreffen.

Ich selbst mußte im Quartier bleiben, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Endlich gelang es mir telephonisch bei einem Kollegen meines Vaters eine Anleihe aufzunehmen, so genierlich das auch war. Ich konnte sogar noch einen weiteren Tag als Gast seiner freundlichen Familie in Dresden bleiben und die Ausstellung besichtigen.

Zu Hause erfuhr ich, daß die Dresdner mich bei meinen Eltern bereits angemeldet hatten und zwar mit der Mahnung zur Vorbereitung eines ausgiebigen Reinigungsbades. Noch lange war es in den Bekanntenkreisen ein Gesprächsthema, daß ich wie ein Landstreicher gestunken haben soll.

Die in den beschriebenen 36 Stunden – mit zweimal je zwei Stunden und zweimal je eine Stunde Rast, also in 30 Gehstunden zurückgelegte Strecke betrug nach meiner Nachrechnung auf der Karte 110 Kilometer, wozu man noch

den gebirgigen Weg und die nächtlichen Irrwege als erschwerend rechnen muß. Auch die Stunden der Rast waren – bis auf den merkwürdigen Zeitsprung – mit Tätigkeit ausgefüllt, so daß uns das Bewußtsein der vollbrachten Leistung mehr befriedigte, als es zu jener Zeit einem lächelnden Blick der Mädchen möglich gewesen wäre, obgleich die Sehnsucht danach der Anlaß gewesen war.

Zwei der Mädchen habe ich später bei einem Besuch in Wickersdorf wieder gesehen, ohne daß sie auf mich einen besonderen Eindruck machten. Allerdings war das zarte Gesicht mit den japanischen Augen nicht mehr dabei.

Noch ein anderes Mal habe ich mit meinem Freunde Rudi einen Gewaltmarsch gemacht, und zwar von Steinach am Brenner aus, wo mein Vater besonders gern seinen Sommerurlaub verbrachte.

Tagelang bettelte ich um die Erlaubnis, mit Rudi einmal ohne väterliche Begleitung in die Berge gehen zu dürfen, aber mein Vater zögerte damit, weil er uns kannte und Übertreibungen befürchtete. Er selbst war ein begeisterter Alpinist, und seine Touren waren anstrengend genug. Mit seinem Freunde, dem damaligen preußischen Staatsminister und Ersten Vorsitzenden des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins, Exzellenz Sydow, war er häufig in den Bergen, und wir konnten uns an manchen schönen Besteigungen beteiligen, wenn auch in einem gemäßigteren Tempo, als es unserem Alter entsprach.

Erst als Sydow Fürsprache einlegte, erhielt ich die Erlaubnis, die sofort ausgenutzt wurde.

Bei der Rückkehr begegneten wir dem Minister am Bahnhof von Steinach. Er fragte uns aus, und schon nach den ersten Angaben erwachte sein besonderes Interesse. Er holte meinen alten Herrn ab und schleppte uns in die Muskatellerstube, um einen eingehenden Bericht mit seinem Abendschoppen zu verbinden.

Rudi erzählte den Verlauf auf seine Weise.

Zuerst waren wir von der Bahnstation Pflersch bei Gossensass nach der Magdeburger Hütte gegangen.

Um Mitternacht standen wir wieder auf, da sich der Hüttenwirt bereit erklärte, uns zu führen.

„Nanu, um Mitternacht", meinte der Minister, „da ist es doch stockdunkel!!" –

„Der Hüttenwirt nahm eine Laterne mit, die er bei Morgengrauen hinter einem Felsen im Geröll versteckte. Dann gingen wir auf die Schneespitze."

„Sehr schön", sagte die Exzellenz, „das ist eine gute Leistung."

„Das war aber zu wenig, und deshalb stiegen wir auf den nächsten Feuerstein".

„Auf welchen der beiden?" – „Auf beide."

„Mh", machte die Exzellenz.

„Dann gingen wir zum wilden Freiger."

„Das ist ja zeitlich gar nicht möglich", wendete der Minister ein, „denn dann kommt Ihr ja in die Mittagshitze, wo man im Schnee nicht mehr vorwärts kommt."

„Wir kamen in die Mittagshitze, und der Schnee war weich. Bis zum Bauch im Schnee stampften wir wirklich denkbar mühsam zum Becherhaus, wo wir um 2 Uhr anlangten."

„Na, lieber Freund", wandte sich der Minister an meinen Vater, „da sehen Sie, daß uns die neue Generation überholt. Das war gestern, und heute seid Ihr schon wieder hier. Die nächste Bahnstation ist Sterzing, und da müßt Ihr tüchtig gelaufen sein."

Rudi schwieg eine Zeitlang, um sich auf den nächsten Effekt vorzubereiten. Dann fuhr er sachlich fort.

„Heute morgen sind wir wieder um Mitternacht aufgestanden."

„Warum?"

„Weil wir nach dem Pfaffen wollten."

„Wozu? Der Berg ist nichts Besonderes. Man benutzt ihn nur als Übergang zum Zuckerhütl."

„Deshalb. Um 7 Uhr waren wir auf dem Zuckerhütl." – Das war unsere Sensation!

Der Minister bestellte neuen Muskateller, an dem wir jedoch nur nippten. Rudi beschrieb nun umständlicher, wie wir die apere Seite hinaufkletterten und auf der Schneeseite hinunterrutschten.

Mittags waren wir schon wieder in der neuen Teplitzer Hütte und dann ging es in einem Gewaltmarsch nach Sterzing, wo wir gerade noch den letzten Zug nach Steinach erreichten, um kurz darauf in der gemütlichen Muskatellerstube berichten zu können.

Nicht berichtet wurden die Eindrücke des ewigen Firnschnees, der gigantischen Maßlosigkeit der Landschaft und der herrlichen Fernsichten.

Sie sind kaum beschreibbar. Der Minister kannte das ja selbst, und so wie Segler untereinander sachlich sprechen, wenn sie die Natur in aller Hoheit erlebt haben, so tun es auch die Alpinisten.

Der Marsch vom Gipfel des Zuckerhütl bis Sterzing dauerte mit kurzen Unterbrechungen 10 Stunden. Dabei machten wir auch noch einen kleinen Abstecher in die Gilfenklamm.

Jedenfalls war das für die uns bewilligten knappen drei Tage und zwei Nächte einschließlich Bahnfahrt ein ganz netter Reichtum an neuen Berg-Bekanntschaften.

Mein Freund Rudi genoß mehr Freiheit. Während ich in den nächsten Tagen mit Sydow und meinem Vater auf das Kirchdachl am Stubbeital stieg, eroberte er den geachteten Pflerscher Tribulaun und das Goldkappel mit seinem brüchigen Gestein. Dann aber gingen wir in die Tukser Alpen, wo der Höhepunkt die Kletterei vom Fußstein über den Olperer war.

Wie schön sind doch die Alpen! Vom 12. bis zum 18. Lebensjahr bildeten sie mein einziges Sehnsuchtsziel, und das war der wichtigste Zeitabschnitt zur Entwicklung eines Weltgefühls. Erst viel später kehrte ich zu den Bergen zurück, und bis dahin nahm mich die See gefangen, die eine noch größere Selbstherrlichkeit versprach und deren Zauber ich noch früher verspürt hatte.

SEGELN

Meine erste Segelfahrt als Kind auf der Ostsee war mir sehr schlecht bekommen. Ich erlebte die Seekrankheit in einem so beängstigenden Ausmaß, daß ich das Opfer ausgiebigen Spottes meiner Umgebung wurde.

Mit 11 Jahren wiederholte ich das Experiment, und diesmal mit gutem Erfolg. Geraume Zeit später brachte mich die Seekrankheit erneut an den Rand der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Die Versuche arteten zu einem erbitterten Kampf zwischen mir und meiner Schwäche aus, ein Kampf, der jahrelang mit wechselnden Ergebnissen geführt wurde und schließlich doch noch einigermaßen von mir gewonnen werden konnte.

Ich kann nicht erklären, was mich gegen meine körperliche Veranlagung zur See trieb. Wie oft habe ich mit mir selbst gerechtet und mich einen Esel genannt, der gegen Windmühlen streitet. Die Verführung der See war zu groß, ich mußte einfach dem Trieb nachgeben, gegen alle Vernunft.

Schon als kleines Kind baute ich mir auf einem Dorfteiche ein schwimmfähiges Floß, und seitdem ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, um den Reiz der gleitenden Bewegung zu verspüren. Dabei war ich körperlich sogar ausgesprochen wasserscheu. Schwimmen war mir ärztlich untersagt, und ich trug auch kein Verlangen, mit dem kalten Wasser über die Befriedigung des Reinlichkeitsbedürfnisses hinaus in enge Berührung zu kommen. Erst später, als sich meine Gesundheit festigte, durfte ich im Freien baden.

Ich kann auch heute noch nicht auf eine einfache Formel bringen, worin der Genuß der Seefahrt beruht, und warum gerade das Segeln ein so unbeschreibliches Hochgefühl ver-

ursacht. Das Fahren mit Motorbooten oder Dampfern ist vergleichsweise der Besuch einer Oper, bei der man das Orchester durch ein Klavier zu ersetzen versucht, d. h. auch ganz schön, aber nur ein Ersatz für den fehlenden Farbreichtum der Wirklichkeit.

In den Osterferien des Jahres 1911, in dem mir der Sommer das erste Mal Paris und der Herbst die Wanderung im Böhmer Wald schenkte, war ich zu Besuch bei meinem Großonkel Emil Tönnies, der ein schönes Haus gegenüber dem Schloß in Glücksburg unweit der Flensburger Förde besaß. Dort erfuhr ich mit Überraschung, daß in Flensburg ein Vetter meiner Mutter lebte, der ebenfalls Primaner war, aber bereits eine moderne Klassenjacht sein Eigen nannte.

Der Gleichaltrigkeit halber nannte ich ihn Vetter, obgleich er zur Generation meiner Onkel gehörte, und vereinbarte mit ihm einen regelrechten Unterricht im Segeln.

Das Fahrzeug war die 6 m R-Jacht Hanna, ein damals berühmter Flautenläufer. Man kann sich das Segelfieber nicht vorstellen, das mich ergriff. Es war so, als ob ich mein ganzes bisheriges Leben lang auf nichts anderes gewartet hätte.

Mit einem Paar nagelneuer Segelschuhe unter dem Arm erschien ich pünktlich zur vereinbarten Zeit. Mein Vetter Georg Ove Tönnies und einer seiner Freunde setzten Segel, warfen von der Boje los und überließen mir das Ruder mit der sorglosen Selbstverständlichkeit der Küstenbewohner, die sich gar nicht vorstellen können, daß es Menschen gibt, die damit nicht umzugehen wissen.

Die Theorie des Segelns war mir einigermaßen geläufig. In Büchern und Träumereien war ich auch schon auf allen Meeren gesegelt. So ging es ganz gut, bis wir die Großschot dicht holen mußten und die ranke Jacht sich weit überlegte. Diese Eigenschaft der Jachten war in meinen Phantasien bisher nicht aufgetaucht. Mit einem heimlichen Blick stellte

ich fest, daß die beiden anderen genau so unbesorgt blieben wie bisher. Danach mußte es seine Richtigkeit haben. Sie holten die Schoten noch dichter und machten sich auch sonst zu schaffen, ohne sich um mich zu kümmern.

Trotzdem wagte ich die dumme Frage: „Kann der Kahn nicht umfallen?" Die Frage schien meinen Vetter daran zu erinnern, daß ich mich ihm als Neuling der Kunst des Segelns vorgestellt hatte. Zuerst meinte er, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, als daß der Kahn umfiele, aber dann setzte er nachdenklich hinzu: „Du hast doch gesagt, du könntest nicht segeln. Aber du kannst es doch, wie ich sehe!" Er wollte mir einfach nicht glauben, daß ich noch nie an einer Pinne gesessen hatte.

Und so war es: ich habe niemals das Segeln erlernt; ich meine das richtige Gefühl für die Pinne wurde mir von der ersten Minute an bewußt. Das soll nicht großsprecherisch klingen. Selbstverständlich hatte ich keine Ahnung von der ganzen Technik, der Einrichtung einer Jacht, den Krängungsmomenten, von der Navigation, Seestraßenordnung, von den Regattakniffen usw., usw., aber ich hatte sofort ein instinktsicheres Einfühlungsvermögen für die Handhabung am Wind und im Seegang, und das ist die Hauptsache.

Stundenlang segelten wir auf der Flensburger Förde herum. Es war unbeschreiblich schön, und ich fühlte mich im siebenten Himmel. Als ich die Pinne abgab, begann der Unterricht über die Führung der Schoten, das Segelsetzen und Segeltrimmen usw. Mein Vetter war ein ausgezeichneter Segler, einer der besten, die ich auf dem Wasser getroffen habe, und daher hatte ich mit meinen Anfängen ungewöhnliches Glück.

Den ersten Versuchen folgte eine Einladung zur Beteiligung an einer Segelfahrt nach Dänemark. Schon am nächsten Tage kam ich von Glücksburg nach Flensburg zurück, um mich an der Verproviantierung der Jacht zu beteiligen.

Die Einrichtung der Jacht unter Deck bestand aus zwei Bänken. Kojen gab es nicht. Spinde oder irgendwelche sonstige Bequemlichkeiten waren nicht vorhanden. Ich verstaute den Inhalt eines Koffers einfach im Vorschiff zwischen dem Tauwerk, und eine Kiste füllte sich mit den frugalen Eßvorräten in Gestalt eines Brotes, einer Butterdose und einer Wurst.

Mittags wurde abgelegt. Die Sonne schien recht freundlich, aber es wehte. Ich erlebte, daß wir zwei Mastringe ausschäkeln und das Tuch eindrehen mußten, und so bolzten wir gegen eine kabbelige See an. So ideal war die Sache durchaus nicht, verglichen mit den schönen Stunden zwei Tage vorher.

Ich begriff auch, daß die beste Naturbegabung in der Segelei keineswegs ausreicht. Voll Sorge vor einem übermäßigen Krängen ging ich mehrfach zu hoch in den Wind, so daß ich mein Selbstbewußtsein durch Rügen verletzt fühlte, die mit der auf See üblichen Grobheit angebracht wurden.

Abends machten wir im Hafen von Ekensund fest. In einem Gasthaus an Land wurde gut gegessen, und dann gingen wir schlafen, d. h. jeder faltete sich ein Segel als Unterlage zurecht, die beiden auf den Bänken und ich selbst auf dem Fußboden. Geschlafen haben wir großartig.

Nach einem kurzen Frühstück im Gasthaus legten wir ab.

Als wir vor Langballigau frei kamen und der Seegang der Ostsee hereinrollte, wurde ich doch ziemlich bedrückt. Ich blieb am Ruder und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Das mühsame Aufkreuzen nahm kein Ende. Ich hatte den Eindruck, daß wir keine Höhe schafften, und wunderte mich im stillen, daß die beiden so sorglos sich mit allen möglichen Dingen beschäftigten, die ich für überflüssig hielt.

Auf der Höhe von Sonderburg begann mein Gehirn zu schwimmen. Über meinem Magen fühlte ich einen beklem-

menden Druck. Sollte ich seekrank werden? Zum Donnerwetter, das darf mir nicht passieren!

Die anderen merkten auch gar nichts. Sie holten die Schoten beim Überstaggehen, und dann sonnten sie sich. Ab und zu kam ein Spritzer von vorn. Unwillkürlich luvte ich vor einer allzu hohen See etwas mehr an, um auf dem Rücken der See durch Abfallen erneut Fahrt aufzunehmen. Mein Vetter machte darüber noch eine anerkennende Bemerkung, aber dann war es mit mir aus.

Ich fühlte mich sehr bemitleidenswert, aber die beiden Kerle waren roh und gemein. Sie höhnten und spotteten mit guten Ermahnungen und der Anpreisung von Heilmitteln, bei denen das Stück Speck am Bindfaden zum Raufziehen die traditionelle Rolle spielte.

Ich spuckte mir die Seele aus dem Leibe.

Hinter der Huk von Kekenis an der Südspitze der Insel Alsen nahm der Seegang erheblich zu. Es war sträflicher Leichtsinn, mit dem kleinen Rennfahrzeug gegenan kreuzen zu wollen. Allerdings konnte ich das damals noch nicht beurteilen, aber auf einem in der Nähe liegenden Torpedoboot beurteilte man die Sachlage offensichtlich recht ungünstig.

Das schwarze Fahrzeug kam ziemlich dicht heran und brachte unmißverständlich eine Warnung zum Ausdruck, so daß sich die beiden zur Rückkehr nach Sonderburg entschlossen. Platt vorm Wind brausten wir ab. Mich schmerzte die geringste Bewegung, und aller Sinn für die Schönheit der Segelei war mir verlorengegangen. Das nachtschwarze Torpedoboot dampfte langsam und interessiert hinterher. Inzwischen waren wir alle drei pitschnaß geworden, denn bei der viel zu hohen Fahrt kam auch von achtern Wasser über.

Bald fanden wir uns unter Landschutz. An einer Privatbrücke in Sonderburg machten wir fest, und ich wankte die Stufen hinauf, um mich ganz erschöpft flach auf die Holz-

bohlen zu legen. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich wieder einigermaßen vernehmungsfähig war. Im Alhambrahotel trafen wir den Kommandanten des Torpedobootes, der uns von dem beängstigenden Eindruck erzählte, den das kleine Fahrzeug im Seegang gemacht hatte. Er meinte, daß er nicht mit uns hätte tauschen mögen. Meinen Vetter rührte das nicht. Er leistete sich noch ganz andere Sachen, wie ich später feststellen konnte. Zu seiner bewunderungswerten Seemannschaft kam auch immer ein Riesenglück dazu, sonst wäre er längst auf einer seiner vielen Sturmfahrten vom Teufel geholt worden.

Das etwas verspätete Mittagessen verlief ohne große Beteiligung meinerseits. Am meisten erschütterte mich der Entschluß der beiden Freunde, daß sie so bald wie möglich wieder ablegen wollten, um erneut die Überfahrt nach Dänemark zu versuchen.

Ich hatte auf eine kleine Erholungspause gehofft und stand nun vor einem ernsten Problem. Mitsegeln konnte ich unmöglich. Aufgeben? – niemals! Also vereinbarten wir, daß ich am nächsten Morgen mit der Bahn nach Svendborg führe, um die beiden dort zu erwarten.

Die beiden fuhren los. Der Wind hatte, soweit man es vom Hafen aus beobachten konnte, stark abgeflaut, wie es so oft über Mittag bei östlichen Winden der Fall ist. Ich kehrte mit meinen Habseligkeiten in das Hotel zurück und besorgte mir zum Ersatz des in Flensburg gebliebenen Koffers eine große Pappschachtel mit Bindfaden.

In der Nacht wachte ich von einem Höllenlärm auf. Draußen heulten die Sirenen von mehreren Torpedobooten, die das Öffnen der Pontonbrücke über dem Hafen forderten. Die Ketten rasselten an dem eisernen Steg, der sich langsam auseinanderschob. Dann huschten die gefährlichen schwarzen Seetiere mit ihren Scheinwerfern in den Marinehafen des Alsensund.

Das war ein Schauspiel nach meinem Herzen. Ich bekam wieder solche Sehnsucht nach dem Wasser und der Seefahrt, daß ich bereits bitter bereute, nicht trotz allem mitgefahren zu sein.

Die Reise mit der Bahn durch Dänemark war immerhin auch ganz interessant. Man lebte in einer schönen Zeit, in der man keinen Paß benötigte und einfach in jedem Land zu Hause sein durfte.

In Odense machte ich Station, einesteils, weil die Zugverbindung dies begünstigte, anderenteils, weil ich das Geburtshaus meines Märchendichters Andersen ansehen wollte. Erst bei einbrechender Dunkelheit traf ich in Svendborg ein.

Meine Annahme, die Jacht sei inzwischen im Hafen eingelaufen, erwies sich als verfehlt. Nachdem ich das Gelände abgelaufen hatte, blieb mir in der Dunkelheit nichts anderes übrig, als ein Hotel zu suchen, und dann kam ich in eine ernste Verlegenheit.

Die Verständigungsschwierigkeiten nahmen merkwürdigerweise in jedem der Hotels zu, die ich nacheinander um ein Zimmer anging. Die Herren Portiers waren entweder schwerhörig oder sprachunkundig, und außerdem war nirgends ein Zimmer frei.

Traurig und unentschlossen, was ich zunächst unternehmen sollte, um einen Aufenthaltsort für die Nacht zu finden, suchte ich erneut den Hafen ab und blieb schließlich melancholisch auf einem Poller sitzen.

Der Bindfaden meiner Pappschachtel war mehrfach geflickt und drohte sich allmählich aufzulösen, so daß das Tragen der Schachtel unterm Arm recht unbequem wurde. Bei der Beschäftigung mit dem ungewöhnlichen Reisegepäck fiel mir ein, daß dieser dürftige Kofferersatz wohl der Grund für meine Abweisung in den Hotels gewesen sein mochte.

Die bescheideneren Gasthäuser flößten mir Mißtrauen ein,

doch mußte ich wohl oder übel zu solchen Quartieren einen Anlauf nehmen, wo eine Pappschachtel keinen Anstoß erregt. An dem einfachen Vorgang merkte ich bei einigem Nachdenken, in welchem Klassenhochmut ich unbewußt lebte. Die Zahl der Menschen, die mit billigen Gasthäusern vorlieb nehmen muß, ist tausendmal größer als die Zahl der internationalen Hotelgäste. Welchen Anlaß hatte ich, bei diesem Großteil der Menschen Unsauberkeit, Krankheiten oder eine Gefährdung an Gut und Leben befürchten zu müssen? Es war die Angst vor dem Unbekannten und ein Vorurteil meiner Kaste, das ich theoretisch nicht zu besitzen glaubte, das mich aber praktisch in Abhängigkeit hielt.

Auch bei den bescheidenen Unterkunftshäusern für Arbeiter und Seeleute wird es sicherlich große Unterschiede geben, doch die Fähigkeit zur Unterscheidung besaß ich nicht. Voll innerer Abwehr wanderte ich durch die von spärlichen Straßenlampen schwach beleuchteten Häuserreihen des Hafens, ohne den Mut zu einer Rekognoszierung in der neuen Welt aufzubringen, denn die alte Feindschaft zwischen Deutschen und Dänen in den Grenzgebieten schien die Situation zu erschweren.

Wieder zu meinem alten Poller zurückgekehrt, überdachte ich nochmals die Sachlage, und hierbei bekam ich den unerwarteten Besuch eines Niggers, der mich dänisch ansprach. Deutsch konnte er nicht, aber französisch, da er aus Martinique stammte. Endlich hatte ich also einen Menschen gefunden, mit dem ich mich unterhalten konnte, und ihn fragte ich um Rat. Ich überlegte gar nicht, ob die Empfehlung eines Niggers ein größeres Vertrauen verdient als irgendeines Dänen, der mir auf der Straße begegnet wäre. Mit dem Verlust der Sicherheit in der gewohnten Umgebung war für mich alles unterschiedslos.

Der Nigger brachte mich denn auch in eine Hafenkneipe, wo man mir ein Zimmer gab. In der Wirtsstube ging es

hoch her. Eine vierköpfige Kapelle echter Tiroler, die mühselig ihr Sächsisch für die Ohren der Dänen in Bayrisch umzufärben versuchten, sorgte für Stimmung. In den Konzertpausen entdeckten sie mich als möglichen Kritiker, und nachdem wir die für sie offensichtlich sehr wichtige Anerkennung ihrer „Echtheit" klargestellt hatten, fühlte ich mich unter meinen Landsleuten sehr schnell geborgen.

Man gehörte zusammen. Die erste Geige wurde von einem ebenso tüchtigen wie energischen Mädchen gespielt, die meine unsichere Stellung in der Kneipe sofort begriff und sich zielbewußt mütterlich inmitten des Gegröles und Gesaufes der schlichten Menschen des Volkes meiner annahm. Ich bekam endlich etwas zu essen, sie befreite mich von den allseitigen Verpflichtungen zu alkoholischen Getränken, und sie gab mir auch Anweisungen bezüglich des Zimmers, das merkwürdigerweise keinen Schlüssel hatte.

Die laute Vergnüglichkeit dehnte sich bis zwei Uhr aus. Ich verschob den Zeitpunkt des Schlafes möglichst weit, weil ich mich in der Bude nicht von meinem Mißtrauen befreien konnte, und weil der Lärm im Haus ohnehin keine Ruhe zuließ. Dann stieg ich mit einer Kerze bewaffnet hinauf.

Die Tür ging nach innen, so daß es sich verlohnte, einen wackeligen Tisch nebst Stuhl an die Tür zu schieben. Danach setzte ich die blecherne Waschschale auf die Tischkante, so daß ich mit einem ausreichenden Lärm rechnen konnte, sobald jemand die Absicht hatte, unaufgefordert in das Zimmer einzudringen. Mein Onkel Emil in Glücksburg machte es ähnlich, d. h. er stellte Bretter auf die Türklinke, damit sie ihn durch Poltern aufweckten, wenn jemand die Türklinke bewegte.

Eigentlich wollte ich wach bleiben, doch die Natur war stärker als der Vorsatz. Um 9 Uhr wachte ich auf, und um 10 Uhr war ich am Hafen, wo die Jacht mit meinem Vetter

und seinem Freund gerade vor der Fock langsam an das Bollwerk trieb.

Die Hanna war in der vorletzten Nacht auf Grund gelaufen, und es war schwierig genug gewesen, sie mit eigenen Kräften wieder freizubringen. Darauf war die Verspätung zurückzuführen.

Ich fühlte die Umklammerung eines tausendarmigen Untiers von mir abfallen. Die beiden haben dann auch weidlich über die Bude gelacht, aus der ich meine Pappschachtel holte, um sie an Bord zu verstauen. Zufällig war der Tag mein 18. Geburtstag, und das mußte gefeiert werden.

Die Sonne schien strahlend. Eine sanfte Brise lockte uns durch die herrlichen Wasserwege Dänemarks. Gutmütig ließen mich die beiden den ganzen Tag am Ruder sitzen, so daß ich mit dem Wind aus allen Ecken in wenigen Stunden sämtliche denkbaren Segel-Exerzitien durchmachte und auch spät nachmittags selbständig unter Segel an die Brücke von Christiansminde gehen durfte.

Es war erstaunlich, mit welcher Unnachdenklichkeit mir das immerhin kostbare Fahrzeug anvertraut wurde, und mein Vetter wiederholte nach einer diesbezüglichen Frage seine schmeichelhafte Verwunderung darüber, daß ich auf der Angabe beharrte, ein völliger Neuling zu sein. Sicherlich gibt es viele Segler, die die gleiche Erfahrung gemacht haben: die erste Viertelstunde entscheidet über die Eignung eines Anfängers. Der Eindruck ist so deutlich, daß man in einem hohen Maße versucht ist, an eine Seelenwanderung zu glauben und mit Erfahrungen aus einem jahrtausendalten Vorleben zu rechnen.

Später habe ich selbst viele junge Freunde in die Kunst des Segelns eingeführt und dabei immer wieder die Beobachtung gemacht, daß einige ihr Einfühlungsvermögen in drei Minuten beweisen konnten und andere nie.

Die Uferpromenade von Christiansminde und die weitere

Umgebung des Svendborgsundes sind das schönste Fahrtenziel der Segler in der westlichen Ostsee. Die wundervollen großen Buchten mit ihren Nebengewässern und die einzigartigen Reize eines dänischen Frühlingstages haben mich viele Jahre hindurch zur gleichen Zeit in den Umkreis von Fünen verlockt, so daß ich die Landschaft fast wie eine zweite Heimat lieben lernte. Mit einem Flautenläufer – wie unsere damalige 6 m R-Jacht Hanna – war es ein ganz besonderes Vergnügen, landschaftliche Bekanntschaften zu machen. Ich hatte Geburtstag und fühlte mich wie neu geboren.

Zwei Tage segelten wir in der Gegend herum. Das Problem des Essens und Trinkens war für uns belanglos. Geschlafen haben wir wieder auf den Segelsäcken, wobei mich nicht einmal die Drahtlieken störten.

Dann ging es heimwärts.

Den ersten zwei stürmischen Tagen der Reise war gutes Wetter gefolgt, das uns treu blieb. Östlich von Aerö gingen wir abends bei einer kleinen Insel vor Anker, auf der ich ein wenig umherwanderte.

Der Himmel war hellblau, das junge Laub der alten Buchen hellgrün, das Wasser stahlblau und die Wiesen saftgrün. Auf diesem Prospekt von Ton in Ton, oder wie der Maler sagt, kalt in kalt, standen die schönsten bunten Wiesenblümchen verschwenderisch am Hang verteilt. Solch eine Farbenharmonie konnte ich mir nur auf einer Insel vorstellen, auf der sich in aller Weltabgeschiedenheit die Erfüllung des Ideals der Selbstgenügsamkeit und der schöpferischen Vollendung naturhaft ohne Kunst ergibt.

Eine Insel ist wie der Spiegel einer Weltschöpfung, in dem sich alles in verkleinertem und daher übersehbarem Maßstab wiederholt. Sie ist voll von kompositorischen Erkenntnissen, und wenn man sich dort ins Gras legt, so versinkt man in einer wunschlosen Ruhe, die niemals auf dem

Festland erlebt werden kann. In kleinen, versteckten und deutlich abgegrenzten Alpentälern mag es vielleicht annähernd möglich sein, die gleiche Sehnsucht für einige Minuten zu befriedigen, doch niemals mit einem gleich starken Gefühl der Endgültigkeit.

Alle Reisen in ferne Länder haben die Erinnerung daran nicht verwaschen können, wie ich das erste Mal mit einem Dutzend großer Bäume, einem kleinen unbewohnten Haus, einer bunten Wiese und der blauen See ringsum allein war und die Erde mir untertan wurde. Die merkwürdige Inselerkenntnis hat mich mein ganzes Leben begleitet und mir anhand von mannigfaltigen Parallelbeispielen viele Aufschlüsse gegeben, denn sie enthüllt das harmonische Sehnsuchtsbild einer friedlichen Zukunft der Kontinente.

Zwischen dem Blau des Himmels und der See lag die Jacht in einigem Abstand vom Ufer vor Anker. Sie war mit ihrem kleinen Beiboot die Verbindung zur Welt. Noch war es nicht die Zeit, sich dem Glücksgefühl seiner Auflösung in eine abgeschlossene Harmonie hinzugeben, aber es war süß, darum zu wissen.

In der Nacht blieben wir nicht allein. Ein anderer Flensburger Segler legte sich in der Nähe vor Anker. Es war ein geruhsamer Familienkutter mit Vater, Mutter und zwei Kindern, die ein beneidenswertes Dasein führten.

Am nächsten Morgen wurden wir zum Frühstück eingeladen. Andernfalls wären wir wohl hungrig geblieben. Dann ging es nördlich um Aerö herum, Richtung Flensburger Förde. Bald war es ganz flau. Bis zum Nachmittag trieben wir kaum merklich vor der Küste von Alsen, wo uns schließlich ein Motorschiffer auf den Haken nahm und nach Sonderburg einschleppte.

Bei frischem Ostwind liefen wir einen Tag später in wenigen Stunden bis Flensburg, und damit war meine erste Jachtreise zu Ende.

Kurz, sehr kurz, aber entscheidend, denn von diesen Tagen an war ich der See verfallen, wenn es auch noch geraume Zeit dauerte und viel Schweißtropfen kostete, bis ich mir die Freiheit der See mit eigenen Kräften erobern konnte.

REISEN

Mit 12 Jahren sollte ich wieder einmal zum Besuch meiner Verwandten nach Westfalen fahren. Vergeblich erwartete ich von meinem Vater die notwendigen Anweisungen über den Zug, die Zeiten und sonstige Vorkehrungen zu einer Reise.

Am Vortage wurde mir die Sache unheimlich. Niemand kümmerte sich um mich. Wie vor jeder bisherigen Reise war ich einigermaßen aufgeregt, und als gar nichts geschah, ging ich zaghaft zu meinem Vater, um ihn auf das bevorstehende Ereignis aufmerksam zu machen.

Schweigend gab er mir das dicke Reichskursbuch, und als ich um fachliche Anleitung bat, sagte er ernsthaft: „Du bist jetzt groß genug, um allein für dich zu sorgen." Damit war ich entlassen.

Ich setzte mich wohl oder übel mit dem umfangreichen Buch beharrlich auseinander. Und siehe da, die Sache fing an, mir Spaß zu machen. Auf der großen Eisenbahnkarte begann ich zu reisen. Dann ging ich entschlossen in mein Schlafzimmer und packte zusammen, was ich für richtig hielt. Die vorsorgliche Mutter hat mein Gepäck aber doch noch ein wenig kontrolliert und ergänzt.

Als ich von meinem Vater das Reisegeld erbat, interessierte er sich nunmehr für das Ergebnis meines Bemühens. Er war zufrieden und schloß daran eine kleine Unterrichtsstunde über Reiseerfahrungen und die bequemste Handhabung des Kursbuches. Von da an war ich selbständig.

Ich entsinne mich noch, daß es bei meiner Schwester einige Jahre später fast genau so gemacht wurde. Sie ist dann zum Entsetzen der ganzen Freundschaft mit 14 Jahren allein in ein Pensionat nach England gefahren.

Wir waren zwar als Kinder schon viel früher allein auf die Reise geschickt worden, aber mit allen möglichen Vorbereitungen. Die Überwindung des Schutzbedürfnisses beginnt erst mit der praktischen – wenn auch in diesem Falle geheuchelten – Interesselosigkeit der Eltern an der ganzen Angelegenheit.

Man brachte uns nicht zur Bahn, man holte uns nicht ab, wir mußten mit Hilfskräften wie Gepäckträger, Droschkenkutscher usw. umgehen lernen, und wir wurden auch sonst im Leben recht frühzeitig daran gewöhnt, auf uns selbst angewiesen zu sein. Für die heutige Jugend ergibt sich das ganz von selbst, denn die Kinder der technischen Epoche bedienen sich der öffentlichen Verkehrseinrichtungen beinahe schon, bevor sie in die Schule kommen. Aber damals war die Erziehungsmethode so ungewöhnlich, daß sie als Anregung zum Einzelgängertum für das ganze Leben bestimmend wurde.

Meine schlechten Schulzeugnisse mögen der Anlaß dazu gewesen sein, daß mich mein Vater im letzten Schuljahr zur Verbesserung meiner Kenntnisse im Französischen (mein schlechtestes Fach) für die Sommerferien nach Paris schickte. Ein Freund hatte ihm die Adresse einer Pension im Quartier Latin gegeben, die von einem Professor geleitet wurde, so daß einige Aussicht für einen erfolgreichen Unterricht bestand.

Alle guten Onkel und Tanten warnten meine Eltern sehr ernstlich vor dem in der ganzen Welt berüchtigten Sumpf der Metropole von Frankreich, aber solche Bedenken fanden keinen Nährboden. Mein Vater kannte Paris gut genug, um ein Urteil über seine Eignung als Bildungsstätte vertreten zu können. Mit den moralischen Gefahren sollte ich allein fertig werden.

Der gute Bürger in Deutschland stellte sich das Paris der Vorkriegszeit sehr einseitig vor. Außerdem war man in

meiner Generation und zumindest in meiner Kaste mit 19 Jahren an einem Nachtleben blutwenig interessiert. Ich berauschte mich an den Schätzen des Louvre und des Palais du Luxembourg. Mit weiblichen Wesen, die sich nicht für Plato begeistern konnten, oder für die Maler wie Grünewald, el Greco und Cézanne keine Offenbarung bedeuteten, wollte ich ohnehin nichts zu tun haben.

Statt Französisch nach der Grammatik zu lernen, hörte ich andächtig in der Closerie des Lilas zu, wenn Paul Faur, der Prince des poêtes de France seine cochonnerien erzählte, oder wenn politische Themen das Feuerwerk futuristischer Erfindungen im Stil Marinetti aufleuchten ließen.

Nach kurzer Zeit war ich müde. Paris war entsetzlich heiß, und alle Einwohner, die es sich leisten konnten, flohen an die See. Es war der tropische Sommer des Jahres 1911. Paris war eine glühende Hölle.

In unserer Pension lebte eine junge Sängerin mit Namen Madeleine, genau so alt wie ich und meiner Ansicht nach ein ungemein liebreizendes Geschöpf. Sie interessierte sich leider für meine weltbewegenden Theorien mehr aus Liebenswürdigkeit als aus innerer Anteilnahme, und das war verdrießlich, denn was soll man sonst mit Mädchen anfangen?

Sie verschwand eines Tages spurlos. Man behauptete, sie hätte in der Provinz ein Sommer-Engagement gefunden. Das einzige, was mir von ihr blieb, war eine farbige Zeichnung, zu der sie mir gesessen hatte. Die anderen Studenten waren darüber sehr neidisch gewesen, daß ich so lange mit ihr allein sein durfte – es war im Eßzimmer – aber ich merkte erst nach ihrem Verlust, daß ich ein bißchen verliebt war.

Ich begann zu zweifeln, ob meine Idee von den intellektuellen Erfordernissen eines Mädchens unbedingt richtig sei. Jedenfalls quälte mich jetzt die große überheiße Stadt trotz aller Kunstgenüsse.

Die Erziehungsmethoden meines Vaters wirkten sich etwas

anders aus, als er wohl beabsichtigt haben mag. Ich fühlte mich selbständig und pfiff auf den Unterricht in Paris. Die Gelegenheit einer Reise meines Professors nach St. Valery en Caux war sehr willkommen, und so fuhr ich – mit einem ausreichenden Aufenthalt in dem schönen Rouen – nach dem kleinen Seebad mit dem Entschluß, von da aus auf Abenteuer zu ziehen.

Nur etwa zwei Wochen hielt ich es in dem Nest mit Ausflügen nach Fécamp, Dieppe usw. aus. Damals gab es dort viele Jungen und Mädel angesehener deutscher Familien, darunter zwei Freundinnen, die eine pausbäckig mit gesunden Farben und sympathischer Natürlichkeit, die andere blaß, altklug und fast mondän. Hübsch waren sie beide.

Da ich mit meinen Sympathien keine Entscheidung treffen konnte, flirtete ich mit beiden. Nur der Ausdruck war nicht üblich, man sagte poussieren. Das ging so weit, daß wir uns einmal in der Dunkelheit über einen eisernen Zaun hinweg zu dreien unterhalten haben. So etwas war furchtbar verboten und deshalb von einem dämonischen Reiz. Es war eine Zeit, die sich die heutige Jugend wohl kaum wird vorstellen können.

Dann ging ein neuer Stern über dem Horizont auf: das war Dorothee aus Irland. Ich konnte mit ihr zwar nicht philosophieren wie mit den beiden deutschen Mädchen, aber dafür war sie ein malerisches Objekt: schneeweiße Haut, blaue Augen und tiefschwarzes Haar. Es war doch ein großer Vorteil, daß ich malen konnte, denn auch von ihr behielt ich zur Erinnerung eine farbige Zeichnung. Sie war nicht nur schön, sondern auch lieb.

Statt daß ich französisch lernte – die Tochter der Pensionswirtin war für meinen Geschmack zu sehr geschminkt – übte ich mit Dorothee und ihrer Mama englisch.

Als eine andere Gruppe von deutschen Mädchen sich verabschiedete, um an der Küste entlang zu reisen, hielt ich

es vor Reisesehnsucht auch nicht mehr aus. Ich schloß mich ihnen an, und dadurch lernte ich die ganze Küste kennen. In dem halben Dutzend junger Mädchen war ich das einzige männliche oder halbmännliche Wesen, und das verschaffte mir die Würde eines Reisemarschalls. Zum ersten Male begann ich systematisch bei den Planungen eine gewisse Regie walten zu lassen, um ein Höchstmaß an Eindrücken zu erreichen.

Genußreich reisen ist eine Kunst, die gelernt werden muß. Es genügt nicht, wenn man die bequemsten Züge aussucht oder in den zur Verfügung stehenden Zeitraum besonders viel hineinpreßt.

Es kommt vor allem auf die Tageszeit an, zu der man den ersten Eindruck einer Stadt oder einer Landschaft gewinnt, nicht allein wegen der Beleuchtung oder der Besonderheit eines typischen Lebens, sondern wegen der im Laufe des Tages wechselnden eigenen Aufnahmefähigkeit. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf diese Ideen gekommen bin, vielleicht war es ein zufälliges Lob über gute Regie. Von da an wurde mir das Vergnügen bewußt, eine Reise so zu dirigieren, daß sich die Besichtigungen wie ein gutes Schauspiel wirkungsvoll und ohne Übermüdung abrollten.

Eine Hafenstadt wie Le Havre verlangt einen Vormittag mit dem Frühstück am Fischmarkt. (Hier habe ich mich eine Stunde allein zu den großen Bassins zurückgezogen, wo die schönen Jachten lagen. Was waren das für herrliche Fahrzeuge! Auf der einen Seite die riesigen Dampfjachten und auf der anderen Seite die eleganten Segler mit ihren glatten Decks und den blanken Mahagoniaufbauten. Unerfüllbare Wunschträume eines Primaners!) Das schöne Modebad Trouville muß zur Teezeit genossen werden. Eine Universitätsstadt wie Caen zeigt am Abend ihren studentischen Frohsinn und früh morgens die Kühle ihres sachlichen Daseinszweckes, der nicht nur die Lehrgebäude, sondern sogar den Marktplatz beherrscht.

Besonders zufrieden war ich mit mir, als es sich einrichten ließ, daß wir zum Anfang der Abenddämmerung über dem neuen Damm von Pontorson am Mont St. Michel eintrafen. Der Himmel war schon farbig, der gewaltige mit hohen Mauern umgürtete Kegel hob sich violett von einem rötlichen Wolkenmeer ab. Weit in der Ferne glänzte die See als schmaler Silberstreifen – es war Niedrigwasser – und die fahlen Watten zerflossen im abendlichen Dunst.

Der Mont St. Michel ist sehr eindrucksvoll. Die ungewöhnliche Regelmäßigkeit der Silhouette eines gleichschenkligen Dreiecks gibt dem Bauwerk etwas Unwirkliches. Es ist ein Phantasiegebilde von Rabelais, von Doré gezeichnet oder von Breughel gemalt. Man wartet förmlich auf die Spukgestalten, die von den Remparts heruntergrinsen, um den Besucher zu erschrecken.

Stattdessen gibt es dort nur freundliche Menschen, die seltsamerweise alle Poulet heißen. Sämtliche Gastwirtschaften, Pensionen und Hotels haben Poulets zu Besitzern. Sie unterscheiden sich allein durch Vornamen, Altersbezeichnungen oder sonstige Zusätze: Jules Poulet, Madame Poulet ainée, La mère Poulet usw.

In aller Eile sicherten wir uns bei einem der vielen Poulets Quartier. Bis zur völligen Dunkelheit wollten wir mit einem Rundgang auf den Wällen die erfrischende Abendluft ausnutzen und die Zauberhaftigkeit des Berges auf uns wirken lassen. Aus dem Roman von Victor Hugo: Les Miserables, kannte ich das grauenvolle Schicksal der Enlissés, und die Erinnerung daran ist erregend.

Die Insel ist ein Felskegel inmitten des Wattenmeeres. Bei Hochwasser wird sie allseitig umspült. Bei Niedrigwasser tritt die See wohl 5 Meilen und mehr zurück. Der sonderbare Schutz der Felsenfestung liegt aber in dem merkwürdigen Verhalten des Wattensandes, der wie ein richtiger Mahlsand von unsichtbaren Hohlräumen und Wasseradern durchzogen wird.

Man mag friedlich auf dem tennenglatten festen Boden wandern, und plötzlich gibt der Sand nach. Der Fuß sinkt bis zum Knöchel ein, und dann kann man sein Testament machen, wenn es auch nicht mehr in die Hände des Testamentvollstreckers gelangen wird.

Rundum rieselt und fließt es. Jeder Schritt vorwärts oder rückwärts läßt den Menschen tiefer und tiefer sinken. Nicht die tückische Ruhe eines Moores, sondern die Lebendigkeit eines Schlammstrudels kennzeichnet die Naturgewalt, gegen die das Opfer wehrlos ist.

Erfahrungsgemäß ist auch jede Hilfe von außen vergeblich. Wenn es vormals bekannt wurde, daß jemand in einen der geheimnisvollen Sandströme geraten war, dann liefen die Mönche von St. Michel in die Kathedrale, um für den Todgeweihten zu beten. Mehr ließ sich nicht tun.

Mit grauenvoller Spannung verfolgte man den langsamen und doch unaufhaltsamen Vorgang, bis die letzte flehende Handbewegung verschüttet wurde.

Noch vor wenigen Jahren lebte auf der kleinen Nachbarinsel ein Einsiedler, den man nach seinem Wohnplatz den Marquis de la Tombelaine nannte. Ihm war der immer wechselnde Verlauf der gefährlichen unterirdischen Ströme vertraut, so daß er viele Jahre hindurch den Berg zur Beschaffung von Vorräten besuchen konnte. Und doch ereilte ihn eines Tages das Schicksal. Auch er wurde ein Opfer des Naturphänomens.

Einige Zeit vor unserem Aufenthalt war eine ganze Schafherde mit ihrem Hirten, die den Weg über die innere Bucht nahm, von einem solchen Sandstrom aufgesogen worden und blieb spurlos verschwunden.

Man kann von Grandville bei tiefstem Wasserstand über die Watten herüberkommen, aber nur mit schnellen Pferden auf hochräderigen Karren und unter Führung eines Ortskundigen, der mit einem Peilstock vorausreitet.

An der Elbmündung gibt es auch solche Mahlsände, beson-

ders gegenüber Cuxhaven, die sogenannten Kratzsände. Da aber dort der Tidenhub bei weitem nicht so hoch ist und auf diesen trocken fallenden Bänken auch bei Niedrigwasser ringsum tiefes Wasser bleibt, so daß niemand zu Fuß dorthin gelangen kann, ist die Gefährlichkeit bedeutungslos. Nur als ich viel später einmal mit meiner Jacht Dirk II durch Nachlässigkeit eines Segelkameraden auf dem Kratzsand festkam, merkte ich bei dem Ebbstrom die verhängnisvollen Sandstrudel, die in Lee der Jacht mannshohe Löcher bildeten. Erst als der Ebbstrom gänzlich abgelaufen war, wurde es ruhig. Trotzdem war die Sachlage bei dem Gedanken an die zu erwartende Flut so ungemütlich, daß ich von Cuxhaven Schlepperhilfe anforderte, um sicher zu gehen. Auf der Leeseite hatte sich ein derartig tiefes Loch gebildet, daß die ganze Jacht hineinfallen konnte. Eine Abstützung durch den Spinnakerbaum mißlang, denn anfangs versank er ins Bodenlose, und dann brach er durch irgendeine verwindende Macht des Sandstromes weg. Gerade noch rechtzeitig konnten wir das Fahrzeug durch Reserve-Rundhölzer sichern, sonst hätte es sich in dem Mahlsand einfach überschlagen, um zu versinken.

Als ich mich am Fuß des Mont St. Michel in der Nacht einige Schritte auf den Sand hinauswagte, wußte ich noch nichts von seglerischen Erfahrungen im Wattenmeer. Doch nach den Erzählungen war es unheimlich genug, und sehr weit getraute ich mich auch nicht.

In unserem Quartier ergab sich eine neue Gefahr. Die französischen Betten sind immer für zwei Personen gedacht. Einzelne Betten wurden nur ungern abgegeben, und deshalb hatte man mich mit einer blonden Lehrerin aus Bromberg zusammengetan.

Auf unseren verlegenen Protest hin sagte die Wirtin sachlich: „Dann suchen Sie sich unter Ihrem Gefolge ein anderes Mädchen aus, mit dem Sie schlafen wollen!“

Ich habe aber doch allein geschlafen.

Die Bäder von Dinard und Paramé galten damals als große Mode, aber die französischen Luxusbegriffe haben niemals großen Eindruck auf mich gemacht. Es haftet ihnen stets etwas Provisorisches an, eine gewisse Unvollständigkeit. Der Deutsche hat von Natur aus weit weniger ein Gefühl für Einzelleistungen, sofern sie sich nicht aus einer widerspruchsvollen Umgebung völlig heraustrennen lassen, als weit mehr für eine etwas bescheidene Harmonie, wenn sie nur schlackenlos ist.

Der Franzose genießt ein schönes Bauwerk, wo es sich auch immer befinden mag. Der Deutsche wird in einem solchen Falle in seinem Genuß erheblich gestört, wenn ringsum Elend, Verfall und Geschmacklosigkeiten aufdringlich bleiben.

Am Strand von Dinard herrschte eine bewunderungswerte Eleganz. Selbst Kinder regten durch ihre wirklich guten Toiletten in dem grauen Reisenden aus dem spartanischen Norden eine Art Minderwertigkeitsgefühl an. Aber wehe, wenn man mit den nordischen Begriffen der Hygiene in eine der Abortanlagen am Strande trat, vor denen der glänzende Strom des Reichtums vorüberzog. Eine solche Halle war in voller Länge durch ein auf Pfosten ruhendes, dickes Tau in Sitzhöhe unterteilt. Das war alles an technischer Einrichtung. Die Vervollständigung des Bildes möchte ich der Phantasie des Lesers überlassen.

St. Malo ist wiederum eine Stadt mit mittelalterlichen Umfassungsmauern. Dafür schrieb der Regiezettel eine Dämmerungsbekanntschaft vor, denn nur dann verblassen die neuzeitlichen Zusätze, die den Eindruck der Verzauberung vermindern.

Bei Dunkelheit kehrten wir von dem Spaziergang auf den breiten Stadtmauern an der Küste in das Hotel zurück, mit der Frage, was wir am Abend unternehmen sollten.

Zum Zweck der Erkundigung freundete ich mich mit der sehr schönen Tochter des Hotelwirts an, und von diesem Zeitpunkt ab weiß ich nicht mehr, was aus meiner weiblichen Reisegesellschaft geworden ist, mit der ich so schöne Tage in der Normandie und in der Bretagne verlebt hatte. Ich glaube nicht, daß ich sie schnöde und undankbar einfach im Stich ließ, aber mein Gedächtnis hinsichtlich weiterer Beziehungen ist ausgelöscht. Jedenfalls zog ich mich rasch um, und mit der inzwischen sehr elegant gewordenen Wirtstochter zog ich in das Casino von St. Malo.

Die französischen Modebäder haben sämtlich eine clubartige Einrichtung, die etwa dem Kurhaus der deutschen Bäder entspricht, nur daß sie einen hohen Eintrittspreis verlangen und mit eigenem Strand, Restaurant, Bar, Spielsälen und Theater eine Welt für sich bilden. Oft ist noch eine Einrichtung zum Taubenschießen angegliedert.

In dem hell erleuchteten Casino, mit einem hübschen jungen Mädchen am Arm, fühlte ich mich sehr wohl. Die einzige Sorge machte mir mein dürftiger Kassenbestand. Mit den deutschen Mädchen hatte ich sehr bescheiden gelebt, was dringend nottat, denn für die Programmänderung konnte ich meinen Vater nicht verantwortlich machen.

Als meine kleine Französin merkte, daß ich im Geldausgeben etwas zaghaft war, verminderte sich ein klein wenig ihre Zutraulichkeit. An sich sind Französinnen sehr sparsam, und sie legen niemals Wert auf große Geldausgaben ihres Freundes. Aber ich selbst fühlte mich belastet, wahrscheinlich unnötigerweise, und das wirkte abkühlend.

Ich beneide die heutige Jugend um ihre Sorglosigkeit gegenüber Geldbegriffen. Man geniert sich längst nicht mehr, sehr im Gegensatz zu damals, wo die gesellschaftlich mitzählenden Menschen den Besitz genügender Mittel mit wenigen Ausnahmen – die als besonders tragisch galten – für selbstverständlich hielten. Erst als die große Umschichtung

nach dem ersten Weltkrieg eintrat, und als die Inflation das Vermögen vieler angesehener Familien zerstörte, hörte die Verkuppelung mit der Klasse auf.

Wohlgemerkt: es handelte sich immer nur um einen gewissen Mindestbesitz (bzw. Einkommen), der zum standesgemäßen Auftreten erforderlich war. Oberhalb dieser Grenze gab es früher gesellschaftlich keine merklichen Unterschiede, zumal die kaufmännisch orientierten Kreise außerhalb der großen Handelsstädte wie Hamburg und Bremen für die soziale Abstufung nicht tonangebend waren.

So wird man es der jüngeren Generation kaum verständlich machen können, wie mich der Zwang zu äußerster Sparsamkeit in dem luxuriösen Casino mit dem schönen Mädchen am Arm bedrückte. Dazu kam, daß meine Freundin zahllose Bekannte traf. Ihre ehrlichen Sympathien zu mir veranlaßten sie zu einer Art Schaustellung des jungen Deutschen, der immer schüchterner und linkischer wurde. Und das verträgt kein Mädchen von 18 Jahren.

In dem eleganten Kreis, in den wir zwangsläufig gerieten, bemühten sich die Jünglinge offensichtlich, mich auszustechen. Ich war traurig und wurde stumm. Mit einer unnachahmlichen Blasiertheit sprachen die Herren von den Damen des Theaters, unter denen ein neuer Magnet aufgetaucht war. Zum allgemeinen Leidwesen war der Magnet unnahbar und – soweit ich aus den Erzählungen entnehmen konnte – immer sofort nach der Vorstellung verschwunden. Das war nun ein Unterhaltungsthema, das mich gar nicht interessierte. Langsam löste ich mich aus der Umgebung. Das schöne Wirtstöchterchen hatte mit ihren Bekannten so viel zu plaudern, daß ich mich unbemerkt verdrücken zu können glaubte.

Ich bin in meinem Leben immer sehr viel allein gewesen. Es ist dies ein dringendes Bedürfnis, aber es wurde mir auch manchmal zu viel. Diesmal wäre ich lieber im Lichterglanz

der Spielsäle mit den jungen Leuten, bei denen ich auf so angenehme Weise eingeführt worden war, zusammengeblieben, wenn ich mich nur nicht so bedrückt gefühlt hätte.

Statt dessen suchte ich die Dunkelheit, die ich während einer Aufführung der Toska im Theatersaal fand. Und da fand ich zugleich das große Erlebnis, das der Reise ihren romantischen Inhalt gab: Madeleine.

Als ich sie auf der Bühne sah, fiel mir ein, daß ich nicht einmal ihren Nachnamen wußte. Sie selbst hatte ich nicht vergessen, und bei dem Besuch der Seebäder hatte ich jedes Mal im stillen gehofft, sie zu treffen. Die Zahl der Seebäder ist jedoch groß und ebenso groß die Zahl der Kurtheater.

Sie war bildhübsch und ihre sehr reine Stimme gar nicht sängerinnenhaft. Wie soll ich sie begrüßen können? Auf dem Theaterzettel stand keine Madeleine, und sie trat anscheinend unter einem Künstlernamen auf, aber das war unwichtig. Nach der Rolle ließ sich der angenommene Name feststellen, und das genügte für ein Briefchen.

Auf dem Wege nach einer Schreibgelegenheit fiel ich meinem Wirtstöchterchen mit ihrem Anhang wieder in die Hände. Man wollte mich nicht schlecht behandeln, und man bewies mir den guten Willen mit betonter Unterhaltsamkeit. Doch jetzt mußte ich erst meinen Brief schreiben.

Immerhin erkundigte ich mich neugierig, wer der neue Magnet des Theaterensembles sei, der die Gemüter in Bewegung gebracht hatte. Meine Vermutung war richtig, es war Madeleine. Ich entschuldigte mich für einen Augenblick.

In der Bar schrieb ich ihr ein paar Zeilen, daß ich sie nach der Vorstellung an der Tür von der Bühne zum Logenumgang erwarten wollte. Eine Saalfrau ging sie suchen, wenn auch mit skeptischem Lächeln, denn sie mochte den Gang öfter vergeblich gemacht haben. Aber es klappte.

Nun trat etwas sehr Merkwürdiges ein. Erfahrungsgemäß ist es immer so im Leben. Erst beklagt man sich über seine

Einsamkeit und die eigene linkische Art, Sympathien zu erwecken oder Eindruck auf ein Mädchen zu machen. Und wenn man sich dann plötzlich getröstet fühlt, könnte man gleich ein Dutzend umarmen. Jetzt, wo ich mein schönes Wirtstöchterchen am liebsten einem ihrer vielen Verehrer abgetreten hätte, hing sie sich mit erneuter Zutunlichkeit an meinen Arm. Noch vor einer Stunde wäre ich selig gewesen, doch inzwischen nahmen meine Hoffnungen eine ganz andere Richtung.

Als die Leute aus dem Theatersaal in die Spielsäle strömten, entschuldigte ich mich wieder und wartete ungeduldig auf dem leeren Umgang. Schon nach zehn Minuten erschien Madeleine mit vergnügten Augen. Wir gaben uns die Hand, und dann standen wir uns ziemlich verlegen gegenüber. Der dunkle Umgang war peinlich, und wir wußten uns nichts zu sagen.

Sobald wir jedoch unter die Menschen gingen, war jede Befangenheit vorüber, und wir hatten uns sehr viel zu sagen, so viel, daß wir wieder an Stille und Einsamkeit dachten.

Auf einer Polsterbank in einem der vielen Räume fanden wir etwas abseits Ruhe und erzählten uns Dinge, über die wir in Paris nie gesprochen hätten. Das ist auch eine oft beobachtete Merkwürdigkeit: wenn man viele Wochen lang in einer Pension zusammen wohnt, dann ist man oft nicht so vertraut miteinander, als wenn man sich nur acht Tage kannte und nach einigen Wochen unerwartet an einem anderen Ort sich wiederspricht, vorausgesetzt, daß man innerlich miteinander beschäftigt war. Das Gefühl des Bekanntseins bei einem überraschenden Wiedersehen hat eine besondere Bindekraft.

Madeleine war sehr ehrgeizig. Sie sprach viel von ihren beruflichen Hoffnungen. Ich sollte so bald wie möglich wieder nach Paris kommen, wo wir uns treffen wollten. Und ich

solle erst einmal möglichst lange in St. Malo bleiben. Wovon redet man alles! Man redet und denkt in Wirklichkeit: sollst du es wagen, das kleine Händchen neben dir zu streicheln oder aus scheinbarem Versehen zu berühren? Wie schön wäre es, wenn du die Elfenfigur zärtlich umarmen dürftest. Einen Kuß? – Nein, so mutig war ich nicht einmal in meiner Phantasie.

Es dauerte nicht lange, bis uns der Schwarm mit dem schönen Wirtstöchterchen entdeckte. Die Sensation war außerordentlich, und wenn ich auch lieber mit Madeleine allein und unbeobachtet geblieben wäre, so fühlte sich andererseits meine Eitelkeit außerordentlich befriedigt.

Madeleine war nur scheu und gar nicht böse darüber, auf eine zwanglose Weise ihrer Einsamkeit enthoben zu sein. Das Wirtstöchterchen, das ihres elterlichen Berufes wegen etwas mehr Freiheit genoß, als es in jenen Zeiten üblich war – in Paris durfte eine junge Dame vor ihrer Verheiratung selbst bei Tage ohne weibliche Begleitung keinen Schritt auf der Straße tun –, nahm sich meiner Madeleine stürmisch an, und daraus entstand offensichtlich eine Freundschaft, die beide beglückte.

Auf mich fiel ein Abglanz, der mich selbstsicher machte. Leider waren meine Tage gezählt. Mein Geld und die Ferienzeit gingen zu Ende. Bis zum allerletzten Augenblick genoß ich die schönen Stunden in St. Malo.

Sehr früh morgens ging ich unauffällig zum Bahnhof, und dort verabschiedete sich nur die nette blonde deutsche Lehrerin von mir. Sie war etwas älter als ich und mochte wohl ein Auge offengehalten haben.

Die zwölf Stunden Bahnfahrt in einem rumpelnden Wagen 3. Klasse waren fürchterlich. Mir blieb keine andere Wahl, denn es war die billigste und letzte Gelegenheit. Abends in Paris stand ich ohne einen Pfennig Geld vor dem Bahnhof. Was tun? Ich kannte niemanden außerhalb meiner

Pension. Einen Gepäckträger konnte ich mir nicht mehr leisten, und das war unbequem, denn mein Malgerät war ein zusätzlicher Ballast. Es gelang mir, eine Droschke anzuhalten und auf gut Glück zur alten Pension zu fahren.

Ich hatte Glück und traf dort einen Bekannten, der mir zehn Franken leihen konnte. So erreichte ich noch den Nachtzug nach Köln. Die zweite Hälfte der darauf folgenden Nacht brachte ich auf dem Bahnhof in Leipzig zu. Morgens kurz nach sieben Uhr traf ich in Eilenburg ein, und fünf Minuten nach acht Uhr bezog ich vor der Aula des Realgymnasiums eine Rüge wegen Zuspätkommens.

Die erste Stunde hatten wir Latein. Ich war nicht präpariert. Ich wußte nichts.

„Nun sagen Sie mal", fragte der gemütliche Professor anläßlich einer Ode von Horaz, „gibt es das lästerliche Leben des alten Rom, wo der phönizische Kaufmann beim Gastmahl einen Geldbeutel in den Schoß der Herrin des Hauses warf, weil er sie zu besitzen wünschte, gibt es das lästerliche Leben auch heute noch in den Sümpfen der Großstädte? Da werden Sie besser Bescheid wissen als in der lateinischen Grammatik!" –

„Nein, Herr Professor, nach meiner Kenntnis gibt es das nicht wieder!" –

„So, so", meinte der Professor etwas verwundert über die Antwort.

Durchgefallen! Trotz des anerzogenen Fatalismus fühlte ich mich unbehaglich. Jetzt sollte ich nochmals ein ganzes Jahr unter dem verhaßten Schulzwang zubringen, ohne Garantie, daß auch dieses Opfer nicht vergeblich sein würde. Eine grauenhafte Vorstellung. Mein Vater wird zweifellos eisern darauf bestehen, daß ich das Abitur nachhole, aus dessen mündlichem Teil ich soeben unbarmherzig herausgesetzt worden war.

Das peinliche Gefühl verstärkte sich beträchtlich, als ich nachdenklich in meine Pension zurückging und auf der Treppe begeistert von einem kleinen Mädchen mit Umarmung und Kuß begrüßt wurde. Sie schloß aus meinem vorzeitigen Erscheinen, ich sei vom „Mündlichen" dispensiert worden und hätte demnach das wichtige Examen mit Auszeichnung bestanden. Nach meiner wehmütigen Aufklärung weinte das hübsche kleine Mädchen, das eine Etage unter mir wohnte und bisher noch gar nicht von mir beachtet worden war.

Jetzt saß ich mit einem starken Verlangen nach Einsamkeit auf einer Bank an dem kleinen, landschaftlich lieblichen Flüßchen, dessen geheimnislose Ufer die schönsten Motive meiner Malerei abgegeben hatten. In diesem Augenblick schien mir die Umgebung jedoch hassenswert, trotz des schönen Frühlingstages und des strahlenden Sonnenscheins. Mich belastete der Gedanke: „Jetzt genießt Frau Direktor ihre Rache." Ich sah sie ruhelos in den beiden ärmlichen Wohnräumen ihres Hauses umhergehen, mit jener aufdringlichen Nervosität und der fast körperlich verspürbaren Genußüberreizung, die ich so oft an ihr beobachtet

hatte, wenn eine ihrer Boshaftigkeiten den Höhepunkt einer dramatischen Spannungsentladung erreichte.

Die Enttäuschung, die mein Vater bei der Nachricht von dem mißglückten Examen empfinden würde, war sehr schmerzlich für mich, aber weit quälender war das Bewußtsein, in dem Kampf gegen die Frau Direktor im entscheidenden Augenblick unterlegen zu sein. Die psychologische Fehlrechnung wurmte mich so tief, daß ich mich aufraffte und nachzusinnen begann, was unternommen werden könnte, um der Frau Direktor das Vergnügen ihrer Rache gründlich zu versalzen. – Und ich glaube, daß es mir gelungen ist.

Das Realgymnasium einer uralten kleinen preußischen Provinzstadt bestimmte in seinem Bannkreise nicht allein das geistige Leben, sondern auch weitgehend den wirtschaftlichen Rhythmus. Die Mehrzahl der Schüler kam von auswärts und wohnte in Pensionen. Die zahlreichen Rentner, Witwen, Lehrer und sonstigen Antragsteller für die Zuweisung von Pensionären wußten sich in unmittelbarer Abhängigkeit von dem Schuloberhaupt, dessen Willkür allein über die moralische Eignung und damit über die Erfüllung der kleinbürgerlichen Hoffnungen auf Extraeinnahmen entschied.

Der Direktor des Realgymnasiums war von Haus aus ein vergnüglicher Burschenschaftler und von einem guten Willen zur Daseinsbejahung geleitet, aber er wurde seinerseits in einem beschämenden Ausmaß von seiner Frau beherrscht. Auf diese Weise dehnte sich die in der Familie unbestrittene Despotie mehr und mehr auf die ganze Stadt aus. Kein Buchhändler, kein Kinoinhaber, kein Photograph, überhaupt kein Ladenbesitzer, Fuhrmann, Gastwirt oder Veranstalter konnte es sich leisten, das Mißfallen der Frau Direktor zu riskieren, denn die Schüler bekamen genaue Anweisungen, welche Leute genehm waren oder als verfemt galten.

Die Gefahr einseitig belasteter Zensuren betraf auch die einheimischen Schüler mit ihrem beträchtlichen Anhang, und so gab es schließlich in der ganzen Kleinstadt kaum einen Menschen, der das Mienenspiel der Frau Direktor nicht ergebungsvoll beobachtete.

Die wenigen reichen Fabrikanten mit ihren bis zur Provinzhauptstadt reichenden Beziehungen bildeten keine Ausnahmen, denn wer hätte ihre schulpflichtigen Kinder schützen können! Außerdem war der Direktor ein prominentes Mitglied der örtlichen Loge, die in Kleinstädten üblicherweise eine sehr praktische Bedeutung besaß. Der Bürgermeister war sein Bundesbruder, und somit war die Unantastbarkeit gesichert.

Mit dieser Frau Direktor hatte ich es gründlich verdorben, und alle Sachkenner der bestehenden Verhältnisse waren sich darüber einig, daß ich niemals mein Abitur erlangen würde. Ich wollte es darauf ankommen lassen. Allerdings lag der Knüppel beim Hund, denn ein neuer Schulwechsel – es wäre der siebente geworden – hätte die Aussichten auf ein glückliches Schlußexamen noch weit mehr vermindert.

Als mein Vater den Direktor vor drei Jahren bat, mich in seiner Pension aufzunehmen, war er von dem richtigen Gedanken ausgegangen, mein Fortkommen in der Schule auf diese Weise wesentlich zu erleichtern. Dementsprechend nahm ich mir selbst ernstlich vor, unnachdenklich um Anpassung an die für mich neuartige Kleinbürgerlichkeit besorgt zu sein. Es behagte mir zwar wenig, kein eigenes Zimmer allein bewohnen zu dürfen und auf zwei Mitbewohner angewiesen zu bleiben, aber auch daran wollte ich mich gewöhnen. Die wirklich unzulängliche Verpflegung empfand ich als nebensächlich. Erst allmählich merkte ich, daß sich der Mangel nachteilig auf die Nerven auswirkte, denn ich verlor in einer für mich selbst überraschenden Weise sehr

bald die moralische Widerstandskraft, die ich dringend benötigte.

Morgens erhielten wir sieben Pensionäre je eine trockne Semmel mit einem fragwürdigen Roggenkaffee. Heimlich verzichtete ich auf beides. In die Schule nahmen wir Brote mit, die mit sogenannten Fettgrieben bestrichen waren. Es sollen ausgekochte Restbestandteile der Mahlzeiten gewesen sein, aber das erschien mir unwahrscheinlich, weil ich mich keiner auskochbaren Fettbestandteile auch nur eines einzigen Mittagessens entsinnen kann. Bemerkenswert war an den Grieben, daß sie Druckerschwärze aufzulösen vermochten. Das Zeitungspapier, in das unser Frühstück eingewickelt wurde, druckte sich ganz deutlich auf der glatten Schnittfläche der Brote ab, so daß ich auf den Gedanken kam, daraus ein Reproduktionsverfahren zu entwickeln. Das gelang mir auch mit Hilfe von fettbeständigem Papier und Seife, so daß ich mir für den Abklatsch von Bildern aus Zeitungen und Zeitschriften ein Sammelheft einrichtete, wobei ich die Spiegelumkehrung nicht als lästig empfand.

Die damals angenommene Gewohnheit, bis zum Mittagessen nichts zu mir zu nehmen, habe ich lange beibehalten, unabhängig davon, wie früh ich aufstehen mußte. Ich glaubte sogar, ohne eine Belastung des Magens am Vormittag geistig produktiver zu sein. In Paris ersparte mir die Askese den Weg zur Frühstücksbar, so daß ich ohne Zeitverlust bis mittags im Atelier arbeiten konnte. Auch als Student und als Soldat im ersten Weltkrieg profitierte ich von dieser Erziehung des Körpers. Erst in der Ehe wurde ich zwangsweise langsam zu bürgerlichen Gewohnheiten verpflichtet.

Die Wochenfolge des Mittagessens im Hause des Direktors duldete nicht einmal an Feiertagen eine Aufbesserung. Ein Stubengenosse hatte sich anläßlich des Pfingstfestes

hierüber bei seinen Eltern beschweren wollen, aber der Brief wurde von der Frau Direktor gefunden, und ich war Zeuge, wie der aus Breslau herbeigerufene unglückliche Vater auf Verlangen der Despotin seinen Sohn wegen der offenbar verbrecherischen Absicht beschimpfen mußte, um ihm durch diese Komödie noch einige Hoffnung auf Verbleiben in der Schule zu erhalten.

Das häufigste Mittagessen bestand aus einem Brathering (50 Stück zu zwei Mark) mit Kartoffeln. Etwas in heißem Wasser aufgelöster Talg galt als süppenartiges Vorgericht. Das Lieblingsessen des Chefs waren Kartoffeln mit Quarg und Leinöl. Alles dies nahm ich nicht tragisch. Schwieriger war das Anhören der Witze, die Frau Direktor regelmäßig aus den Fliegenden Blättern vorlas, und wozu ich trotz aller Gutwilligkeit kein Lachen glaubhaft machen konnte. Noch schlimmer waren die Bekundungen der Fröhlichkeit, die im gemeinsamen Singen von drei oder vier ungewöhnlich läppischen Volksliedern aus dem Kommersbuch bestanden. Das Repertoire wurde nie erweitert, und niemand durfte sich ausschließen.

Das Niveau der Unterhaltung mit ihrem Klatsch, ihren Greuelmärchen und der ganzen Befangenheit in Romanvorstellungen von Dienstmädchen war einfach grauenhaft. Zum ersten Mal lernte ich das Spießbürgertum in seiner ganzen Unwahrhaftigkeit, Halbbildung und in der Zwitterhaftigkeit unberechtigter sozialer Ansprüche kennen. In Arbeiterkreisen hatte ich mich stets wohlgefühlt, da ich von Kind auf jeden Lebensraum respektierte, der ausgefüllt wurde. Hier aber traf ich auf Lebensräume, die nur beansprucht, aber keineswegs innerlich zu eigen geworden waren, und hierfür bildete schon die Aufteilung des Wohnhauses ein verwunderliches Kennzeichen.

Das Erdgeschoß enthielt außer den Wirtschaftsräumen eine Eingangshalle, einen Salon, ein Musikzimmer und ein

Speisezimmer. Diese Gemächer wurden niemals benutzt, und ihr Betreten war verboten. Die Einrichtung war extrem geschmacklos, aber sie mochte in den Augen der Spießer als prunkvoll gelten. Es war nicht zu ermitteln, welchem Zweck der Hauptteil des Hauses diente, da niemals Gäste erschienen, die den Begriff von Repräsentationsräumen sinnfällig gemacht hätten. Die Leute scheuten sich einfach davor, einem Stil gemäß zu leben, der ihnen ungewohnt und daher unbehaglich war, und für dessen Rangkomponente ihre soziale Eitelkeit sich mit dem Nachweis der Möglichkeit begnügte.

Statt dessen hauste das Ehepaar mit einer achtzehnjährigen Tochter (die allerdings zumeist abwesend war) und den sieben Pensionären in einem einzigen kleinen Wohnraum der ersten Etage, der zugleich als Eß- und Arbeitsraum diente und durch ein graues rissiges Wachstuch auf dem Mitteltisch ausgezeichnet war. Daneben lag das gleichfalls äußerst dürftig möblierte und schmucklose Arbeitszimmer des Direktors, dessen Türe gelegentlich offen blieb und somit das Gefühl der Enge verminderte. Die Schlafstätten, für die wir unsere eigenen Kommoden mitbringen mußten, verteilten sich auf mehrere Kammern in größter Bedrängnis.

Trotz allem wurden meine guten Vorsätze erst in dem Augenblick wankend, als man mir mitteilte, daß das Verlassen des Hauses ohne besondere und nur in Ausnahmefällen gegebene Erlaubnis verboten sei. Ich durfte also nicht einmal mehr allein spazieren gehen. Die Familienspaziergänge am Sonntag unter Aufsicht waren kein Ersatz, sondern eine vermehrte Belastung.

Vor dem ersten Weltkrieg war die Sitte des sogenannten Silentium in deutschen Kleinstädten noch vielfach verbreitet. Danach mußten alle Schüler im Sommer um acht Uhr und im Winter um sieben Uhr abends zu Hause sein,

wozu noch das Ausgangsverbot für die Arbeitszeit von drei Uhr bis fünf Uhr nachmittags hinzukam. Die Lehrer kontrollierten von Zeit zu Zeit die Privatwohnungen und Pensionate, eine für mich als Großstädter unbegreifliche Anmaßung. Aus dem gleichen Grunde der bequemeren Kontrolle war es Zwang, die vorgeschriebene leuchtend rote Mütze mit dem Abzeichen der Klasse zu tragen. Die ganze Schule war von dem Geist der Vormundschaft bis in die privatesten Sphären beeinflußt, so daß jede Entgleisung große Wellen schlug.

Für uns direktoriale Pensionäre war auch die Freizeit von fünf bis sieben oder acht Uhr gestrichen worden. Bereits die Bitte um Erlaubnis, einen Brief zum Briefkasten am Nachbarhaus zu bringen, stieß auf Schwierigkeiten. Die Weglänge zur Schule war zeitlich genau abgemessen, so daß Verzögerungen auf dem Heimweg sehr umständliche Rechtfertigungen bedingten. Gegenseitige Besuche von Schulkameraden waren grundsätzlich und auch Sonntags verboten. Die Gemeinsamkeit der Not machte uns Pensionäre zwar untereinander recht verträglich, aber der natürliche Erlebnishunger der Jugend und das Bedürfnis eines geistigen Austausches blieben unbefriedigt.

Die Versuche, irgendwelche legale Gelegenheiten zum Verlassen des Hauses zu gewinnen, brachten mich auf die Idee, bei einem biederen Handwerker Unterricht im Flötespielen zu nehmen. Das Instrument wurde mir zugebilligt, und zweimal in der Woche zog ich zur Wohnung meines Lehrmeisters, der sich als Mitglied eines dörflichen Tanzorchesters einen Nebenverdienst verschaffte. Damit verband das Schicksal für mich den Vorteil, die Geruhsamkeit und Selbstsicherheit der Klasse gelernter Arbeiter studieren zu können.

Obwohl es in dem überaus bescheidenen Hause unentwegt nach Windeln roch und Kohlsuppe zur täglichen Nahrung zu gehören schien, gelang die Anpassung ohne Kampf und

ohne gegenseitiges Mißtrauen. Hier gab es keine guten Stuben, und der räumliche Besitz wurde ohne Bedrängnis voll ausgenutzt. Die Leute lebten sich selbst, und sie dachten nicht daran, ihre Gewohnheiten für die Augen der Zeitgenossen zu verfälschen. Die gute Tischdecke an Stelle des nüchternen Wachstuches im Wohnzimmer des Direktors demonstrierte den praktisch größeren Reichtum in der Hütte der Armen. Es war naheliegend, daß ich nicht nur die Anfänge der Musik, sondern auch soziologische Stilbegriffe in die Unterhaltungsthemen einbezog, obwohl mein Lehrmeister in beiden Gebieten mehr zum Vorbild als zum Erklärer taugte. Es kam ihm nicht so sehr auf das Einfühlen als vielmehr auf Taktsicherheit an, was er durch lautes Tapsen mit seinen dicken Stiefeln unterstrich.

Die Erwartung, mit Hilfe des Zeichenlehrers wenigstens die Erlaubnis zum Landschaftern zu erlangen, wurde schwer enttäuscht. Der Mann war anfänglich sehr nett, und es hatte auch den Anschein, daß er sich für meine Leidenschaft interessierte, aber dann zerstörte ein Vorkommnis alle Hoffnungen auf Milderung der Gefangenschaft, derentwegen uns die ganze Stadt heimlich bedauerte.

Nach einigem Hin und Her hatte ich von der Frau Direktorin die Erlaubnis erhalten, von der Wohnung des Zeichenlehrers aus unter Aufsicht den altertümlichen Marktplatz zu aquarellieren. Bei dem zweiten Besuch wurde ich mit der Aufgabe etwa eine halbe Stunde früher fertig, als vorgesehen war. Diesen Zeitraum nutzte ich begierig, um einen kleinen Umweg über die Stadtpromenade zu machen und meine Geländekenntnisse etwas zu erweitern. Zu meinem großen Erstaunen wurde ich bei der pünktlichen Rückkehr im Hause mit schweren Beschimpfungen empfangen. Es stellte sich heraus, daß die Frau des Zeichenlehrers meinen jeweiligen Zu- und Abgang telephonisch zur Berechnung des Zeitaufwands für die kurze Wegstrecke durchgab.

Diese Handlungsweise empfand ich wie einen moralischen Verrat, und ich nahm mir vor, daraus die Konsequenzen zu ziehen. Von Stund an habe ich an den Zeichenlehrer kein Wort mehr gerichtet. Ich ließ es einfach auf ein Disziplinarverfahren ankommen, wozu er nicht den Mut aufbrachte. Ich war schwer verbittert, und die Verletzung der künstlerischen Solidarität rückte die Geschehnisse sehr viel schneller an den Schwellwert des Erträglichen, als ich es um des Examens willen geplant hatte.

Von den Mitschülern erfuhr ich, daß ihm mein Verhalten einige Schmerzen verursachte, aber er entschuldigte sich auch nicht. Ich erfuhr weiterhin, daß er mir eine große Zukunft voraussagte und nur in Superlativen von mir sprach. Aber seine Feigheit gegenüber der Frau Direktor war größer als seine Einsicht.

Einmal traf er mich allein auf der Treppe, und als ich eine seit längerer Zeit erstmalig wieder an mich gerichtete Frage, meinem Vorsatz getreu, unbeantwortet ließ, überschüttete er mich mit zusammenhanglosen Vorwürfen. Ich blickte ihn mit aller Ruhe schweigend an. Er sah schlecht aus, unter seinen Augen trug er tiefe Schatten, offensichtlich ein schwerkranker Mann. Seine rechte Halsseite war mit einem großen Pflaster überklebt. Man erzählte sich, daß er an Mundbodenphlegmone litt und mehrfach operiert worden war. Die ganze Klasse nahm so regen Anteil an der Erkrankung, daß ein Mitschüler später Spezialist dafür wurde.

Als der Zeichenlehrer sich seines Verlustes an Haltung bewußt wurde, lief er weg. Wenige Wochen danach wurde uns in der Aula sein Tod mitgeteilt. Die Vereiterung war bis zum Brustkorb vorgedrungen.

Sein Begräbnis sollte in seiner Heimatstadt stattfinden, wohin unsere Klasse abgeordnet wurde. Ich freute mich über die Abwechslung, denn der Tag war schön, und die

Stadt war neu für mich. An den Trauerfall, der mich ja nichts anging, wurde ich erst am Grabe erinnert.

Wie es der Ritus vorschrieb, ließ man zuerst die gleichgültige Rede eines gleichgültigen Pfarrers über sich ergehen. Dann trat man der Reihe nach an das Grab, markierte stumm einige Abschiedsworte, warf eine Hand voll Sand auf den Sarg und gab der Witwe die Hand, wofür man sich eine düstere Leichenbittermiene zurechtlegte. Der schlichte Ablauf der Vorgänge wurde jäh unterbrochen. Kaum erkannte mich die Witwe in der langen Reihe, als sie zu schreien anfing: „Sie haben meinem lieben Mann das Leben vergällt; Sie haben ....“ usw. Es war eine peinliche Szene. „Warum haben Sie nicht mehr mit ihm gesprochen ...?“

Ich ahnte nicht, daß er seinen Verdruß über mich bis in sein Privatleben trug, denn andernfalls hätte ich mich von einer Beteiligung an der Trauerfeier gedrückt. Die Minuten, bis mich die Schlange der Leidtragenden aus dem Sichtbereich der Witwe brachte, wurden für mich zu Stunden. Mit vorsichtigen Blicken stellte ich fest, daß mein Beharren in der Reihe es den Umstehenden erschwerte, den Adressaten dieser Anklage zu ermitteln, und auch meine Mitschüler sahen mich taktvoller Weise nicht an, so daß ich mit einer stummen Verbeugung in die Anonymität zurücksinken konnte.

Vermutlich auf Grund von Erzählungen hat der nachfolgende Zeichenlehrer mir sofort den Krieg erklärt, aber da meine Autorität im Gebiete der Kunst von meiner Klasse rückhaltlos anerkannt wurde, zerbrach er sehr schnell, ohne mein Dazutun. Daß er mir in meinem Schulzeugnis in Zeichnen ein „Mangelhaft“ gab, hat ein Gelächter ausgelöst, an dessen Folgen er seine Stellung verlor. Das war jedoch eine langweilige Geschichte.

Auch für die anderen Lehrer hatte ich nur wenig Achtung. Ihre Dienstbeflissenheit gegenüber der Frau Direktor war

beschämend, und dessen waren sie sich auch bewußt, womit sich ihre Unsicherheit noch vergrößerte. Ich war ein schlechter Schüler, unstreitig faul und unaufmerksam, denn alle guten Vorsätze genügten nicht, um mich bei der Stange zu halten. Die Naturwissenschaften machten mir viel Freude, doch das Studium der Grammatik brachte mich an den Rand der Verzweiflung. Meine Begabung für Sprachen war sehr gering, und dazu kamen die trockene Art des Unterrichts mit Regeln und die nur zur Übung von Regeln ausgeklügelten Texte blödsinnigen Inhalts (siehe Plötz), so daß mein Gehirn einfach seine normalen Funktionen verweigerte. Ich konnte mir das selbst nicht erklären.

Der Lateinprofessor bildete unter den Schergen eine rühmliche Ausnahme. Er war ein alter Herr national-liberaler Observanz kurz vor seiner Pensionierung, der nichts mehr zu fürchten brauchte und mit sehr deutlichen Glossen über unsere Peiniger meine Sympathien erwarb. Seinetwegen strengte ich mich in Latein besonders an, aber über ein wohlmeinendes „Genügend" bin ich nie herausgekommen. Eigentlich ist es verwunderlich, daß der normale Gymnasiast neun lange Jahre täglicher Stunden einer Sprache widmet, die er am Schlusse der Schule weder sprechen noch schreiben kann, und in der er ohne Lexikon nicht einmal die populärsten Dichter zu verstehen vermag. So ist es mit lateinisch. Wahrscheinlich blieb bei den alten Unterrichtsmethoden das Sprachgefühl gänzlich unausgebildet, das sonst den Überblick über einen Satzbau erleichtert.

Der Unterricht in Englisch war maßlos langweilig, aber die französische Sprache wurde zur Katastrophe. Hierin war der Direktor selbst unser Lehrer, und er sorgte dafür, daß wir nur noch in Konjunktivsätzen zu denken wagten. Seine Überheblichkeit war so groß, daß er einmal einem französischen Professor nach dessen Schulvortrag in unserer Gegenwart eine Liste der von ihm begangenen Fehler mit dem

Bemerken überreichte, in Deutschland wäre er damit im Abiturientenexamen durchgefallen. Das verdutzte Gesicht des Franzosen ist mir noch heute deutlich in Erinnerung. Auf eine Erwiderung hat er verzichtet.

Der unmittelbare Anlaß zu meinem Krach mit der Frau Direktor muß so bedeutungslos gewesen sein, daß er gar nicht äußerlich in Erscheinung trat und nicht berichtet werden kann. Das Wasser im Krug war zum Überlaufen, und dann genügt ein Tropfen. Frau Direktor hatte auch einen Hund, der hieß Mirzel, und er hatte die Gewohnheit, während der Schulzeit immer Briefe zu finden, die mir von der Frau Direktor zurückgereicht wurden. Die vorherige Lektüre nahm sie selbstverständlich in Anspruch, und zwar mit der drolligen Begründung, daß sie wissen müsse, was das Dienstmädchen habe lesen können, wenn es die Zimmer aufräumt. Mirzel hat auch das Schloß meiner Briefmappe mit einem Nachschlüssel geöffnet, so daß die elterlichen Antworten auf meine Klagen direktoriales Wissensgut wurden.

Unfreundlicher wirkte es sich aus, daß Mirzel eine Rechnung des Juweliers fand, bei dem ich mir zu Geschenkzwecken einen kleinen Goldring gekauft hatte. Mit flammenden Verdächtigungen sandte der Direktor den Beweis meines lichtscheuen Treibens an meinen Vater, der die Rechnung postwendend an ihn mit der Aufforderung zurückgab, sie dem rechtmäßigen Eigentümer zuzustellen. Hunderte solcher Kleinigkeiten steigerten die Spannung.

Merkwürdig wenig Bedeutung gewann ein tatsächliches schweres Vergehen. Zu einem bevorstehenden französischen Klassenaufsatz gab mir der Direktor zwecks Verbesserung meiner Zensuren nicht nur das Thema vorher bekannt, sondern er arbeitete auch die wichtigsten Sätze handschriftlich aus, die ich mir einprägen sollte. Selbst dazu war ich zu faul, und als es mir in der Schulbank gerade gelungen

war, diese Hilfe unauffällig aus der Tasche zu ziehen und abzuschreiben, entdeckte zufällig der aufsichtsführende Lehrer die fremde Handschrift und jagte mich aus der Klasse. Es erfolgte jedoch nichts, und das Geheimnis blieb bei den drei beteiligten Personen verwahrt.

Dagegen brachte mir eine harmlose Verspottung einer allzu langen und allzu breit getretenen Drohung mit einer Schulvisitation die schwerste Schulstrafe ein, das Consilium abeundi, wegen „Unbefugter Schulkritik", wie das Urteil lautete.

Die Gerechtigkeit verlangt die Erwähnung, daß die öffentliche Stellung als Pensionär im Hause des Direktors auch gewisse Vorteile enthielt. Die Lehrer behandelten uns im allgemeinen wie rohe Eier, da sie genau abschätzten, wie weit unser Einfluß vermittelst gefärbter Erzählungen bei Tisch reichte. Auch der Mißbrauch der erzieherischen Befugnisse gegen Mitschüler wurde von uns geahndet. Wir brauchten der Frau Direktor nur auf eine unprätentiöse Weise ein Greuelmärchen zu erzählen, das von ihrer Klatschsucht gierig aufgesogen wurde, um ihr einen Anlaß zum autoritativen Eingreifen zu geben.

Begegnete ihr der betreffende Lehrer von ungefähr, so konnte sie mit vorwurfsvoller Miene sagen: „Aber Herr Professor! Kürzlich ging ich während des Unterrichts über den Korridor, und da hörte ich durch die geschlossene Tür Worte brüllen, Worte .... ich meine Worte; na ja, ich schämte mich für das Ansehen unseres Realgymnasiums." Die Antwort bestand in Entschuldigungen mit dem Hinweis auf Überarbeitung und einem aufrichtigen Dank für den wohlmeinenden Rat. So war auch der dumme Zeichenlehrer letzthin zu Fall gekommen, und der nächste ließ mich ganz und gar in Frieden, was ich ihm mit Friedfertigkeit vergalt.

Eine Auflockerung der Gefangenschaft ergab sich ganz unerwartet durch die Ausbreitung der Wandervogelbewe-

gung. Frau Direktor hatte herausgefunden, daß sie von Sonnabend nachmittag bis Sonntag nacht das Essen einsparte, wenn wir auf Fahrt gingen, und deshalb wurde sie zu einer leidenschaftlichen Verfechterin der Idee. Sommer und Winter, bei Sonnenschein und im Regen nützten wir von da an jedes Wochenende und alle Feiertage aus, um die Landschaft mit einem immer größeren Aktionsradius zu durchstreifen. Die ganze Provinz habe ich kreuz und quer durchwandert, denn schließlich wurde stillschweigend geduldet, daß wir erst Montag früh kurz vor Schulbeginn eintrafen, so daß für die Bahnfahrt die Nacht ausgenutzt werden konnte.

Doch die fünfeinhalb Wochentage waren ausreichend. Der Kleinkrieg mit Türenschlagen, Verboten zu abendlichen Vorträgen oder zum Kinobesuch, Diskussionen auf einer ungeistigen Ebene, die dem Trinken von Spülwasser gleichkamen, und der dauernde Zank zur Betonung ihrer Vorherrschaft als Genußmittel genügten, um das Gefäß des angesammelten Zornes mit einer Kleinigkeit zum Umkippen zu bringen.

Nur die Kinosache konnte ich noch in die Reihe bringen. Der Inhaber war ein alter Bekannter von mir, wenn auch nur dem Sehen nach. Als kleiner Junge besuchte ich in Leipzig öfter das erste Lichtspieltheater, das sich dort etablierte. Es hieß: „Die weiße Wand", und die aufgeführten Filme waren außerordentlich romantisch. Im Mittelgang stand ein eleganter Ansager mit Koteletten. Die Filme waren damals noch unbeschriftet und selbstverständlich stumm. „Meine Damen und Herren, haben Sie keine Sorge, es wird dem schuftigen Baron nicht gelingen, die schöne junge Komtesse ins Unglück zu stürzen. Nur zuerst sieht es so aus, als ob er sich des Schmuckes bemächtigen könnte, aber der Retter naht. Es ist der Sohn des treuen Dieners, der über seine Herrin wacht. Gleich werden Sie sehen, daß der Schuft mit der Pistole die arme Gräfin erpressen zu können glaubt,

aber – achten Sie darauf – hinter der Fensterscheibe wartet der Retter, um die Fensterscheibe zu zerschmettern und die Grafentochter zu befreien ...." Als die Fensterscheibe sichtbarlich zerbrach, warf der elegante Erklärer eine Handvoll Metallscheiben an die Vorderwand und verstärkte somit akustisch die elementare Wirkung des lebensnahen Geschehens. Noch während des Aufsammelns der Metallscheiben hörte man aus der Tiefe zwischen den Stuhlbeinen die dumpf klingende Stimme: „Noch ist es nicht so weit, daß der Retter seinen Lohn empfangen kann, denn es gilt noch, den Widerstand des alten Grafen zu überwinden, aber schon trifft ihn ein Blick aus den Augen der schönen Komtesse, die nicht ahnt, daß er ein verkleideter Prinz ist ...."

Als ich etwa ein Jahrzehnt später nach der Kleinstadt kam, las ich mit Überraschung den gleichen Namen: „Die weiße Wand." Irgendwie gelang es mir, einen Kinobesuch durchzusetzen, und wiederum hörte ich die vertraute Stimme des Ansagers und erkannte auch das freundliche Gesicht mit den Koteletten. Der Mann interessierte mich, und ich suchte seine persönliche Bekanntschaft. Er entpuppte sich als Maler, der um des Broterwerbs willen nebenher Dienst im Geschäft seines Vaters tat. Kurz danach hatte er in seinem eigentlichen Beruf einen bedeutenden Erfolg, als ihm der erste und dritte Preis im Plakatwettbewerb für die internationale Baufachausstellung zugesprochen wurde. Das Plakat war so gut, daß ich es als Musterbeispiel im Brockhaus abgebildet sah. Leider blieb mein Verkehr mit ihm sehr sporadisch, da mir hierzu die Freiheit fehlte, und erst zwei Jahrzehnte später begegnete ich ihm wieder, nachdem er ein weltberühmter Filmregisseur geworden war. Er hieß Erich Waschneck.

Um die Erlaubnis zu Kinobesuchen zu erweitern, gab ich ihm den Rat, dem direktorialen Ehepaar eine Dauerfreikarte zu schicken, was vollen Erfolg zeitigte. Das beabsich-

tigte Verbot für alle Schüler blieb in der Schublade liegen, und Frau Direktor hat kein einziges neues Programm verpaßt.

Der Tag der Katastrophe kam unerwartet. Das Mittagessen verlief wie gewohnt, doch aus irgendwelchen Gründen steigerte ich mich in Weißglut. Frau Direktor war kurz vorher aus einem Sanatorium heimgekehrt, und in der Zwischenzeit erlebten wir einige Ruhe, die uns jetzt das Übel ihres zänkischen Geredes noch deutlicher zur Empfindung brachte.

Vor ihrer Abreise hatte ihr Mann so etwas wie Auflehnung gezeigt, im Zusammenhang mit ihrer Tochter, und erst daraufhin beteuerte sie Erholungsbedürftigkeit: „Wenn Ihr mich erst nicht mehr habt!“ . . . usw. Der arme Mann zerfloß vor Zerknirschung, und als sie weg war, zeigte er uns tränenden Auges, wie sinnig sie den Wäscheschrank und sonstige Kommoditäten mit schwarzem Kreppapier als memento mori ausstaffiert hatte. Jetzt genoß sie ihren Sieg mit vollen Zügen, und jetzt platzte ich. Grollend saß ich auf der Bettkante in unserem dreischläfrigen Zimmer, als sie die Dummheit beging, mich zu einer Kraftprobe herauszufordern. Ihr Mann wurde beauftragt, mir irgendeine Rüge zu erteilen, da der Angriff die beste Parade sein sollte. Daß ein Gewitter im Anzug war, konnte sie wohl merken.

Ich wollte die Verplätscherung in Kleinkram vermeiden und erbat eine Unterredung unter vier Augen, für die in feierlicher Weise einer der unteren sonst unbetretbaren Räume benutzt wurde. Der Direktor kam gar nicht erst zum Reden, denn ich teilte ihm sachlich mit, von meinem Vater die Erlaubnis zum Wechsel der Pension erbitten zu wollen. Das verschlug ihm die Stimme, denn das mußte für die Kleinstadt zu einer gewaltigen Sensation auswachsen. Das war es auch. – Und jetzt saß ich auf der Bank an der Uferpromenade und dachte darüber nach.

Wider Erwarten war nach meiner Übersiedlung zu der Witwe eines Stationsvorstehers in der Schule alles ruhig geblieben. Ich freute mich der gewonnenen Freiheit, denn meine neue Pensionswirtin verwöhnte mich nicht nur mit vielen leiblichen Dingen, sondern auch mit einem heimlichen Hausschlüssel.

In einem kleinen Kreis von Gleichgesinnten bewältigten wir riesige Mengen klassischer und zeitgenössischer Literatur mit nächtelangen Debatten über die Welträtsel, wie es sich zu jener Zeit für Primaner gehörte. Unser sportliches Interesse war gering, wenn wir auch die Wanderungen im Stile der Wandervögel beibehielten. Natürlich nahmen die eigenen literarischen Erzeugnisse einen großen Raum ein, denn wir fühlten uns zu höheren Dingen berufen. Das politische Interesse war null, und die sonst auf dieser Entwicklungsstufe üblichen ersten Schritte auf den Pfaden der Liebe waren eher komisch als abgründig, wenn auch von dem schauerlichen Reiz des Verbotenen und des Neuen umwittert. Mangels geeigneter Anleitung konnte ich mit der Sache nicht viel anfangen, und selbst das verschwiegene Hinterzimmer eines Cafés hat nicht einmal denjenigen unter uns eine wirkliche Aufklärung verschafft, die sich ihrer bereits brüsten zu dürfen glaubten. Die gleichaltrigen Mädchen waren harmlos, das Getue war die Hauptsache, und merkwürdigerweise half uns die halbe Kleinstadt bei der Geheimhaltung.

Auffällig war auch das geringe Interesse an Kneipereien, mit denen sonst die Zeit des korporativen Studententums auf die oberen Klassen der Schulen vorausverlegt zu werden pflegte. Von unserem engeren Kreise ist selbst nach dem Verlassen der Schule kein einziger einer studentischen Verbindung beigetreten. Vielleicht hatte sich das Ideal des Korpsstudenten bereits überlebt.

Langsam rückte das Abiturientenexamen heran, ohne beängstigende Symptome. Meine bescheidenen Leistungen

in den drei Sprachen suchte ich außer mit den naturwissenschaftlichen Fächern in dem damals hoch bewerteten Religionsunterricht auszugleichen, wobei es vor allem auf Kirchengeschichte und Philosophie ankam, wofür ich ein brennendes Interesse mitbrachte.

Hoffnungslos war wohl nur Französisch. Eine gewisse bescheidene Sprachgewandtheit hatte ich mir durch eine Bonne angeeignet, die im Elternhaus mit einer Miß alternierte, um uns Kinder zu erziehen. Auch ein mehrwöchentlicher Ferienbesuch in Frankreich verbesserte wohl meine Konversation, aber nicht meine Zensuren, die mehrfach eine Divergenz der académie française mit den Regeln meines Direktors sinnfällig machten.

Diese Kommißtreue erfuhr ich auch im schriftlichen Examen, als ich nach Aussagen des Direktors für meinen französischen Aufsatz die Note „mangelhaft" erhielt, weil ich mich eines völlig unfranzösischen Stiles befleißigt hätte. Ich betrachte es noch heute bei meiner geringen Sprachbegabung oder richtiger: bei meinem geringen Interesse an Stilblüten der Schulgrammatik wie ein Wunder, offenbar ziemlich wenige grammatische und orthographische Fehler begangen zu haben.

Englisch und Lateinisch brachten beide „genügend", und damit war ich sehr zufrieden.

Der mathematische Professor hatte mir für Mathematik und Physik eine Eins zugesagt, die seit Bestehen der vollklassigen Schule – also seit etwa fünf Jahren – zum ersten Male zuerkannt werden sollte. Das gleiche traf für Religion zu, so daß ich in der Nacht vor der mündlichen Prüfung die immer noch büffelnden Kameraden verhöhnte und den lokalen Billardrekord zu brechen suchte.

Nach alter Sitte erschienen die muli im Gehrock, den ich meines Erinnerns später nur noch einmal bei einer gegenständlichen Beerdigung getragen habe.

Nach den geltenden Bestimmungen mußte eine Zurückweisung vom mündlichen Examen auf Grund des Ausgangs der schriftlichen Arbeiten unmittelbar nach der zwischenzeitlichen Lehrerkonferenz erfolgen. Der Termin war längst vorüber, und Frau Direktor hatte sich ihre aufgesparte Rache besonders amüsant gedacht, wenn sie mir die Zuversicht bis zum Schlußtage beließ. Die übrigen Zurückstellungen waren schon vierzehn Tage zuvor erfolgt. Erst danach hatte ich mir einen Gehrock anfertigen lassen, und deshalb saß ich friedlich mit meinen Kommilitonen im Klassenzimmer, um auf den periodischen Abruf in das Prüfungszimmer zu warten.

Unerwartet wurde ich vom Direktor herausgerufen, und auf dem Korridor teilte er mir mit, daß ich aus der Liste der Examinanden gestrichen sei. Mein erster Gedanke betraf nicht den Verlust eines ganzen Lebensjahres und die Entscheidung, ob sich eine neuerliche Fortsetzung der Quälerei mit auch dann noch fraglichem Ausgang überhaupt lohnt, sondern ich suchte in den Mienen des Direktors zu erforschen, ob die Rache nun wirklich eine solche Beglückung schenkt. Statt einer mühsam verhüllten Genußfreude sah ich jedoch nur das griesgrämige Gesicht eines Mannes, der einen ihm unangenehmen Auftrag ausführt. Im Geiste fühlte ich seine Frau so deutlich anwesend, daß ich mich umdrehte, um mich dessen zu vergewissern. Sie war die Genießerin, doch das Vergnügen sollte ihr verdorben werden. Dazu war ich fest entschlossen, und deshalb unterbrach ich die einstudierte Strafpredigt des auf- und abwandelnden Direktors mit der sachlichen Bemerkung, daß es nach den geltenden Bestimmungen für einen Ausschluß zu spät sei, und daß ich auf mein Recht der Prüfung beharren müsse.

Der Löwe brüllte, daß es für mich besser gewesen wäre, die französische Grammatik statt der Schulgesetze zu studieren. Das war ein sehr törichter Vorwurf, denn die halbe

Klasse hatte auf das Ablaufen des Ausschließungstermins gewartet, wodurch ich erst von den mir sonst gleichgültigen Bestimmungen in Kenntnis gesetzt worden war. Dann aber drohte er: „Wenn Sie darauf bestehen, kann ich Ihnen versichern, daß wir Sie so zwiebeln werden, daß Sie in jedem Falle durchfallen!“ Diese Worte haben sich mir sehr zuverlässig eingeprägt, und ich hatte einen Zeugen dafür. Einer meiner Mitschüler war aus dem Klassenzimmer herausgetreten und wartete darauf, an den Direktor eine Frage zu stellen. Sofort erkannte ich meine große Chance, erinnerte den sittlich empörten Schulmann an das Gesagte und verabschiedete mich. –

Jetzt saß ich auf der Bank am Wasser und schmiedete meinerseits Rachepläne. Es war noch ziemlich früh am Vormittag, da sich die Szene vor Beginn der eigentlichen Prüfungen abgespielt hatte. Wie hatte es überhaupt geschehen können?

Das „Mangelhaft“ in Französisch stand bombenfest, aber sonst? Dreimal „Sehr gut“ mußte unter allen Umständen ausreichen, und darauf konnte ich mich nach Aussagen der zuständigen Professoren verlassen. Die Sache mußte einen Haken haben, und auf diesen Haken mußte ich mich vorbereiten.

Vielleicht hatte er mir ein „Mangelhaft“ im Betragen zugedacht, was tödliche Folgen haben würde, aber worauf hin? Es gab zwar einige kleine Skandalaffären, in die mehrere Primaner verwickelt waren, aber sie gehörten nicht zu meinem Kreis. Ich fand keine Lösung.

Daß er mich in Hoffnungen gehüllt hatte und den Schlag bis auf die letzte Minute verschob, war zwar raffiniert, aber nicht verwunderlich. Wahrscheinlich sollte ihm außerdem erst noch der Geheimrat aus der Provinzhauptstadt als Vorsitzender eine Rückendeckung durch Mitverantwortlichkeit geben.

Mittags war ich bereits zu Hause, um meinem Vater das Fiasko zu berichten und ihn um Hilfe zu bitten. Entgegen seiner Gewohnheit, stets der Staatsautorität den Vorrang vor den Interessen seiner Kinder zu geben, war er sichtlich über die ihm mitgeteilten Worte des Direktors aufgebracht, da er sie als pflichttreuer Beamter geradezu wie eine Beleidigung der heiligen Weltordnung empfand. Er riet mir, nach der Kleinstadt zurückzukehren und das weitere abzuwarten.

Aus einem Bericht, den er bald danach einem Freunde gab, wobei ich teilweise ein unbemerkter Zuhörer war, entnahm ich, daß er am gleichen Abend den Direktor aufsuchte, wenn auch nicht – wie er vorausschickte – um mit ihm die Sache zu diskutieren, sondern lediglich um ihn davon zu unterrichten, daß er eine Untersuchung veranlassen würde.

Darauf ging er zu dem Geheimen Schulrat, der im Hotel zum Schwarzen Adler wohnte. Dieser Mann, der sich anfänglich verleugnen wollte, beharrte auf der schulmeisterlichen Solidarität. Nach dem Bericht soll er mit einer bemerkenswerten Arroganz seine alleinige Urteilszuständigkeit betont haben, ohne sich auf eine Erörterung der Sache selbst einzulassen. Der beiderseitige scharfe Abbruch der Unterhaltung nötigte meinen Vater, am nächsten Tage zu dem ihm persönlich gut bekannten Unterrichtsminister nach Berlin zu fahren.

Davon wußte ich noch nichts, als ich plötzlich am zweiten Examenstage vor das Forum der Prüfungskommission geladen wurde. Den Herren waren einige Bedenken gekommen. So soll es z. B. eine Anordnung gegeben haben, die den Direktor verpflichtet, das Provinzialschulkollegium ein halbes Jahr vor dem Abiturium von etwaigen Spezialbegabungen insbesondere künstlerischer Art in Kenntnis zu setzen, so daß rechtzeitig Schritte für eine sachdienliche Beurteilung und Anrechnung unternommen werden können. Man ging dabei von der Annahme aus, daß auch Sonderleistungen

außerhalb der Schulfächer beachtet werden müßten, da sie im allgemeinen entschuldbare Minderleistungen in anderen Interessensgebieten bedingten.

Durch meine alljährige Beteiligung an internationalen Kunstausstellungen (Lia, Bugra, Iba) und die Anerkennung, die ich hierbei in der Presse fand, waren die Voraussetzungen für einen solchen Bericht unzweifelhaft gegeben, aber der Direktor hatte es unterlassen, der Anordnung zu genügen. Ich wurde deshalb beauftragt, einige Proben meiner Malerei vorzulegen, wofür mir allerdings nur Arbeiten aus dem Zeichenunterricht der Schule zur Verfügung standen.

Interessiert beobachtete ich während des Wartens die Scheu meiner Klassenkameraden, mit mir in Berührung zu kommen. Ich galt bereits als abgeschossen, wie es mir im letzten Jahr mehrfach vorausgesagt worden war. Auch das denkbar unfreundliche, fast gehässige Verhalten der Lehrer einem Menschen gegenüber, der augenscheinlich in Ungnade gefallen war, bestärkte mich in meiner Verachtung der kleinbürgerlichen Welt, die alle Symptome der Herdentiere reproduzierte und den Begriff eines Vernunftwesens verleugnete. Der Lehrer, der mich schließlich hereinrief, glaubte seine Loyalität bei offener Tür dadurch besonders sinnfällig zu machen, daß er mit der Anrede „Kerl" seine Distanz zu dem verworfenen Untertan unterstrich. Es war der Religionslehrer, weshalb mein Stimmungsbarometer unter Null sank.

Feierlich eröffnete mir der Geheimrat, daß er zwar nicht sachverständig sei, aber eine Bewertung meiner Zeichnungen schon deshalb ablehnen müsse, weil sie, nach den Motiven zu urteilen, nicht innerhalb des Schulareals angefertigt worden seien.

Dazu ist zu sagen, daß der Zeichenunterricht der höheren Klassen fast immer in den Parkanlagen, im alten Teil der Stadt oder an den Ufern des Flusses stattfand. Sogar bei Regen und im Winter verstreute sich die Klasse in irgend-

welchen alten Gebäuden, in denen der Zeichenlehrer die Aufsicht führte und Korrekturen gab. Die Begrenzung auf das Schulareal war demnach unsinnig, da sie sich nicht einmal mit den Zensuren für Arbeiten im Schulunterricht in Einklang bringen ließ. Man glaubte, eine Ausrede gefunden zu haben, auch wenn sie ausnehmend dumm war. Ich trat schweigend ab, da ich es nicht der Mühe für wert hielt, auf die bekannten Gepflogenheiten des Zeichenunterrichts außerhalb der Schule oder auf einen von solchen Spitzfindigkeiten unabhängigen Begabungsnachweis im Sinne des Gesetzgebers hinzuweisen.

Nach einigen wenigen Urlaubstagen mußte ich am Unterricht der Unterprima teilnehmen und die Tagesroutine nahm ihren lähmenden Fortgang. Trotzdem hörte das Summen in der Kleinstadt über das sensationelle Ereignis nicht auf. Von meinem Vater hörte ich nichts, aber um so mehr von Leuten, die aus Lehrerkonferenzen, aus dem Stadtparlament, der Loge und Beratungen im engsten Kreis der Beteiligten interessante Weiterungen in Erfahrung gebracht wissen wollten. Ich sonnte mich in einer Art öffentlicher Berühmtheit als der erste, der den Kampf mit der Frau Direktor aufnahm. Mein Buchhändler auf dem Marktplatz war überall dabei und machte mit bedenklicher Miene zarte Andeutungen, daß sich Frau Direktor diesmal übernommen habe. Diese Meinung begann allgemein zu werden.

Den Beweis hierfür erhielt ich mit dem unerwarteten Angebot des Direktors, mir kostenlos im Französischen Nachhilfeunterricht geben zu wollen, was ich stolz ablehnte. Dann bekannte mir der Religionslehrer unter vier Augen, daß er tatsächlich eine Eins vorgesehen hätte, wodurch allein schon das Mangelhaft im Französischen kompensiert worden wäre, aber der Direktor hätte es ihm verboten, und er sei leider zu schwach gewesen, um sich durchzusetzen.

Der Mathematikprofessor suchte mich auszufragen. Er

wußte, daß in Berlin eine Kommission bestimmt worden sei, um nicht nur meine Sache zu verfolgen, sondern sich auch mit zahlreichen neuen Klagen zu beschäftigen, die fortlaufend erhoben wurden. Ich hatte keine Ahnung davon, und deshalb hüllte ich mich in ein bedeutungsvolles Schweigen. Hastig und mit peinlicher Verlegenheit bestätigte er auch seinerseits den auf ihn ausgeübten Zwang zur Korrektur der beiden Noten in Mathematik und Physik.

Im Klassenunterricht wurde ich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, und kein Professor wagte es, mich mit Fragen in Verlegenheit zu bringen, die ich nicht hätte beantworten können. Ich gab nur noch eine Gastrolle. Endlich verbreitete sich das Gerücht, der Direktor habe ein Entlassungsgesuch eingereicht, und auch der Geheimrat rechne mit seiner Pensionierung. Obwohl sich mein Verhältnis zu den neuen Klassengenossen ganz kameradschaftlich gestaltete, gingen meine alten Conpensionäre aus dem Hause des Direktors offenbar befehlsgemäß mir ängstlich aus dem Wege, so daß ich aus dieser Quelle nichts erfuhr.

Nicht lange nach den Osterferien, die dem mißglückten Examen folgten, erhielt ich die amtliche Mitteilung von einem erneuten Examenstermin, an dem außer mir noch drei Auswärtige teilnehmen sollten, um die Gelegenheit auszunutzen oder eigentlich erst offiziell zu begründen. Der Lateinprofessor, den ich hin und wieder auf der Straße traf – er unterrichtete nicht in der neuen Klasse –, konnte sich an markanten Aufmunterungen nicht genug tun. Jedermann beeilte sich, eine gute Zensur zuzusichern, so daß im Mündlichen nur noch eine Prüfung im Französischen und im Englischen notwendig erachtet wurde.

Der englische Teil ging rasch und schmerzlos vorüber. In der zum Präparieren eingeschobenen Pause fand ich Gelegenheit, die einzelnen Gesichter der Kommission zu studieren. In der Mitte saß der Geheime Schulrat. Rechts

von ihm der Bürgermeister mit dem zerhackten Gesicht eines bierfrohen Burschenschaftlers. Dann noch einige Stadträte mit einer der Situation angepaßten Würdigkeit. Durch die Fenster im Rücken der Herren konnte ich auf den Ring sehen, wo einige Spaziergänger und schulfreie Realgymnasiasten die Tagesereignisse der Kleinstadt besprachen. Wie an jedem Examenstage verharrten traditionsgemäß sogar die Kinder auf der Straße in einer Spannung, die nur ein Flüstern erlaubte.

Plötzlich hörte ich meinen Namen. Der Herr Geheimrat sprach mich französisch an! Blitzschnell erfaßte ich die Gelegenheit, denn eine oberflächliche Konversation hatte ich führen gelernt, was der Geheimrat offenbar nicht wußte. Seine Absicht bestand mit Sicherheit darin, mich verlegen zu machen. Da er mich danach gefragt hatte, ob ich schon einmal im Ausland war, antwortete ich mit der Aufzählung einiger besuchter Länder, krampfhaft bemüht, nicht den Faden zu verlieren. Möglichst selbstsicher fügte ich einige Bemerkungen über Paris hinzu, wohin ich zurückzufahren gedächte. Sprachliche Fehler waren mir gleichgültig, und ich sandte nur ein Stoßgebet zum Himmel, daß mir noch schnell irgendein Thema einfallen möge. Doch der Geheimrat winkte ab und machte auf Deutsch eine kurze Bemerkung: „Na, das ist ja schön" – oder ähnlich. Dann trat Stille ein. Der Direktor, der in der Mitte des Raumes stand, zögerte mit einem unschlüssigen Blick zum Geheimrat, ob er mit der Prüfung beginnen sollte. Die Herren sahen sich etwas verwundert untereinander an.

Man schickte mich hinaus.

Eine Stunde warteten wir vier Muli gemütlich in der Aula, bis die Zeugnisse ausgefertigt wurden, die uns der Geheimrat persönlich mit einer kleinen Ansprache überreichte. Ich bekam die Zusicherung seines besonderen Vergnügens, mit der er mir gratulieren möchte, womit er gleichzeitig eine

leidige Sache abschließen zu können hoffe. Wahrscheinlich war es weniger Bissigkeit als eine diplomatische Sicherstellung, als er ergänzend die Anrechnung meiner „sicherlich" ungewöhnlichen künstlerischen Begabung betonte.

Viele Jahre vergingen, als ich einmal bei Freunden in Halle eine Dame traf, die in die romantische Kleinstadt übergesiedelt war. Sie erzählte von den großen Schwierigkeiten, die das Leben in dem engen Rahmen freudlos machen, und ohne meine eigenen Lokalkenntnisse zu ahnen, nannte sie den Namen der Frau Direktor als Urheberin der gespannten Verhältnisse. „Nur einmal", sagte sie mit sichtlicher Genugtuung, „gelang es einem Schüler, mit ihr fertig zu werden, aber das war ein ungewöhnlicher Fall, der sich nicht wiederholen läßt." – Die ganze Geschichte war inzwischen sagenhaft geworden.

Das Beschämende an dem Duell war für mich eigentlich nur der Umstand, daß mein Vater die Rolle eines deus ex machina hatte übernehmen müssen. Als Entschuldigung möchte ich jedoch vorbringen, daß ich andererseits ohne ihn wahrscheinlich gar nicht in die Lage gekommen wäre, die direktoriale Pension kennenzulernen. So möge die Geschichte lediglich einen Studienbereich und einen Zeitabschnitt illuminieren.

Wenn man von Haus aus ein armer Teufel ist, dann sind 200 Francs im Monat nach dem Kurs von 1912 sehr viel Geld. Wenn man aber von Haus aus gute Kleidung, Körperpflege, gesellschaftlichen Umgang und geistige Nahrung als selbstverständlich betrachtet hat, dann sind 200 Francs zum Studium in Paris höllisch wenig. Mein Vater hatte die Idee, daß Künstler nur dann den Antrieb zum Erfolg verspüren, wenn sie sich aus kleinen Verhältnissen durch pausenlosen Fleiß heraufarbeiten müssen.

Das winzige Zimmer im 5. Stock kostete bereits 60 Francs monatlich, obwohl nur gerade ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und ein kleiner Schrank darin Platz hatten. Wenn ich auf der Bettkante saß, konnte ich meinen Keilrahmen an der gegenüberliegenden Wand befestigen und die Leinwand bequem mit dem Pinsel bearbeiten.

Daran ließ sich also nichts sparen. Am überflüssigsten erschien mir der gesellschaftliche Umgang, und deshalb verzichtete ich gleich von Anfang an auf die elterlicherseits erdachten Besuche in der Botschaft und bei einigen bekannten Familien. Die Kritik der Kleidung machte mich zum Bohémien, d. h. unabsichtlich, denn ich wollte nur sparen. Dafür aß ich in einer Pariser Kutscherkneipe zumeist erheblich besser als im besten Bierlokal Berlins.

Unter Körperpflege verstand ich die Wasserkünste eines Badezimmers, aber so etwas kam in Paris überhaupt nicht in Frage, denn eine solche Einrichtung war selbst in den überteuerten Luxuswohnungen allgemein unbekannt. Als ich später zu einem eigenen Atelier gekommen war, bestellte ich mir ein Bad ins Haus. Auf telephonischen Anruf von

einem benachbarten Kaufmann aus kam ein Mann an, der eine Wanne auf einem Karren vor sich her schob. Vorn hingen an großen Haken zwei Eimer mit heißem Wasser. Der Mann stülpte sich die Wanne über den Rücken und stieg die Treppe hinauf, um das Möbel mitten in den Raum zu setzen. Die beiden Eimer mit heißem Wasser kamen hinterher. Dann holte er noch einige Eimer mit kaltem Wasser aus dem Hof zur Mischung, und das Bad war fertig. Nach einer halben Stunde wurde alles wieder abgeholt. Das Vergnügen kostete 2 Francs.

Bis zu dieser vornehmen Selbständigkeit begnügte ich mich mit dem regelmäßigen Besuch eines Prahms, der in der Seine lag, und wo man Wannenbäder bekam. Das Ungewohnte daran war, daß die Wanne für jeden Gast mit Leinen ausgeschlagen wurde, ein ganz merkwürdiges Gefühl, so in einem weißen Sack zu sitzen. Die Hygiene schien mir bei blanker Email auch gesicherter zu sein, aber das war nun einmal so Sitte, und das Bedürfnis des Vollbades rechnete man zu jener Zeit in Paris sowieso noch zu den ungewissen Modeinfektionen des Auslandes. Der alte Kaiser Wilhelm besaß bekanntlich in seinem Schloß auch noch kein eigenes Badezimmer, und die Wanne mußte jeden Samstag aus dem Hotel de Rome geholt werden. Friedrich der Große ließ in Sanssouci für sich und seine erlauchten Gäste kein Klo einbauen, und der Sonnenkönig Ludwig XIV. beschränkte sich mit seinem Hofstaat auf die Benutzung einer verschwiegenen Taxusallee.

Obgleich ich meine Finanzen in ein richtiges Verhältnis zu meinen Gewohnheiten zu bringen suchte, blieb die Lage schwierig. Bücher und Malutensilien erschöpften sehr rasch den Etat. Den ursprünglichen Gedanken, auf der Sorbonne gleichzeitig zu belegen, mußte ich bald aufgeben. Ebenso verhielt es sich mit der Académie des Beaux Arts. Geld für Unterricht war nicht vorhanden. Außerdem hatte mir

ja der große Meister Klinger attestiert, daß ich bereits „fertig" sei. Aber wie sollte ich Modelle bezahlen, wie sollte ich überhaupt einen Raum finden, in dem sich malen ließ!

Das erste Semester in Paris war die Hölle. Abends leistete ich mir in der Académie Julien den Abendakt für 50 Centimes, die übrige Zeit des Tages wanderte ich ruhelos in der gewaltigen Stadt herum. Mit meiner Ortskenntnis hätte ich bald Taxichauffeur werden können. Von Zeit zu Zeit befestigte ich eine neue Leinwand an die Wand meines Zimmers und versuchte, irgend etwas zu malen. Ich kannte niemand und scheute mich auch naturgemäß, an elterliche Beziehungen anzuknüpfen.

Meine harte Erziehung hatte mich vielleicht geeignet gemacht, auf den zweifelsfreien Bahnen einer heimischen Beamtenlaufbahn selbstsicher weiterzugleiten, doch ihre automatische Einseitigkeit machte mich in der Fremde schutzlos.

Ich verlernte fast das Sprechen. Einige Male setzte ich mich mit irgendwelchen Ausreden in die Loge des Concierge, um wenigstens zehn Minuten Unterhaltung zu haben. Sonst saß ich in dem eigenen engen Raum und ließ mich von den vier Wänden anöden, oder ich stürmte ziellos und ruhelos in den Straßen der riesigen Stadt umher.

Vor allem nachts. In den dunklen Vororten im Osten von Paris habe ich viel erlebt, nichts Erfreuliches und auch ohne Bekanntschaften. Manchmal hatte ich übermächtige Sehnsucht nach einer kleinen süßen Französin, wie ich sie auf den großen Boulevards spazierengehen sah. Aber auch hierbei fehlte mir zu einem Anlauf jeglicher Mut, einmal aus moralischen Hemmungen und zum anderen aus Angst vor finanziellen Verpflichtungen. Ich litt entsetzlich unter einer eingebildeten Armut, die in der Hauptsache durch den Zwiespalt zwischen Gewohnheiten, d. h. Herkommen und der augenblicklichen Lebenslage fühlbar wurde. Beim Abendakt

lernte ich viele Künstler kennen, vor allem Russen, die noch weniger Geld hatten, aber dementsprechend wie die Hunde lebten.

Zuerst wohnte ich auf dem Montmartre, was mir Sachkenner in Deutschland geraten hatten. Die meisten Maler waren jedoch längst zum Montparnasse übergesiedelt. Ich sollte Pascin und seinen Kreis besuchen und tat es auch. Der innere Anschluß blieb aus, und ich wiederholte den Versuch nicht. Pascin herrschte im Café du Dôme, er zeichnete unablässig und rührte in seiner Kaffeetasse mit einem schmutzigen Bleistift herum. Die anderen saßen ergebungsvoll drum herum und schätzten mich auf die Möglichkeit ab, einen Pumpversuch zu landen.

Als höchsten Luxus leistete ich mir fast allabendlich nach dem Abendakt einen Besuch des Café de la Régence. Dort war Licht und Leben ringsum. Dafür habe ich mir selten ein Abendessen geleistet. Eine Hand voll heißer Eßkastanien für einen Sou bekam ich an allen Straßenecken, und das wärmte im Winter nicht nur die Hand, sondern auch den Bauch.

Im Frühjahr malte ich etwas in den Parks, besonders in dem schönen Parc Monceau, aber auch das war schwierig. Vor dem Aufenthalt in Paris hatte ich niemals mit Ölfarbe einen Versuch gemacht. Jetzt saß ich verzweifelt in meinem engen Zimmer, um den Blick aus meinem Fenster auf die Leinwand zu bringen. Niemand hatte mir gezeigt, wie man das machte, und ich selbst bildete mir ein, daß nur mit dieser höchst überflüssigen Selbstquälerei der Wert des Autodidakten erhalten bliebe. Ich litt namenlos unter dem Blödsinn, und wenn die Furcht vor einer Blamage nicht noch größer gewesen wäre als meine Verzweiflung, so wäre ich sofort heimgekehrt. So aber hielt ich durch.

In die großen Galerien, die einen ungeheuren Unterrichtswert darstellten und dabei keine Geldausgaben bedingten,

wagte ich mich anfänglich überhaupt nicht. Was gingen mich die alten Meister an! Es ist mir heute gänzlich unverständlich, worauf ich eigentlich abzielte. Ich vertrödelte die Zeit, gleich als ob ich eine Periode der Ohnmacht abwartend überwinden müsse, wie im Gefängnis.

So schlich ein halbes Jahr dahin. Zufällig traf ich einen alten Schulkameraden auf der Straße, mit dem ich dann öfter zusammen war. Er interessierte sich jedoch nur für Rennen und gab sehr viel Geld aus. Außerdem besuchte mich unerwartet der Sohn des Leipziger Verlegers Brockhaus, der studienhalber in einer Buchhandlung arbeitete, um später das väterliche Geschäft zu übernehmen. Er muß nach Hause berichtet haben, daß die Erziehungsmethoden meines Vaters doch nicht ganz richtig seien. Jedenfalls unterrichtete sein Vater dieserhalb meinen Alten Herrn, und im nächsten Semester wurde der Monatswechsel auf 300 Francs erhöht.

Mein unbefriedigendes Leben änderte sich nicht viel. Ich siedelte jedoch jetzt endgültig nach dem Montparnasse über und mietete dort ein Atelier.

An einer der vier Ecken des Boulevard Raspail und des Boulevard Montparnasse war eine kleine Bar mit drei Tischen. Diese Ecke wurde mein Stammquartier. Gegenüber lag das Café du Dôme, wo die angeblich Arrivierten saßen. Mir gefiel es dort nicht, denn der Dôme-Kreis war sehr arrogant. In unserer winzigen Bude versammelte sich eine Sezessio plebis, die viel erfreulicher war.

Die ulkigste Figur war Modigliani, ein sehr begabter italienischer Zeichner, der nur oft nicht vernehmungsfähig war, wegen allzu gründlicher Experimente mit Haschisch. Der Schweizer Wyler vertrat die reifere Jugend und den von Hodler bestimmten Stil seiner Heimat. Richard Bloos, ein Düsseldorfer, der als Impressionist viel Erfolg hatte und später zu Unrecht in Vergessenheit geriet, war der Urtyp des Bohèmiens. Sein Freund De Horn war eigentlich Eisen-

bahnarbeiter, ein glühender Anarchist, sehr belesen und vielseitig interessiert. Er fühlte sich nur unter Künstlern wohl, hinkte ein wenig und repräsentierte das Volk von Paris. In seinem schönen Französisch hielt er uns formvollendete Predigten über seine Ideen, und daraus entnahm ich, daß die echten Anarchisten als friedliche Leute jede Art von Terror ablehnen.

In diesen Tagen spielte sich in Paris gerade ein berühmter sogenannter Anarchistenprozeß ab, der mit der Bewegung nicht das geringste zu tun hatte. De Horn lud mich ein, eine geheime Versammlung zu besuchen, um die anarchistische Wirklichkeit kennenzulernen. Der Vortrag betraf das Problem der sinngemäßen Kleidung im Idealstaat, und meine Lüsternheit nach den verbotenen Früchten asozialer Sensationen versank in Gähnkrämpfen.

Auch auf dem Montparnasse gab es ein Studio der Académie Julien. Die Korrekturen waren mir jedoch zu akademisch, und da ein Modell im eigenen Atelier immer noch zu teuer wurde, suchte ich eine Gemeinschaft von Künstlern in ähnlicher Lage zu bilden und das Modellproblem durch Umlage zu lösen, ohne daß man sich beim Arbeiten gegenseitig anödete. Es wäre weiß Gott vernünftiger gewesen, eine akademische Schulung durchzumachen, und das fühlte ich schon damals, ohne meine Überheblichkeit überwinden zu können. Der Versuch gelang ebensowenig wie alle gleichartigen oder ähnlichen Organisationsversuche von Künstlern. Mit meiner Malerei kam ich nicht weiter, – zumal ich an vielen theoretischen Grundsätzen hängenblieb, die alle Ursprünglichkeit erstickten. Wahrscheinlich waren die künstlerischen Triebkräfte in mir überhaupt zu schwach, um sich gegen den Intellekt durchzusetzen. Mich regten Picasso, Fauconnier, Leger usw. mächtig auf, aber sie verwirrten mich und brachten die mühsam autodidaktisch erworbenen Erfahrungen durcheinander.

Eines Tages besuchte mich Wyler und machte meine Stümperei mächtig herunter: „Du hast überhaupt keine Ahnung, was Malerei ist! Keine Farben, du kannst nicht sehen!“

Ich hörte zerknirscht zu. Als er wieder fort war, begann ich von neuem und saß zwei Tage vor einem Busch aus welkem Laub in einer grünen Vase. Wyler kam wieder, ganz absichtslos.

„Na,“ meinte er, „du kannst ein Buch herausgeben: Wie lerne ich das Malen in drei Tagen.“ Es war das erste Mal in Paris, daß mir jemand etwas zu meiner Malerei sagte. Seine Kritik wurde für mich auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß er mich um 5 Francs anpumpte, die ich ihm in Anbetracht der Umstände keinesfalls verweigern konnte. Es war mein letztes Geldstück, wie ich hinterher feststellte.

Nachdem ich den halben Abend Trübsal geblasen hatte, ging ich in mein Stammquartier, die kleine Bar gegenüber dem Dôme, um einen reichen Mann zu finden. Ich traf Bloos und bat ihn um 5 Francs. Er zögerte etwas unsicher, und schließlich kam er damit heraus, daß er sich gerade 5 Francs von De Horn geliehen hatte. Das vorgewiesene Geldstück kam mir recht bekannt vor, ich weiß heute nicht mehr weshalb, vielleicht erinnerte ich mich der Jahreszahl oder des Bildes.

„Das hast du von De Horn bekommen? Wo steckt er denn?“ – „Vermutlich zu Hause.“ –

„Wollen wir wetten, daß es sein letztes Geld war?“

De Horn wohnte unten am Boulevard St. Germain, sechs Treppen hoch, unterm Dach mit einem Zugang, den nur ein Eingeweihter fand. Tatsächlich saß er melancholisch mit leerem Magen hinter seinen Schmökern und übte sich in Menschheitserlösung. Wir nahmen ihn unter den Arm und schleppten ihn zur Rue de L'Arrivée, wo Wyler wohnte. Mit kleinen Steinchen, die sein Fenster trafen, haben wir

ihn wach gemacht und heruntergeholt. De Horn hatte sein Geldstück von ihm geliehen, und nun planten wir fünf einen opulenten Abend.

Es wurde sehr vergnügt. Zuletzt machten wir einen Indianertanz auf dem Boulevard Montparnasse, in dessen Mittelpunkt ein gutmütiger Polizist den Takt angab.

Als der Morgen dämmerte, hatte ich noch 7 Sous in unserer gemeinsamen Kasse. Ein Kaffee kostete jedoch 2 Sous und da Wyler schon abgezogen war, fehlte uns nur noch 1 Sou.

In meinem Stammquartier, das sich ein neues Schild mit dem Namen Café de la Rotonde angeschafft hatte, war noch immer – oder schon wieder – lebhafter Betrieb. Von meinem Stuhl an der Bar aus beobachtete ich die Leute, die nach Pariser Gepflogenheit die Glücksautomaten in Bewegung setzten. Nach etwa einer halben Stunde glaubte ich, bei einem Apparat eine gewisse Periodizität entdeckt zu haben. Jedenfalls sprang ich plötzlich dazwischen und steckte ein 2-Sous-Stück in den Schlitz, stellte auf Rot ein, zog und bekam 4 Sous zurück.

Der Kaffee war gerettet. Ein Sou blieb nach.

Von diesem Augenblick an habe ich fünf Tage nichts gegessen und nichts getrunken als Leitungswasser, das man in Paris sonst lieber nicht trinkt. Ich blieb zu Hause. Die anderen ließen sich auch nicht sehen, es mag ihnen ähnlich ergangen sein.

Endlich traf die monatliche Geldsendung von zu Hause ein, und ich fing langsam wieder mit Essen an.

Eine solche unfreiwillige Fastenzeit habe ich in Paris zweimal erlebt, ohne daß es mir übrigens geschadet hätte, so daß ich es fast wie einen Sport empfand.

Sonderbare Leute tauchten bei dem bistro, meinem Stammquartier auf, das sich mit zunehmender Beliebtheit erst um die Bar an der Ecke und dann um eine Stube mit drei Tischen vergrößerte und später dem Café du Dôme starke

Konkurrenz machte. Von nun an gab es zwei Kreise, den Dôme-Kreis und die Rotonde-Gruppe.

Eine Generalstochter aus Köln, die sich die Haare knallrot hatte färben lassen und grundsätzlich mit einem Affen spazierenging, bildete eine Hauptattraktion. Sie war bildhübsch, sehr jung und nicht unbegabt, eine Schülerin von Archipenko. Leider hat sie sich nicht für mich interessiert, obwohl ich sie sehr gern mochte. Allerdings bekundete ich meine Zuneigung durch besonders scharfe Kritik, wozu ihre Extravaganzen auch den ehrlichen Anlaß gaben.

Natürlich war sie sehr umschwärmt, aber da Rückentwicklungen aus einer strengen Bürgerlichkeit in die Voraussetzungslosigkeit der Bohème bei Mädchen kaum vorstellbar sind und besonders leicht zu Entgleisungen führen, wird sie wohl bald mit etwas lädierten Flügeln heimgekehrt sein.

Liebenswert war Madame Bing, die Frau des vor dem Weltkrieg bekannten Simplizissimuszeichners Henri Bing, der als geborener Franzose französisch und sonst nur urbayrisch sprechen konnte. „Madame" – warum sie so genannt wurde, weiß ich nicht – war deutschen Ursprungs, eine wundervolle stille Frau ohne Zielstrebigkeit. Unsere Freundschaft war eigenartig immateriell. Man hatte oft das Gefühl, als ob sie auf unhörbare Stimmen lauschte und dieser Erde entrückt sei.

Nur einmal, es war in der Nacht mitten auf einer Straße, riß sie ihren, der damaligen Mode entsprechend übermäßig breitrandigen Hut vom Kopf, schüttelte ihre seidigen aschblonden Haare mit geschlossenen Augen und sagte fast tonlos: „Küsse mich!"

Einen Augenblick später gingen wir wieder völlig unpersönlich nebeneinander weiter, gleich als ob ihr das sinnliche Dasein verboten worden sei. Vielleicht hat sie auf mich gewartet. Sie war nur wenige Jahre älter als ich, aber sie

wurde wie die Bewohnerin einer höheren Welt von uns verehrt.

Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges schickte sie mir nach Südspanien, wo ich mich einige Zeit ruhelos herumtrieb, als Gruß eine kleine Photographie ihrer rechten Hand, eine wundervolle schmale Hand, mit der sie mich manchmal zärtlich, ohne die jeweilige Öffentlichkeit zu beachten, über Stirn und Scheitel streichelte.

Erst zum Ende des Weltkrieges erfuhr ich, daß sie bald danach in Zürich durch Selbstmord ihr Dasein abgeschlossen hatte.

Ein anderes Mitglied unseres Kreises, der Wiener Medailleur Susmann, hatte sich rasend in sie verliebt. Er war auch die Ursache dazu, daß ich nach Spanien fuhr, denn er hatte bereits die Reise für sich vorbereitet und überredete mich zum Mitkommen, weil er mich keinesfalls in der Nähe von Madame Bing in Paris zurücklassen wollte.

Susmann war vermögend, sehr schrullig, überempfindlich und von einer unwahrscheinlich verfeinerten Geschmackskultur, wie es vielleicht nur in Wien vorkam. Seine Sammlungen waren bemerkenswert, und es war rührend anzusehen, mit welcher Liebe er eine alte japanische Vase zeigte, fast wie eine alte Jungfer. (Er fiel Anfang 1915 im Osten als Windisch-Grätz-Dragoner).

Durch ihn lernte ich einen Deutsch-Amerikaner kennen, der in der Nähe des Boulevard St. Michel eine alte gotische Kapelle zu einem Museum ausgebaut hatte. Dort hingen die herrlichsten Matisse, auch Cézanne, van Gogh usw. Der Amerikaner führte persönlich seine vielen Besucher herum, schweigsam und unaufdringlich. Er verlangte keine Lobeshymnen, wie es sonst jeder Sammler zur Steigerung seines Besitzgefühles erwartet. Er war selbst ein Besucher und genoß die Schätze unbefangen im wortlosen Einklang mit den Gästen. Ein sehr raffinierter Kunstgenuß.

Madame Bing hatte ich meine Nöte der künstlerischen Direktionslosigkeit anvertraut, und daher schleppte sie mich eines Tages zu ihrer Freundin Maria Vasilieff.

Ihr Atelier lag in der Avenue d'Antin und ich habe nie einen Raum von ähnlicher Verwahrlosung gesehn. In einer Nische stand ihr Schlafsofa, sonst standen nur zahllose Staffeleien herum. Alles andere wirkte wie eine Rumpelkammer, in der zehn Jahre nicht aufgeräumt oder sauber gemacht worden war.

Madame Vasilieff war goldeswert, eine sehr begabte Künstlerin, aber auch richtungslos und in einem unbegrenzten Raum zerfließend, wie es den Russen oft eigen ist. Sie kochte herrliche russische Kohlsuppen, und bei ihr habe ich von da an Abendakt gezeichnet. Ihre Schüler und Schülerinnen stammten aus der ganzen Welt. Spanier, Norweger, Javaner, Amerikaner, Russen, Deutsche usw.

Der Nichteingeweihte stellt sich die Bohème meist recht unmoralisch vor, was jedoch trotz allen Fehlens irgendwelcher Gesetzlichkeiten oder Vorurteile keineswegs der Fall war. Fühlbar war nur die Abneigung gegen Bürgerlichkeit, vielleicht sogar mit einem kleinen Zuschuß Neid. Die Ursache der Bohème äußerlicher Kennzeichnung war stets Armut. Innerlich war es Selbstbesinnung und der Versuch, mit seiner Lebensanschauung von Grund aus neu anzufangen, d. h. aus der Sackgasse bürgerlicher Unfruchtbarkeit des Geistes herauszufinden und vorurteilslos auf die schöpferischen Stimmen aus dem Jenseits zu lauschen.

Es wird der Ruhm Frankreichs für alle Zeiten sein, dieser Sehnsucht ein Asylrecht eingeräumt zu haben, auch wenn eine unmittelbare Erfolgsaufrechnung noch nicht glückt. Maria Vasilieff hatte ein sehr scharfes Auge für Echtheit. Lustgreise oder Drohnen waren in ihrem Kreise nicht denkbar, auch wenn sie damit niemals ein allgemein gültiges Urteil fällen wollte. Ihr wäre jede Verirrung anderer Men-

schen absolut gleichgültig gewesen, nur für sich selbst hätte sie auf Abstand Wert gelegt, und das sagte sie sofort.

Bisher hatten die Feste unseres kleinen Kreises wegen der besonderen Eignung des Raumes in meinem Atelier stattgefunden. Aber nun bauten wir unseren Zauber auch bei Maria Vasilieff auf. Von diesen geistvollen und farbenfrohen Maskeraden zu erzählen, ist ohne Fehlassoziationen nicht möglich, wenn ich auch heute (nach dreieinhalb Jahrzehnten) das Gefühl habe, als hätten wir schon damals den Untergang des Abendlandes verspürt. Wir sangen unsere Lieblingslieder: „J'aime ma cuisinière, qui me fait la soupe à l'oignon," oder „Je connais une blonde", und vergaßen für Stunden die Melancholie der Planlosigkeit, die über der Stadt wie eine Vorahnung lag.

Es ist kaum glaublich, welche Fülle von Menschen man in den Ateliers des Montparnasse in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum kennenlernte. Manche Namen glänzen heute am Himmel einer bewunderten Vergangenheit, doch die meisten sind im Weiterwandern unter den Horizont gesunken. Das Großartige des Erlebens lag in der Freiheit. Der Begriff der Politik war gänzlich gegenstandslos. Man kannte keine Pässe, keine Anmeldungen, keine Kontrollen, keine Angst und keine staatsbürgerlichen Verpflichtungen, keine Lebensvorschriften und keine Polizeistunde.

Ein unvorstellbares Völkergemisch gab der Weltstadt eine eigentümliche Note, doch wichtiger war es, daß ich den Adel des Geistes und der Kunst niemals vorher und niemals nachher so rückhaltlos von der öffentlichen Meinung anerkannt gesehen habe.

Wenn Henri Bataille mit einem neuen Schauspiel uraufgeführt wurde, dann war selbstverständlich der Präsident der Republik mit seinen Ministern anwesend. Wenn der große Mathematiker Poincaré oder der Philosoph Henri Bergson ihre Vorlesungen ankündigten, dann war ganz Paris an den

Themen interessiert. Künstler und Wissenschaftler waren die Nationalhelden. Sie erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit bis in die unteren Kreise des Volkes hinein. Ich erlebte es, daß eine kleine ärmliche Blumenverkäuferin auf der Straße ihren Korb hastig an der Kante des Gehsteiges niedersetzte, einige Veilchen zusammenraffte und sie mit strahlenden Augen dem vorübergehenden alten Poincaré (nicht dem Präsidenten, sondern dem Mathematiker!) als Ovation überreichte.

Eine besondere Gruppe bildeten die zahlreichen Flüchtlinge. Den Hauptteil machten die russischen Revolutionäre aus, aber auch aus Spanien, Österreich und dem nahen Osten suchten viele Weltverbesserer oder verkrachte Existenzen in Paris eine Zuflucht, wobei offenbar die erlangte Freiheit genügte, um sie für den Staatsbegriff des gastlichen Frankreichs ungefährlich werden zu lassen.

Mein Versuch, mich mit der rein „materialistischen" Weltanschauung der „idealistischen" Vertreter proletarischer Interessen eingehend zu befassen, veranlaßte lebhafte Diskussionen in meinem Atelier, an denen sich vor allem Russen beteiligten. Sie hatten oft eine abenteuerliche Vergangenheit, und ihre Berichte aus den Korrektionsanstalten des Zaren waren phantastisch. Sprach man mit ihnen einzeln, dann wunderte man sich über ihre Treuherzigkeit und kindliche Unbefangenheit, aber waren sie zu dreien oder vieren an dem Gespräch beteiligt, so trat eine auffällige Verwandlung ein. Ihre Augen wurden brennend, ihre Bewegungen vogelhaft und ihr Französisch rauh.

Die Bedürfnislosigkeit und Bescheidenheit der Revolutionäre war erschütternd, ihre Gesänge waren berauschend und ihre Kameradschaftlichkeit einzigartig. Wie schade, daß gerade menschlich feinfühlige Wesen am schnellsten von Ideen entmündigt und dadurch zu Vertretern eines raubtierartigen Staatsorganismus werden können.

Eines Tages meldete sich bei mir ein sehr eleganter Jüngling, der frisch aus St. Petersburg importiert war, um sich als Edelmodell anzubieten. Seinen Angaben nach war er der Sohn eines reichen russischen Bankiers. Er hatte beide Eltern frühzeitig auf rätselhafte Weise verloren, und nach Vergeudung des restlichen Vermögens suchte er seinen Lebensunterhalt auf eine möglichst wenig anstrengende Weise in Paris zu finden. Seine Figur war ungewöhnlich gut, und bei Maria Vasilieff trat er bald häufig zum Abendakt auf. Später haben ihn sich die Pornographen nicht entgehen lassen, wie er selbst als Entschuldigung seines hin und wieder reichlich angeheiterten Zustandes bekannte, bis sich eine deutsche Familie seiner annahm.

Trotz seines Standesbewußtseins, das ihn im Kreis der Bohème weit mehr zum Fremdling machte als seine vorzugsweise aus den Kreisen der Intellektuellen stammenden revolutionären Landsleute, gelang es Maria Vasilieff, ihn um seiner schneeweißen Haut willen zum gemeinsamen Posieren mit einem Abessinier zu bewegen. Diese Gruppe bildete eine wirkliche Sensation, da auch der dunkle Körper untadelig war.

Den Abessinier, einen etwa achtzehnjährigen Prinzen, hatte ein deutscher Fürst aus politischen oder sonstigen Gründen von einem Besuch in Adis-Abeba mitgebracht, um ihn zusammen mit seinen eigenen Kindern erziehen zu lassen. Irgendwie schienen jedoch im Laufe der Zeit die kindlichen Spiele mit den Prinzessinnen das erlaubte Maß körperlicher Neugierde überschritten zu haben – er konnte sehr drollig davon erzählen, ohne geschmacklos zu werden –, so daß er reich beschenkt wieder nach Hause geschickt wurde. Leider mißglückte die Heimreise vollständig. Seine Karawane wurde von Somalis überfallen, und ohne eine standesgemäße Einführung fürchtete er, nicht wieder als Prinz aufgenommen zu werden. Deshalb wandte er sich nach Paris, um dort eine neue Ausstattung zu erarbeiten.

Auffallend waren seine ungewöhnlich guten Manieren. Die Glaubhaftigkeit seiner Erzählungen konnte nicht nachgeprüft werden, doch die Geschichten aus einem deutschen Fürstenhof, sein persönlicher Takt, sein Benehmen beim Essen und seine Zurückhaltung trugen den Akzent der Echtheit. Er legte einen Sou auf den anderen, wenn er sich durch Aktstehen Geld erwarb. Jede unziemliche Einnahmequelle lehnte er ab, ebenso wie alle Verführungen, denen ein so ansehnlicher dunkelfarbiger Bursche in Paris sonst kaum auszuweichen vermag.

Die weiblichen Modelle waren meist weniger interessant. Sie kamen und gingen farblos vorüber. Die besten kamen merkwürdigerweise aus München, wahrscheinlich als Begleiterinnen ihrer Freunde, die von der kleineren Kunststadt an der Isar nach der größeren an der Seine hinüberwechselten.

Einmal brachte ich, anfänglich sehr zum Verdruß des abessinischen Prinzen, zwei Neger mit Instrumenten zum Atelierfest bei Maria Vasilieff mit, die mit ihren Gitarren und Nasenflöten aufspielten. Als die Begeisterung anschwoll, holten sie sich die Gardinenstangen herunter und inszenierten mit den buntfarbigen Dekorationsstoffen und den großen Schirmen der Atelierlampen einen wilden Kriegstanz, an dem sich der Prinz nach einigem Zögern mitgerissen beteiligte. Der schneeweiße Russe stand wie eine Gottheit unberührt in der Mitte, aber wir anderen flüchteten uns ängstlich in die Ecken. Die tänzerischen Leidenschaften stiegen bedrohlich, bis jemand auf die Idee kam, das Licht auszuknipsen, so daß die wilden Krieger durch Stolpern zwischen den Atelierhockern ihr Blut abkühlten. Da wir alle nicht sehr viel anhatten, wäre das Öffnen von Fenstern oder das Herauslaufen unbehaglicher gewesen. Ein Atelier muß nun einmal warm sein.

„Ich möchte ein Kind von dir", sagte Maria Vasilieff eines schönen Tages, „hast du keine Lust dazu?" Ich war tod-

verlegen, denn ich hatte nicht die geringste Lust dazu. „Alors, il n'y a rien à faire?" fragte sie trocken, und damit war der Fall erledigt. „Mon vieux, est ce que je dois t'enseigner à faire de la peinture?" Zu ihren Korrekturen hatte ich auch keine Lust, und das begriff sie ebenso schnell und ohne sichtbare Gemütsbewegung. „N'oublie pas le vin pour le soir!"

Sie war als kluge Frau eine gute Freundin. Sie lebte praktisch von nichts, denn die wenigen Francs für ihre Korrekturen und die Teilnahme am Abendakt konnten nicht viel mehr als die Miete einbringen.

Ab und zu kam Fernand Leger zur Korrektur, aber ich konnte mit dem übereleganten Kubisten nichts anfangen. In seinem Atelier empfing er in einem geblümten Schlafrock und zeigte nachlässig seine farbarmen Bildkonstruktionen, die langsam Mode wurden. Modigliani stand mir wesentlich näher. Er kam ab und zu, wenn auch selten nüchtern genug, um etwas sagen zu können. Schweigsam zeichnete er seine langen ornamentalen Gesichter, und Maria Vasilieff machte, mit ihrer Zigarette im Mundwinkel, neben aller Anerkennung witzige Glossen.

„Ich glaube, ich höre mit dem Kubismus wieder auf", entschied sie eines Tages. Picasso hatte ihr einen neuen Floh ins Ohr gesetzt. Der seltsame Spanier regierte fast unsichtbar die öffentliche Meinung des 5. Arrondissements von Paris. Eines Tages hämmerte und sägte er in seinem Atelier, bis das ganze Haus in Aufregung geriet. „Que voulez-vous! Je fais de la peinture!" meinte er, als er Bruchstücke farbiger Materialien zusammensetzte.

Seine neueste Auslassung war der Satz: „Le cubisme est une forêt; on y entre pour sortir." Maria Vasilieff nahm sich das zu Herzen und begann statt dessen mit bizarren Masken aus Pergament oder einem ähnlichen unschmiegsamen Material. Ihre geschickten tabakbraunen Finger schnitten, klopften, falteten und nähten die wunderlichsten Dinge zusammen,

irgendwie ungemein reizvoll, aber doch nur den Eindruck erweckend, eine große Begabung für Nichtigkeiten vergeudet zu haben.

Die Maler haben viel von der inneren Notwendigkeit der Ausdrucksformen des Kubismus, Futurismus und der gegenstandslosen Bilder geredet, gleich als ob es die eigentliche Erfüllung echten Künstlertums sei. Maria Vasilieff entzauberte die Idee, als ich einmal nach der ekstatischen Ursache fragte: „Unsinn, es ist das Mittel einer künstlerischen Sensation, das wieder langweilig wird."

Na also, dachte ich mir, endlich erfahre ich aus einem berufenen Munde ein ehrliches Wort, und zwar zu einer Zeit, als in Deutschland die Verwirrung noch nicht einmal richtig angefangen hatte. In der Atmosphäre von Paris machte man sich nichts vor, und eine notwendige Opposition gegen die Materialentnahme aus der Natur galt nur als Entwicklungsphase. Man unterschied sehr bald zwischen jemand, der etwas konnte, und anderen, die nichts konnten, ohne sensationelle Blickfänger im Salon des Indépendants anders zu bewerten als eben einen Versuch der Aufmerksamkeitserregung und eines flüchtigen Gewinnes.

Zugleich drängte sich mir bei dem Aufwand von so viel Kunstfertigkeit und Raffinement mehr und mehr der Verdacht auf: mit der Kunst, wie ich sie mir erträumte, ist es zu Ende. Die letzten großen Meister sterben aus, ohne daß eine neue Entwicklungsmöglichkeit des Abendlandes besteht. Mit der endgültigen technischen Eroberung der Kunstmittel erlischt auch die schöpferische Spannung.

Was quälst du dich ab, eine echte ewigkeitswerte Ausdrucksform zu finden! Es nimmt ja doch kein Mensch seine Kunst mehr wichtig. Es ist vorbei.

Solche Stimmungen gingen vorüber, aber sie tauchten auch wieder auf. Ich war begabt, denn sonst würde der Kreis mich mitleidslos verhöhnt haben, aber wozu? Maria Vasi-

lieff tröstete mich: „Du kennst zuviel, du denkst zuviel und du willst zuviel." Ich fand keinen Ausgangspunkt und sah kein Ziel: Das Abendland wird sich im wesentlichen mit den Kunstschätzen begnügen müssen, die in den vergangenen Jahrhunderten gesammelt wurden! In keinem Land Europas und erst recht nicht in Übersee sah ich ein Weiterkommen.

So ist es wohl: in der neuen Zeit werden alle Kräfte benötigt, um erst einmal den Menschen selbst zu einem Kunstwerk zu machen. Mit 20 und 21 Jahren begnügt man sich jedoch nicht mit trübseligem Verzichten, sondern man fängt immer von neuem an. Ich begann, die Galerien zu besuchen.

Erst viel, viel später habe ich es verstehen gelernt, welchen Sinn die Selbstquälerei eines in der Entwicklung begriffenen Menschen und einer ganzen Menschheit bei Beginn eines neuen Zeitalters haben kann. Wieviel einfacher wäre es gewesen, das Bedürfnis intensiven Nachdenkens auf die materiellen Erfolgsmöglichkeiten nach bürgerlichen Anschauungen auszurichten, statt unter Verzicht auf alle Schulung für den Daseinskampf nach Werten zu suchen, die ich absolut nennen zu dürfen hoffte, und die sich immer wieder als Phantome verflüchtigten.

Die *Unnachdenklichkeit* des künstlerischen Schaffens war mir anscheinend versagt. An den großen Meistern gemessen genügte mir keine einzige eigne Leistung, auch wenn ich sie mit größter Bescheidenheit an untergeordneter Stelle einreihen wollte. Ich sah weder in mir selbst noch in meiner Umgebung ein Weiterkommen oder einen Hoffnungsschimmer auf echte Originalität, die Bestand versprach und das Opfer der Entsagung verlohnte. Ich litt namenlos darunter, die kostbare Zeitspanne der geistigen Ausreifung nutzlos zu vertun, zumal es mir augenscheinlich gelang, den schmerzmildernden Drogen des Selbstbetruges aus dem Wege zu gehen.

Auch als ich nach Jahren sozusagen nebenbei auf eine Goldader mit ehrlichen Schürfungsrechten stieß und finanziell unabhängig wurde, blieb meine Sehnsucht unbefriedigt. Ich brauchte noch nahezu ein Vierteljahrhundert, um die Entdeckung zu machen, daß gerade die unerbittliche und als unfruchtbar geglaubte Gewissenserforschung manche wirklich ursprünglichen Quellen schöpferischer Leistungen freilegt. Der damalige falsche Ehrgeiz pflügte, zersetzte und düngte sehr gründlich das mir vom Schicksal zugewiesene geistige Ackerfeld, auf dem dann eine ganz andere Saat aufging, als ich selbst bestimmen zu dürfen glaubte. Schöpferisch ist immer nur das Unvorhersehbare.

Die meisten Kreuzkurse der Pariser Studienzeit hatten kein Ziel, sondern bedeuteten eine Flucht vor der Verzweiflung. –

Die nettesten jungen Mädchen gab es im Bal Bullier, wo die Studenten verkehrten. Volkstümlicher war es in der Moulin de la Galette oben auf der Butte Montmartre. Es war immer eine lange Reise, wenn die Nord-Süd nicht mehr ging, aber es lohnte sich. Wie manches liebe Mal bin ich quer durch Paris gewandert, die Rue Lepic, dann die Boulevards extérieurs bis zum Place Pigalle, die Rue Faubourg Montmartre bis zur Fortsetzung durch die Rue Montmartre. Hier kam meist die erste Station, denn es gab dort einen charcutier, der seinen Laden die ganze Nacht offen hielt, und bei dem man frisch gekochten Schinken kaufen konnte.

Vor Morgengrauen ging es durch die gewaltigen Markthallen von Paris, wo das herrlichste Gemüse der Welt zu riesigen Stapeln angefahren wurde. Gleich dahinter lag der abenteuerliche Caveau de l'Innocent, in dessen unterirdischen Räumen Droschkenkutscher, Künstler und elegante Lebejünglinge im Frack zusammensaßen, um dem neuesten Schlager einer Chansonette zu applaudieren.

Hatten wir immer noch keine Lust, ins Bett zu gehn,

so kletterten wir in die Vorortsbahn und fuhren nach Robinson ins Grüne, wo man hoch oben in den Bäumen sitzt und sich einen Kaffee in einem Korb am Seil heraufholt.

In Paris gab es viele Cabarets, die dem Ausländer im allgemeinen unbekannt blieben. Franzosen und französische Künstler wollten auch einmal unter sich sein. Nur wenigen Ausländern war es vergönnt, gelegentlich die ängstlich verschlossene Welt des richtigen alten Paris zu erleben. Ein gutes Beispiel hierfür bot das Cabaret Lapin agile, von dem ich hörte, daß es später – wie der Dôme und die Rotonde – auch von Fremdenführern gegen besonderen Entgelt vorgezeigt wurde. Damals jedoch war es noch echt.

Man trank seinen Wein, sang mit seinen Freunden wie beim Heurigen in Wien und dachte an keine „Aufführung". Der Wirt begleitete auf der Gitarre seine anspielungsreichen Chansons, und die Gemeinde war ein Herz und eine Seele.

Im übrigen war die Gegend ungemütlich. Die Straßendirnen waren lästig und ihre Zuhälter gefährlich. Ein Vetter hatte mich einmal besucht, als ich noch auf dem Montmartre wohnte. Wir unterhielten uns englisch, da ein riesiger Amerikaner dabei war, und deshalb konnten wir das Ausländertum nicht verleugnen. Das Cabaret war nicht so fröhlich wie sonst, denn die Leute schienen uns als Eindringlinge mit Mißbehagen zu betrachten. Ich selbst war vordem immer nur mit Franzosen dort gewesen.

Peinlich wurde es aber erst draußen in den sehr spärlich erleuchteten Straßen hinter der Cathédrale du Sacré Coeur. Die Mädchen waren entsetzlich zudringlich. Mein Vetter war verärgert und schüttelte ein Frauenzimmer ab, das sich gewaltsam einhängen wollte. Sie schrie überlaut mit gekünsteltem Entsetzen, und im gleichen Augenblick sah man auch schon bedrohliche Schatten auftauchen. Wir flüchteten den Berg hinab und waren erst beruhigt, als wir unten auf dem Boulevard standen. Der riesige Amerikaner hatte ein

Messer gezogen und kam als letzter mit der Versicherung nach, daß die Kerle Schießeisen gehabt hätten.

Unsere gute Laune fanden wir erst in einer Bar wieder, die an der Ecke der Rue Lepic und der Place Blanche lag. Wir tranken heißen Kaffee und ließen uns von einem Kellner Witze erzählen. Der Mann war von einer verblüffenden Ähnlichkeit mit Kaiser Wilhelm II. Das wußte er auch, und er trug vor allem seinen Schnurrbart entsprechend.

Meinem Vetter zuliebe faßte ich auch den Mut, mit ihm die Große Oper zu besuchen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, Manon in der Comique zu sehen. Die Entscheidung hing jedoch weit mehr von dem Billettverkäufer ab.

An den großen Boulevards gab es einen kleinen Laden, wo man für billiges Geld die von der Zeitungskritik abgegebenen Billette kaufen konnte, und ich war gewöhnt, mich danach zu richten, was zur Verfügung stand, allerdings ohne bisher an die Staatstheater gedacht zu haben. Ich hatte Glück, es gab zwei Kartenanweisungen für die Große Oper. Was gespielt wurde, war mir gleichgültig. Zufällig war es Armida von Gluck, so daß mein Vetter über den mutmaßlichen Quatsch wütend wurde. Das war mir auch gleichgültig.

Mit dem Hut auf dem Kopf und dem Stock in der Hand setzten wir uns in den prächtigen Zuschauerraum. Mein Vetter böse und schweigend, und ich interessiert an der großen Welt, die ich bisher nur hungernd und frierend von außen geahnt hatte. Die vielen kleinen Besonderheiten der Tradition des Hauses waren wirklich bemerkenswert.

Zuerst die Ecke am Eingang, wo die eleganten Herren ihre neuen oder frisch gewaschenen Handschuhe systematisch zerknüllten, bevor sie eintraten. So will es die Sitte, denn nur der Spießer trägt neue Sachen zur Schau. Auch der Anzug darf nicht an einen Modesalon erinnern.

Dann geht man mit seiner Anweisung zu dem Pult in der

Mitte der Eingangshalle, um sich das Billett ausschreiben zu lassen. Erst damit erfährt man den Platz.

Zu gegebener Zeit beginnt das ganze Haus mit dem Stock zu klopfen. Hut und Stock nimmt man mit in den Zuschauerraum. Nur der Mantel wird abgegeben. Den Hut nimmt man auch erst vom Kopf, wenn der Vorhang hochgeht. Das Klopfkonzert soll Ungeduld anzeigen. Drei kurz, ein lang, ganz gleichmäßig im Chor, bis die Musik einsetzt.

Wie schön war die Aufführung! Wie schön die Musik!

Meinen verbitterten Vetter hatte ich ganz vergessen, ich war wie im Rausch. Nach dem ersten Akt warf ich einen scheuen Blick zur Seite, und siehe da, meinem Vetter war es genau so ergangen. Mit gläsernen Augen saß er ganz verzaubert auf seinem Klappstuhl und stöhnte vor Vergnügen. Es war so herrlich, daß wir den ganzen Abend nicht mehr viel geredet haben. –

Im Sommer 1913 ging ich nach England, da mir der Verkauf einiger Bilder hierzu die Möglichkeit bot. Für das Frühjahr 1914 hatte ich mich mit dem englischen Malerfürsten Frank Brangwyn zu einer Reise nach Spanien verabredet, doch als das Frühjahr kam, schrieb Brangwyn ab.

Dagegen drängte Susmann mit sehr viel Geschicklichkeit darauf, daß ich ihn begleiten sollte.

Am Abend vor seiner Abreise – es war Ende Februar – saßen wir in seinem Atelier mit gemeinsamen Freunden zusammen. Er witzelte über meine Trägheit und provozierte meinen Widerspruch, bis ich erklärte, keine wochenlangen altjüngferlichen Vorbereitungen zu benötigen, wie wir es bei ihm erlebt hatten. Ich bot ihm geradezu eine Wette an, vom Abend zum nächsten Morgen meinen Haushalt auflösen und mit meinen Koffern pünktlich an der Bahn sein zu können.

Das gerade war seine Absicht, und nun nahm er mich beim Wort. Noch in der Nacht fand ich einen Spediteur

für die wichtigsten Dinge, die nach Deutschland zurück sollten. Den Rest übernahm ein belgischer Freund, darunter auch meine Bücher und eine bescheidene Sammlung von Stichen, die ich nie wieder gesehen habe.

Morgens um 5 Uhr war ich mit Packen fertig. Um 6 Uhr war ich am Bahnhof, 6.20 Uhr ging der Zug nach Irun. Nach 3 Monaten wollte ich wieder in Paris sein. Es dauerte über 20 Jahre.

Mit einiger Verbitterung setzte ich mich vom Tennisplatz abseits auf eine Gartenbank. Die Pension war teuer und schlecht. Auf Empfehlung von Verwandten wohnte ich in dem englischen Badeort Hastings bei einem Pfarrer, der sein Gehalt mit Pensionären aufzubessern suchte, ohne die hierbei unvermeidlichen Verpflichtungen anzuerkennen.

Mein Bett war unvorstellbar schlecht, d. h. die Matratze besaß nur noch die Hälfte der Sprungfedern, und dem entsprachen auch die sonstigen Bedingungen. Als junger Mensch kümmert man sich selten um Fragen des Komforts, doch auch hierin gibt es Grenzen, vor allem, wenn die Problemstellung eine gewisse Mißachtung voraussetzt.

Vielleicht war es nur eine Abwehrbewegung, die man heute mit dem Wort Minderwertigkeitskomplex begründet. Da wir Pensionäre ausschließlich Deutsche waren, so ergab sich von selbst die Übereinstimmung nationaler und persönlicher Parteilichkeit.

Abends sollte man – und das im Hochsommer in einem Seebad – um 9 Uhr zu Hause sein. Die Tür wurde rücksichtslos abgeschlossen, so daß ich gleich am ersten Abend mit einem Mitpensionär, einem Fabrikanten aus Frankfurt, in einem Hotel übernachten mußte. Der zeitlich sehr willkürliche Unterricht in der englischen Sprache, der im Pensionspreis einbegriffen war, bot dem Pfarrer eine willkommene Gelegenheit, seine Abneigung gegen alles Deutsche zum Ausdruck zu bringen. Sein besonderer Haß richtete sich gegen die deutschen Fürsten und die deutsche Armee, während er die Seeoffiziere noch etwas gelten ließ, wahrscheinlich

aber auch nur aus Opportunismus, weil er öfter deutsche Seeoffiziere beherbergte.

Ich hatte noch niemals eine Kritik gegen Friedrich den Großen gehört, da die normale deutsche Erziehung den großen König stets als Nationalheros betonte. Der Pfarrer lehrte Englisch mit Vorliebe aus seinem Macaulay, was ich sicherlich aus Sehnsucht nach Objektivität sachlich verarbeitet haben würde, wenn die Tendenz des Vortrages weniger aufdringlich gewesen wäre.

Zwischendurch stand er gedankenbeschwert am Fenster und trommelte auf die Scheibe. Die Aussicht führte auf die entfernt gelegene Nachbarkirche, und er verfehlte nie, sich bitter über die Ungerechtigkeit des Himmels und der Erde zu beklagen, weil sein Amtsbruder drüben nach dem System der Pfründe ein jährliches Einkommen von £ 3.000.–.– hätte und er selbst nur £ 300.–.–. Giftig starrte er nach drüben und schimpfte mit gehässigen Bemerkungen über eine mir unbekannte Günstlingswirtschaft.

Ich hielt es einfach nicht mehr aus.

Die Sonntage waren verheerend. Tennis spielen war verboten, ebenso jede harmlose Beschäftigung, auch zeichnen und malen. Man langweilte sich zu Tode. Die Idee, am Sonntag drei- oder viermal in die Kirche zu laufen, lehnte ich kategorisch ab. Mein Versuch, ein Portrait zu aquarellieren, wurde untersagt. Die beiden deutschen Pensionärinnen durften offiziell nicht einmal Handarbeiten machen. Es ging nur, weil sie ihre Häkelei immer schnell unter den Tisch steckten, wenn ein Dienstmädchen ins Zimmer trat.

Das Essen war schauderhaft. Die englische Küche ist mit Ausnahme einiger Spezialitäten in kleinbürgerlichen Kreisen ohnehin äußerst bescheiden, und das ewige cold meat am Sonntag ist deprimierend.

Schließlich regierte der Pfarrer auch noch auf dem Tennisplatz. Seiner Herrschaft wagte sich niemand in seiner

Gemeinde zu widersetzen. Alles bewegte sich in seiner Gegenwart in einem merkwürdigen Bühnenstil. Die Menschen hatten geradezu Angst voreinander und redeten nur noch salbungsvoll. Ich wollte mit einer jungen Französin spielen, die mir sehr gut gefiel, und mit der ich ein wenig anbändeln zu können hoffte. Der Herr Pfarrer wünschte eine andere Einteilung der Spielpartner, und danach hatten wir uns zu richten.

Es war nicht zum Aushalten. Ich wollte nach London. Wenn ich nur etwas mehr Geld gehabt hätte, um mich sofort aus der Sache herausziehen zu können. –

Während ich verbittert alle Möglichkeiten überdachte, kam ein netter junger Franzose aus Béziers zu mir und fragte nach meinen Sorgen. Ich erzählte ihm, daß ich mich mit dem Pfarrer und seiner Familie verkracht hätte. Ich könnte ihren Hochmut gegenüber Deutschen, von denen sie ja erhebliche Einnahmen bezogen, nicht vertragen, und ich begriffe leider auch nicht, daß meine Landsleute das ertrügen. Der englische Kleinbürger ist schrecklich, fast noch schrecklicher als die Kleinbürger der übrigen Welt.

Der kleine Franzose machte mir voll Anteilnahme einen vernünftigen Vorschlag. Er wohnte am anderen Ende der Stadt in St. Leonard bei einer Irin, die mich sicherlich aufnehmen würde, und zwar unter viel günstigeren Bedingungen. Ich entschloß mich sofort.

Den Frankfurter Fabrikanten pumpte ich um £ 5.–.– an, die er durch eine sonderbare Verkettung von Umständen nie wieder bekommen hat, und noch am gleichen Tage zog ich aus dem Pfarrhaus in das Haus der Irin.

Sie hieß Miß Fenelon, stammte aus Südirland und war Katholikin. Meinen Sonntag konnte ich demnach gestalten, wie ich wollte. Trotzdem wußte ich zwei Tage lang nicht, ob ich die neue Prüfung aushalten würde, die sich ganz unerwartet einstellte.

Der Franzose, mit dem ich mich schnell anfreundete, hatte mich darauf vorbereitet, daß Miß Fenelon ausgesprochen häßlich sei, aber was interessierte mich die Häßlichkeit einer alten Jungfer!

Donnerwetter, dachte ich bei der gegenseitigen Vorstellung, das hältst du nicht aus! Häßlich? Wie konnte man so etwas häßlich nennen, das war einfach monströs! Die arme Frau hatte praktisch zwei Köpfe, d. h. einen normalen mit Mund, Nase, Augen und Ohren und dann eine Backe, die so ausgewachsen war, daß sie beinahe einen Fleischklumpen von Kopfgröße bildete. Infolgedessen war das eine Auge auf die Stirn gerückt, die Nase hing seitwärts, der Mund war nahezu senkrecht gedreht, und das Kinn fehlte. Picasso hätte eine helle Freude an diesem Modell gehabt!

Alle guten Geister mußten helfen. Nach dem Rezept meiner Großmutter suchte ich nach reizvollen Ohrläppchen, von denen das eine Gott sei Dank normal war. Was sollte ich tun?

Ich riß mich zusammen und tat harmlos. Mein Gepäck stand im Hausflur. Ich konnte doch nicht einfach auskneifen! Ich blieb.

Als vierten Insassen des Hauses lernte ich einen verblödeten Jungen von etwa zehn Jahren kennen, der als Säugling auf den Kopf gefallen und geistig zurückgeblieben war. Seine Eltern galten als vermögend und deshalb werden sie ihn um eines unbelasteten Lebensstiles willen auswärts untergebracht haben. Miß Fenelon sorgte für ihn in rührender Mütterlichkeit, aber ihre Küsse waren für die Umstehenden ein zwiespältig empfundener Anblick.

Die Hälfte der ersten Nacht konnte ich vor Aufregung nicht schlafen.

Nun, ich blieb monatelang, glücklich und zufrieden. Die monströse Krankheit ist in England keine Seltenheit, wie ich bald feststellte. Das mag vom Klima kommen, oder vom cold meat.

Auf der breiten Uferpromenade begegnete ich täglich mehrfach einem würdigen Herrn mit weißem Haar, der im Stuhl gefahren wurde, und dessen Gesicht von der Nasenwurzel abwärts durch ein weißes Tuch verdeckt war. Eines Tages glitt das Tuch ab, und ich sah mit Entsetzen, daß der bedauernswerte Mensch eine Nase hatte, die alle Märchenbilder übertraf. Mit tropfenförmigen Verdickungen erreichte sie den Umfang einer kräftigen Faust und die Länge von gut zwei Spannen. Genau so wie bei Miß Fenelon war die Oberfläche rötlich gesprenkelt mit blauem und braunem Geäder. Ein Alpdruck.

Mit Zittern erwartete ich die erste gemeinsame Mahlzeit. Taktvoll aß Miß Fenelon nicht mit. Sie kochte ausgezeichnet, und ihre hausfraulichen Tugenden bewiesen eine gute Tradition. Nach acht Tagen hatte ich mein Entsetzen überwunden, und wir aßen gemeinsam. Es wurde sogar sehr lustig, denn unsere Wirtin war zu jedem Ulk aufgelegt. Allmählich mochte ich sie richtig gern.

Ab und zu kamen junge Mädchen zu Besuch, auf die der Doppelkopf keinerlei Eindruck zu machen schien. Vielleicht waren sie schon abgehärtet oder allgemein weniger empfindlich. Sobald nur Irländer zu Besuch anwesend waren – in der Nähe lag ein berühmtes Jesuitenkloster mit Schule –, wurde auf England geschimpft, ohne daß ich mich selbst mangels geeigneten Wissens daran beteiligte, und eher geneigt war, den englischen Stil zu verteidigen, zumal ich Protestant bin.

Der Antagonismus gegen England äußerte sich so stark, daß die streng katholische Miß Fenelon sogar unseren Martin Luther ohne weiteres anerkannte, denn er hätte aus Gewissensnot gehandelt und gegenüber dem damals verderbten Papsttum recht gehabt. Der Protestantismus in England sei dagegen eine machtpolitische Sache gewesen, ohne ein moralisches Recht.

Voll Empörung holte sie ein Pennystück aus der Tasche und verwies auf die Buchstaben D. F., die hinter dem Namen Eduards standen: „D. F. heißt Defensor Fidei, Verteidiger des Glaubens. Das war ein Titel, den der Papst seinerzeit den katholischen Königen verliehen hat, und den die englische Krone nach dem Abfall vom Glauben nicht mehr beanspruchen darf!"

Es ist ungemein interessant, die vielen partikularistischen Bestrebungen des britischen Inselreiches zu beobachten, die trotz aller Betonungen bisher die politische Einmütigkeit nicht erschüttern konnten. Wenn sich Engländer, Walliser, Schotten oder Nordiren gegenseitig herabzusetzen suchen, so muß man das als einen harmlosen Sport betrachten, der nicht mit dem gefährlichen Hang zur Kleinstaaterei in Deutschland verglichen werden kann. Nur die katholischen Iren meinen es mit der Selbständigkeit sichtlich ernst.

Sobald die Diskussion auf rein theologische oder religionsphilosophische Fragen hinüberglitt, und das geschah bei den Besuchen von Ordensgeistlichen sehr häufig, beteiligte ich mich leidenschaftlich mit allem Rationalismus eines halbvertrauten Spinoza. Mein hartnäckiges Beharren auf der Behauptung, daß nur mechanistische Welterklärungen durch Diskussionen zu einem echten Wissensbesitz gesteigert werden können, verhinderte mich nicht, die gebotenen Ausdrucksmittel des Irrationalen abzutasten.

Unvermeidlicherweise leiden alle Religionsstreitigkeiten daran, daß man inkommensurable Offenbarungen der persönlichen Vorbedingungen entkleiden und sie verallgemeinern will. Die Stimmen der Katzen, Hunde oder Vögel bleiben auch dann unterschiedlich, wenn sie genau der gleichen Gemütsbewegung entstammen.

Zufälligerweise bin ich in Südengland außer mit Ausländern fast nur mit Irländern zusammengekommen. Nach dem Abbruch meiner Beziehungen zu dem Pastorenkreis blieben

meine Bekanntschaften mit den Ureinwohnern oberflächlich.

Dieser Umstand kam mir einige Zeit später zum Bewußtsein, als Miß Sweet im Hause auftauchte, für vierzehn Tage blieb und mich nach ihrer Abfahrt zur Übersiedlung nach London verlockte.

Es war Herbst geworden, und das Spazierengehen in London beschränkte sich auf einige schöne Tage. Allerdings waren die Nächte noch sehr lange warm.

Ich wohnte wieder bei einem Pfarrer, mit dem ich mich diesmal ausgezeichnet vertrug. Doch das änderte wenig an der fürchterlichen sonntäglichen Ödigkeit des englischen Daseins vor dem ersten Weltkrieg. Mit Miß Sweet konnte ich mich normalerweise nur Sonntags treffen, und was soll man dann machen, wenn Kino, Theater, Konzerthallen usw. geschlossen sind?

Eines Abends kam ich auf eine kühne Idee. Es war dunkel, aber noch warm, und deshalb schlug ich einen Spaziergang im Hyde-Park vor. Die großen Tore waren zwar geschlossen und der Zutritt nachts verboten, aber irgendwie würde man schon hineinkommen. Es gelang auch bei einer Seitenpforte, die zu den Gärtnereien führte.

Das war herrlich, endlich ein wenig allein zu sein.

Heimlich war ich auf der Suche nach einer Baumgruppe, wo man sich mit zwei Stühlen eine ungestörte Stunde elegischer Stimmung verschaffen konnte. Ungefähr wußte ich schon, wo ich so etwas finden würde, aber siehe da: die Plätze waren von einem Pärchen besetzt!

Wo ich auch immer einen versteckten Platz witterte, immer waren die Stühle besetzt. Miß Sweet lachte sich halb tot. Sie war eine schlanke nette Krankenschwester, die vom Leben äußerst ehrbare Ansichten hatte und sich königlich über die ganz unerwartete dunkle Seite von London amüsierte.

Eine zweite Schwierigkeit bestand in der Flucht vor den uniformierten Wächtern, die in dem dämmerigen Licht schwer erkennbar waren und offensichtlich Streifen veranstalteten. Atemlos warteten wir im Gebüsch ab, bis ein solcher Beamter die Gegend durchgekämmt hatte, und dann holte ich schnell zwei eiserne Stühle vom nahen Wegrand und setzte sie hinter das Gebüsch.

Die Stimmung war wirklich elegisch. Ich war von London begeistert, von den Museen, Konzerten und dem Verkehr mit einzelnen Künstlern, aber mir fehlten alle Beziehungen des Herzens, und dieserhalb setzte ich meine Hoffnungen auf Miß Sweet.

Ich erzählte ihr von den Spaziergängen mit meinem Pfarrer durch das East End, wo ich ein unwahrscheinliches Elend mit erschreckender Hüllenlosigkeit kennenlernte. Was war das für ein Gestank, für ein Dreck in den Straßen und für eine Seelenlosigkeit in den Gesichtern. Wie mag es erst in den Häusern und Kellern aussehen!

Miß Sweet wohnte am Rande des unseligen Distriktes in einem großen Krankenhaus. Doch außerhalb des Hauses war ihr alles unbekannt geblieben. Es war auch nicht tunlich, sie nach Hause zu bringen, denn dafür war die Gegend zu unsicher. Zum Schutz der Schwestern war deshalb von der letzten Untergrundbahnstation aus durch einen Begleitdienst Vorsorge getroffen. Sie meinte schlicht, daß es sich doch nur um bad people handelte, um das sich keine Betrachtungen verlohnten.

Mag sein, daß sie recht hatte. Ich weiß es nicht, da der Begriff Gerechtigkeit bei gestrandeten Existenzen schwer anwendbar ist, und weil die unbeschränkte persönliche Freiheit innerhalb eines Staates offenbar stets mit der Unvermeidbarkeit eines Elendsquartiers erkauft werden muß. Wie kann man aber der Schönheit und des Reichtums froh werden, wenn man unmittelbar daneben Menschen eigener Art

verkommen sieht und die Verkommenheit bedrohlich anwachsen weiß?

„Ach Lieber", meinte Miß Sweet, „du bist heute unhöflich. Unterhalten wir uns lieber darüber, wann ich dich mit meinen Freundinnen bekannt machen kann. Sie stellen schon immer so dumme Fragen. Du mußt an einem der nächsten Tage zu mir zum Tee kommen."

Vor meiner Reise nach England hatte man mich ernstlich gemahnt, jedes falsch ausdeutbare Zusammensein mit einer jungen Dame unter allen Umständen zu vermeiden, denn die Anklage eines break of promise kann eine teure Sache werden. Die Sache mit der Vorstellerei bei ihren Freundinnen erschien mir in einem recht verdächtigen Licht, obwohl ich sehr zurückhaltend gewesen war.

Ob man nicht einfach den Stier bei den Hörnern anfaßt und fragt? So brachte ich die Unterhaltung auf das Thema englische Sitten, Flirt usw. Miß Sweet merkte sehr bald, worauf ich hinaus wollte. Sie lachte herzerfrischend: „So, nun gib mir einen Kuß, die englischen Mädchen sind gar nicht so schlimm, und geküßt wird bei uns sicher mehr als bei euch in Deutschland, ohne gerichtliche Folgen."

Die vergnügliche Beschäftigung wurde herzlos unterbrochen. Der uniformierte Wärter hatte uns ausfindig gemacht. Ein Entrinnen war unmöglich. Haarscharf steuerte er auf uns zu, und ich erwartete mit todesmutiger Neugierde, was er unternehmen würde.

„One penny", sagte er schlicht und kassierte die Stuhlmiete ein. Nachts um 10 Uhr.

Wenn es nicht der Wärter gewesen wäre, der uns zur Besinnung brachte, dann hätte es der einsetzende Nebel sein müssen. Mit einiger Mühe fanden wir zum Piccadilly Circus, um die Untergrundbahn zu erreichen.

Ich brachte Miß Sweet, der ich einen baldigen Besuch feierlich gelobt hatte, noch bis zu ihrer Station, wo ich sie

dem Wächter des Krankenhauses übergab, und dann fuhr ich zur Stadtmitte zurück, um noch ein bißchen zu bummeln. Ich gehe leidenschaftlich gern in mir unbekannten nächtlichen Straßen einer Weltstadt ziellos umher. Man erlebt immer irgendetwas Interessantes.

Diesmal erlebte ich nichts als Nebel. Bald konnte ich nicht mehr einen Schritt voraussehen. Die Fenster und Straßen waren hell erleuchtet, und doch war es stockdustre Nacht. Das Licht drang einfach nicht durch.

Unschlüssig stand ich nach einigem Hin und Her wieder in dem hellen Ausgang der Station. Vor mir die gelb angeleuchtete Nebelwand, die in Schwaden bis zu den Fahrstühlen vordrang. Endlich wagte ich erneut einige Schritte und fühlte mich schnell von der Finsternis verschlungen.

Eigentlich war es doch nicht so dunkel, aber man konnte keine Lichtquelle unterscheiden. Man ging im Dampf.

Doch, es war sehr dunkel. Ich konnte überhaupt nichts sehen, nicht einmal den Schatten meiner Füße, auch wenn ich mich hinunterbeugte. Wo war nur der Bordstein, den ich leichtsinnigerweise verlassen hatte? Was war das für ein Nebel!

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen, immer in Angst, gegen einen Pfahl oder gegen ein Haus anzurennen. Lärm hörte ich genug. Ob hier wohl eine Straßenbahn fährt? Was machen die Omnibusse bei dem Nebel?

Der ganze Verkehr wird lahm gelegt sein. Wenn ich bloß nicht überfahren werde! Ist der Platz so riesengroß oder gehe ich im Kreise? Verrückte Sache.

In Thorshavn auf den Shetland-Inseln bin ich einmal in einen solchen Nebel gekommen, aber das war am hellichten Tag. Ich ging mit dem Kapitän eines großen Frachtenseglers, der Thorshavn wegen Motorenhavarie als Nothafen angelaufen hatte, auf der Landungsbrücke spazieren und besprach mit ihm die Einfahrt zum Seidisfjord in Ostisland, wohin ich nachher doch nicht mehr kam.

Jedesmal, wenn wir zufällig einen Schritt auseinander gerieten, sahen wir uns nicht mehr, und nur durch Zuruf gelang es uns, wieder in Tuchfühlung zu kommen. Auch dicht nebeneinander blieben die Gesichter und Gestalten schattenhaft. Der Gefahr, ins Wasser zu fallen, entgingen wir nur dadurch, daß wir uns an den breiten Ritzen der Holzbohlen entlang tasteten. So fanden wir auch zu unseren Schiffen zurück.

In London zur Nachtzeit ist die Sache erheblich ungemütlicher. In der riesigen Weltstadt fühlte ich mich einsam und verloren. Die Pflastersteine gaben keine Anhaltspunkte. Mit weit ausgestreckten Armen ging ich weiter, bis ich plötzlich ein helles Licht vor mir aufglimmen sah.

Im gleichen Augenblick stolperte ich auch schon über eine Stufe, und berührte mit den Händen eine Steinbrüstung, auf der die Laterne stand. Als ich auf die Laterne aufmerksam wurde, wäre ich fast mit der Nase daran gestoßen.

Daneben ließ sich eine Männerstimme hören, die mich nach dem Wohin fragte. Ohne Besinnen erwiderte ich: „Zur Station der Untergrundbahn", und das schien er erwartet zu haben. Ganz sachlich nannte er mir einen Preis. Der Mann hatte einen Beruf daraus gemacht, im Nebel Verirrte auf den rechten Weg der Gemeinschaft zurückzubringen. Mit Hilfe der Lampe wählte ich die notwendigen Kupfermünzen aus, und dann gab er mir Verhaltungsmaßregeln. Ich mußte mich an einer bestimmten Seite aufstellen, er peilte nochmals achteraus nach der Steinbrüstung, und dann zog er meinen Arm im Sturmschritt durch die Dunkelheit.

Es waren nur wenige Schritte, und ich stand wieder im Hellen, so verblüfft, daß ich auf das Verschwinden des Mannes zu achten vergaß. Weiter im Inneren der Eingangshalle standen einige unschlüssige Menschen herum und stierten in die dicken Wolken hinaus.

Wie sollte ich nach Hause kommen? Von der Endstation

Hammersmith hatte ich noch eine gute Viertelstunde zu gehen, noch dazu über die Themse hinaus.

Erfreulicherweise war der Nebel im Südwesten Londons bedeutend lockerer. Richtig froh war ich jedoch erst im Hause. Die englischen Bauunternehmer haben die schlechte Angewohnheit, einen Villenentwurf dutzendweise in einer Reihe zu wiederholen. Schon an klaren Tagen ist es nicht leicht, sein Haus unter den vielen Kopien herauszufinden. Bis vor kurzem merkte ich mir den Eingang an einer pillar box, einem Säulenbriefkasten, der in der Nähe stand. Aber die damals sehr aktiven Suffragetten hatten Petroleum oder Benzin hineingegossen und damit den Inhalt ausgebrannt. Bald danach wurde die zerstörte Säule abmontiert, und jetzt hatte ich nachts keine greifbare Orientierungsmöglichkeit mehr. Ich mußte die Pforten abzählen. Da es die neunte war, habe ich bei meiner Gedankenlosigkeit häufig zurückkehren müssen, um das Zählen von neuem zu beginnen. Es ist peinlich, an einer fremden Pforte mit dem Schlüssel zu probieren oder zu klingeln. Gänzlich vermeiden ließ es sich nicht.

Die Engländer schätze ich vor allem wegen ihres klar ausgeprägten gesellschaftlichen Stiles, mit dem sie damals fast allen europäischen Völkern ein leises und zumeist uneingestandenes Gefühl der Minderwertigkeit aufzuzwingen verstanden. Aber gefühlsmäßige Beziehungen zu ihnen habe ich nur außerhalb der Insel gefunden.

Die jungen Engländer im England von damals erinnerten mich an viele deutsche Freunde guter Familien, die zu Hause geistig fast unbrauchbar waren, weil sie nie aus dem Druck ihrer Umgebung herauskamen. Die Stilvorbilder waren so unwiderstehlich, daß sich alles Tun und Handeln fast automatisch abspielte. Jeder Versuch, einmal aus der streng vorgeschriebenen Rolle herauszutreten, wurde unnachsichtlich mit Verachtung bestraft, und deshalb gehörten Künstler

mit ihrer naturnotwendig freieren Lebensgestaltung summarisch zu einer mit Mißtrauen betrachteten Unterwelt. Darüber hat mich selbst ein so angesehener Maler wie Frank Brangwyn belehrt, obwohl er wie ein Börsenfürst leben konnte.

Inzwischen mag sich auch in England vieles geändert haben. Die eiserne Sonntagsruhe wurde durchbrochen. Die Unbedingtheit des aristokratischen Stiles ging mit dem alten Reichtum verloren, und die tiefen Probleme der Weltordnung können sich nicht mehr aus dem ehemals streng gesiebten Konversationsbereich verbannen lassen.

Ein solcher Wandel kündigt sich oft durch scheinbar unbedeutende Nachlässigkeiten an, und ich glaubte schon damals in der Verminderung der Sprachkultur ein wichtiges Anzeichen für die soziale Nivellierung auf einer tieferen Ebene sehen zu dürfen. So etwas fällt dem Ausländer natürlich schneller auf als den Einheimischen. Während die Franzosen bis weit in den Arbeiterstand hinein auch dann, wenn sie sich alltäglich des Argot bedienen, ihre Muttersprache geradezu lieben, pflegen und mit ungemein eleganten Redewendungen eine große Kunst der Konversation offenbaren, während in Deutschland die Bühnensprache die regionalen Dialekte mehr und mehr verdrängt, unterliegt die früher sogar einmal affektiert genannte Aussprache der guten Gesellschaft Englands der gleichen saloppen Behandlungsweise, mit der das ganze Dasein möglichst unwichtig genommen werden soll.

Bei meinen Versuchen, die Tradition Chaucers, Shakespeares, Keats usw. zu finden, schleppte ich Miß Sweet auch einmal in eine Aufführung von Richard III., die in einem bescheidenen Vorstadttheater stattfand. Die Hauptrolle wurde von einem Schauspieler mit Namen Benson gegeben, von dem man mir sagte, daß er der Sohn eines Erzbischofs von Canterbury sei.

Er spielte wirklich großartig, und ich fühlte mich glücklich.

Dann aber kam Benson in einer Pause vor den Vorhang und erzählte dem Publikum von dem Leiden der echten Kunst in England. Es war sehr deprimierend, und ich fühlte mich auch nicht durch die Anerkennung meiner Heimat getröstet, auf die Benson als den wahren Hort der abendländischen Kultur hinwies. Tatsächlich brauchte Shakespeare sich in Deutschland nicht in Vorstadttheater zu flüchten, und auch der gewaltige Unterschied der Aufführungszahlen stimmte mich hinsichtlich einer Kritik englischer Kulturbedürfnisse sehr nachdenklich. Dazu trug der Besuch des glanzvollsten Theaters von London, Drury Lane, mit seinen Ausstattungsstücken nicht unerheblich bei.

Mein innig geliebter Keats lebte nicht mehr, und Shakespeare bedient sich vorzugsweise der deutschen Sprache. Die Gedanken wandern von England allzuleicht in die weite Welt hinaus. Das war 1913, und danach habe ich erst 1949 wieder den Boden der Insel Albions betreten.

Mein Freund Susmann fand den Mönch lästig, der uns als Führer durch die Kathedrale von Burgos begleitete. Es ist nun einmal so, daß immer Führer auftreten, wenn man bei bedeutsamen Erlebnismöglichkeiten allein sein möchte, und sie lassen sich auch selten abschütteln. Deshalb habe ich mich an ihr Dasein zu gewöhnen gesucht. Ich gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, und dem Führer, was des Führers sein darf, ohne sie in meine geheimen Denkbezirke eindringen zu lassen. Ich profitiere sogar von ihrer Sachkenntnis, soweit sie mir glaubhaft erscheint. Ich verschwende keine Kräfte zu einem unnützen Widerstand. Ich bin kein Held, und ich decke dabei meinen Bedarf an Honig ganz unauffällig nebenher.

Susmann gelang es, im Dunkel der Kathedrale zu verschwinden, und ich zog mit dem dienstbeflissenen Mönch im Klang seiner Erzählungen von Altar zu Altar weiter. Das Gebäude war überwältigend, viel erhabener, als ich es von außen in seiner zwischen Hügeln eingebetteten Lage erwarten konnte. Es dämmerte schon, als der Mönch schwieg. Seine Augen musterten mich aufmerksam, und ich nahm an, daß er sich des Trinkgeldes vergewissern wollte, zumal ihm bereits ein Opfer entgangen war. Er hatte aber einen anderen Grund, mich einer Prüfung zu unterziehen, und schließlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein.

Hastig zog er mich zum Eingang einer Seitenkapelle, schloß umständlich das Gittertor auf, ließ mich eintreten und schloß hinter sich wieder ab. Dann fiel er auf die Knie und senkte seinen Kopf.

Der Raum war mir irgendwie unheimlich in seiner Dun-

kelheit. Nur die Altarwand war vom Abendhimmel grell beleuchtet. Sie bestand aus einem riesigen goldenen Rahmen, der eine glatte tiefschwarze Fläche einschloß. Ein merkwürdiges Bild, dem ich mich nur zögernd näherte, während der Mönch am Eingang kniend verharrte. Was soll das? Eine gerahmte Nacht? Das Symbol des Nichts? Endlich stand ich dicht vor den Altarstufen und starrte auf die schwarze Wand im schweren goldenen Rahmen. Ein leises rollendes Geräusch ließ mich umsehen. Undeutlich erkannte ich die kauernde unbewegliche Mönchsgestalt. Nichts geschah, aber als ich mich wieder zum Altar wandte, war die schwarze Wand verschwunden, und an ihrer Stelle sah ich ein entsetzlich realistisches Bild Christi am Kreuze. Ein Bild?

Nein, mein Gott, das war kein Bild, das war wirklich! – Das war ein leibhaftiger Menschenkörper, den ein hemmungsloser Fanatismus ans Kreuz genagelt hatte. Das waren Haut und Knochen, Haare und Nägel.

Ich wagte nicht, mich vom Fleck zu rühren. Die Plastik war unverkennbar, und der Naturalismus war keine Imitation. Man sagt, daß die Haare und Nägel bei Toten noch einige Zeit nachwachsen. Die Haupthaare reichten wirr und strähnig bis zu den Lenden, die von einem weißen Tuch verdeckt waren. Der Kopf hing haltlos wie abgebrochen auf die Brust herab, so daß man das Gesicht nicht sehen konnte. Wo die Nägel die Hände durchbohrt hatten, standen die Handknochen sperrig auseinander und die Sehnen bildeten eine lang ausgezogene Schlaufe, gleich als ob der Körper zu schwer gewesen wäre. Dementsprechend war die ganze Gestalt zusammengesackt, und für die seitwärts gebogenen Beine war die Fußraste zu hoch geworden.

Die Haut schimmerte gelblich und spannte sich über die bizarr verrenkten Schulterknochen, wie es bei einem Menschen in namenloser Todesqual vorstellbar ist. Das war ein Mensch!

Alles war lautlos ringsum. Der Leichnam am Kreuz verharrte in seiner jahrhundertealten Bewegungslosigkeit, doch aus dem Schweigen formte sich ein Vorgang, in dem ein Mensch, vielleicht ein Verbrecher, vielleicht ein Wahnsinniger den Tod Christi nacherlebte, um zum Gegenstand der Anbetung zu werden.

Noch bevor es völlig dunkel geworden war, rollte der schwarze Vorhang über das Ereignis, das hartnäckig in meiner Vorstellung ein Teil der Gegenwart blieb. Man kann sich nicht einreden wollen, das Mittelalter der Menschheit sei vorüber. Überall spürt man noch die gleichen Glutbahnen das Weltgetriebe durchziehen und die Reste vulkanischer Feuerherde unter der dünnen Oberfläche einer zivilisatorischen Verkrustung auf neue Eruptionen drängen, die den Erdball in Brand setzen werden. Die Verkrustung ist nicht elastisch genug, um Katastrophen mildern oder durch geeignete Ventile unschädlich machen zu können. Deshalb wird der Wahn vom vernunftsmäßigen Regiment der Völker und der gesicherten Neuzeit noch mehrmals in Flammen aufgehen.

Wie mag es in der Seele des Mönches aussehen? Denkt er wohl nur an ein Trinkgeld? –

* * *

Nach einigen Abstechern in die Pyrenäen und dem Besuch von Burgos, Valladolid und Segovia wollte ich in Madrid bleiben, um dort altkastilianische Literatur zu studieren und nebenbei die alten Meister im Prado eingehend kennenzulernen. Susmann war krank geworden und sehnte sich nach Paris zurück. Ich langweilte mich bald in der Stadt. Kurz entschlossen steckte ich die Gedichte des vornehmen Santillana in die linke Tasche und die Santa Teresa de Jesus in die rechte, um mich mit meinen Koffern erneut in Bewe-

gung zu setzen. Das erste Ziel waren die Gärten von Aranjuez, in denen Don Carlos nach Schillers Auffassung mit seiner Stiefmutter flirtete. Ich stellte sie mir sehr schön vor.

Meine Enttäuschung war außerordentlich. Für das Schloß und die streng ornamentalen Gärten hatte ich keinen Sinn, und ich konnte mir darin auch keine Liebelei vorstellen, denn die höchsten Gewächse reichten nicht über einen Fuß. Als ich aus dem Gelände der flachen Taxus-Geometrie hinauswanderte und zu den mit Sträuchern untermischten Bäumen gelangte, wurde die Landschaft ungepflegt und reizlos.

Ich bin heute nicht mehr von der Berechtigung meines negativen Urteils, soweit es Barock-Gärten betrifft, überzeugt, aber damals entschloß ich mich, noch am gleichen Nachmittag die Gelegenheit eines Zuges nach Toledo zu benutzen und mein Quartier im Hotel baldmöglichst aufzugeben.

Als ich eine kümmerliche Straße entlang wanderte, sah ich ein zweites kleineres Schloß in Rot und Weiß durch die kahlen Bäume schimmern. Laut Baedeker heißt es Casa del Labrador, das Haus des Arbeiters. Wenn sich ein König von Spanien dazu entschließt, auf die Bescheidenheit der Rolle eines Arbeiters einzugehen, dann wird er trotzdem nicht auf ein halbes Dutzend Prunksäle verzichten. Diese Ideenwelt interessiert mich.

Zum richtigen Nacherleben meiner Eindrücke bedarf man der Erinnerung an die Novelle von Edgar Allan Poe: Der rote Tod. Darin wird beschrieben, wie ein reicher stolzer Fürst allen Gefahren der Pest in seinem Lande durch hermetische Absperrung des von ihm mit einem riesigen Hofstaat bewohnten Schlosses trotzen wollte. Eine Fülle rauschender Feste sollte die Gedanken an das draußen herrschende Elend betäuben, und zu diesem Zweck hatte er prächtige Festsäle eingerichtet.

Wesentlich dabei ist der Wechsel in den Grundfarben der Dekorationen. Der erste Saal war schneeweiß, der zweite feuerrot, der dritte grün, der vierte blau, der fünfte violett usw. Der letzte Saal war schwarz, und diesen Raum wagte niemand zu betreten. Hier fand die Novelle mit dem Eindringen der Erscheinung des Pesttodes ihren furchtbaren Abschluß.

Man wird mir nachfühlen können, wie ich zusammenzuckte, als mich der Wächter von einem weißen Thronsaal in einen roten führte, dem ein blauer folgte. Ich hätte schwören können, daß der letzte Saal schwarz sein würde.

Die Erinnerung an die grausige Novelle von Poe wurde übermächtig. Ich sah die leichtsinnige Menschheit sich in den streng nach Farben unterschiedenen riesigen Räumen tummeln und wartete auf die Glockenschläge der großen Uhr des schwarzen Saales, die an die Vergänglichkeit gemahnt.

So gelangten wir zur letzten Tür. Als sie sich öffnete, lag vor mir im Dämmern der schweren Vorhänge ein nachtschwarz ausgeschlagener Thronsaal.

Wo ist der Tod mit dem blutbefleckten Leichentuch? Wo ist die Uhr mit dem harten Pendelgeräusch?

Der Schritt des Wächters war lautlos, und auch seine Stimme klang erstickt, als er zu sprechen begann: „Dieser Thronsaal erfüllte eine geheimnisvolle Aufgabe. Bei den hier vorgenommenen feierlichen Amtshandlungen durften nur einige wenige Granden und Vertraute zugegen sein. Wollen Sie bitte an den Thron treten."

Innerlich aufgewühlt stolperte ich in die Nacht hinein. Der Mann klappte das Polster des Thronsitzes hoch, und darunter stand in der noch heute traditionellen Form: ein Nachttopf. Der schwarze Saal diente zu einer Zeit, in der es noch kein W. C. gab, als Abort des Herrn der Welt.

* * *

Zu der Reise von Aranjuez nach Toledo, die man heute mit dem Auto nach Minuten berechnet, brauchte man damals viele Stunden. Die längste Zeit verbrachte ich vor der einsamen Station einer Bahnkreuzung. Es war eine unbewohnte Gegend von unvergleichlicher Ödigkeit.

Weit und breit kein Baum, kein Strauch, kein grüner Fleck, nichts zu essen oder zu trinken, nur eine kleine Stationsbude und ein grenzenlos ödes Hochplateau.

Ein paar gesattelte Pferde waren an der Bude angebunden. Daneben stand ein Reiter, der mich englisch anredete, aber sich dann als Bayer vorstellte.

Der Mann freute sich ungemein über das Zusammentreffen mit einem Deutschen. Er war der Leiter einer Portland-Zement-Fabrik irgendwo weitab in der Hochebene. Jeden Nachmittag ritt er die Stunden bis zur Station in der Hoffnung, dort einen Reisenden zu finden, mit dem er sich während des Zugwechsels unterhalten könnte. Seine Arbeiter rechnete er nicht zu den lebenden Seelen, und deshalb sehnte er sich danach, einen Gesprächspartner zu treffen.

Er sprach und sprach. Wie jemand, der die Minuten auf gedrängteste Art auskosten muß und sich dementsprechend verkrampft. Man sah, daß ihn die Hochebene mit ihrer Ödigkeit einfach zerstörte. Ebenso angestrengt – wenn auch nicht so tragisch – pflegen Kinder die Minuten ausdehnen zu wollen, wenn die Mutter im Begriff ist, sie ins Bett zu schicken.

Doch das Verhängnis läßt sich nicht aufhalten. Die Uhr schlägt, die Mutter hebt den Finger mit einem autoritativen Blick, und der Zug kam in der Dämmerung herangestöhnt.

* * *

Es war dunkle Nacht, als ich auf dem Bahnhof in Toledo ankam. Mondlos und so dunkel, daß ich zuerst ziemlich

ratlos mit meinem Gepäck vor dem Ausgang des Bahnhofs stehenblieb. Es gelang mir aber doch noch, einen Pferdewagen zu finden, mit dem ich zu der einige Kilometer entfernt liegenden Stadt fahren konnte.

Die Straße verläuft zwischen kahlen Hügeln wie durch einen Engpaß, bis man plötzlich an einer Biegung das nächtliche Toledo vor sich liegen sieht.

Tief unten das Band des Rio Tajo, dunkel wie der Styx, den ich mir glitzernd schwarz wie Pech vorstelle. Darüber die Lichter der Stadt, überragt von den Silhouetten des Alkazar und der Kathedrale, ein unvergeßlicher Anblick.

Der pyramidenförmige Aufbau des Ganzen ist für das Gefühl allseitig vom Strom und einer unbestimmbar leeren Landschaft umgeben. Die Erscheinung erinnerte an Phantasiebilder einer sagenhaften Glaubensfestung, die sich aus aller Welt heraustrennt, um ein eigenes unabhängiges geistiges Leben bestimmen zu können. Nur Eingeweihte konnten in den heiligen Bezirk eintreten, zu dem eine gewaltige Bogenbrücke hinüberreichte. Bewacht war die Brücke von einem mächtigen Torturm mit einer winzigen Öffnung darin, um die Auserwählten einsickern zu lassen.

Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit. Das schwache Kerzenlicht meines Kutschwagens flackerte, und seine warme Farbe verstärkte das Märchenbild in seiner gespensterhaften Bläulichkeit. Die Phantasie ergänzte die Mauern und Türme zu einer bedrohlichen Frühzeitlichkeit, und der Zauber der epochalen Verwandlung machte mein Gegenwartsgefühl resonanzlos.

Der Wagen polterte abwärts, durch die enge Einfahrt des mächtigen vierkantigen Torturmes auf die schmale hochgewölbte Brücke über dem tiefen schwarzen Strom, dessen Schwärze durch das Spiegeln einzelner Lichter noch eindringlicher wurde.

Dann ging es den Berg von Toledo hinauf.

Kaum hatte ich mein Quartier besorgt, als ich auch schon wieder auf die Straße eilte. Mich interessierte kein Essen und Trinken, ich war ganz von Sinnen.

Die Beleuchtung auf dem dreieckigen Platz, in dessen Nähe der Gasthof lag, war spärlich. Hier sollen die Scheiterhaufen gebrannt haben, mit denen ein Massenwahn seine blutig brünstigen Orgien feierte, und noch immer glaubte ich den giftigen Atem des Molochs zu verspüren. Die harmlosen Spaziergänger, die in der milden Nachtluft den Platz bevölkerten, schienen nur Schatten zu sein, durch deren Körperlosigkeit ich hindurchglitt.

Die kleinen Seitenstraßen waren fast lichtlos. Vorsichtig tappte ich an gewaltigen Steinmauern entlang, immer voll Angst, mich durch Berührung der Wände mit Blut zu beflecken. Gehetzt von dem Gedanken an eine irrsinnige Menschenmenge, die den Eindringling und Glaubensfremden vor das Tribunal der Inquisition forderte, stolperte ich durch das enge Labyrinth, bis ich im Schutz einer dunklen Mauernische die Schritte der Verfolger sich entfernen hörte.

Auf einem kleinen Platz sah ich nach oben, um den Verlauf der Straßen zu erforschen, und dabei erkannte ich an dem himmelhochstrebenden Mauerwerk, daß ich vor dem Turm der Kathedrale stand. Bald fand ich auch ein Tor, und wie erlöst schlüpfte ich in die geweihte Stätte der Zuflucht aus irdischer Bedrängnis.

Die Kerzen vor den Altären erhellten den Fußboden mit einem matten Schein. Nach oben verloren sich die Pfeiler im Unermeßlichen. Einige dunkle Gestalten gingen achtlos an mir vorbei, andere knieten vor schwach erkennbaren Heiligenbildern. Die vielen undeutbaren Geräusche in den Straßen, die meine Einsamkeit mit Gespenstern bevölkert hatten, waren gestorben. Eine wohltuende Ruhe erfüllte den weiten Raum, dessen Räumlichkeit unübersehbar groß und mannigfaltig war.

Kein Ort der Erde, niemals Rom, Athen oder Konstantinopel, auch nicht Kairo oder ein deutscher Dom ist so allmächtig und so furchtbar im Glauben wie die Kathedrale von Toledo. Immer wieder sagte ich mir: es ist nur ein Denkmal, nur eine Ruine des geistigen Feuerbrandes, der die Welt einmal in Flammen setzte. Aber noch heute lastet die schwere Wucht eines drohenden Massenfanatismus zwischen den Mauern. Jede Heiterkeit und jedes Gleichmaß des Lebens ist hier undenkbar. Die Stummheit des Steinkolosses ist wie die donnernde Sprache eines unbarmherzigen Gottes gegen die geistige Freiheit.

Erneut wagte ich mich auf die menschenleeren und von unbestimmbaren Geräuschen erfüllten Straßen, wo ich mich langsam hoffnungslos verirrte. Ich sehnte mich aus den blutschwitzenden engen Steinschluchten hinaus nach dem hellen Licht eines freundlichen Speisesaales und der gewohnten Alltäglichkeit.

Hinter einer Kirche geriet ich ins Freie, an einen felsigen Abhang. Tief unten sah ich wieder den Rio Tajo schwarz glitzernd, und dort fand ich auch Menschen, die mich zum Hotel zurückbrachten.

Schön ist Toledo im Tageslicht, aber gegen die Heiterkeit der Menschen blieb ich mißtrauisch. Wo anders hätte El Greco leben können?

* * *

Es war 3 Uhr morgens, als der Zug in Cordova anhielt. Ich hatte gehört, daß kurz nach 6 Uhr ein zweiter Zug in Richtung Sevilla fahren würde. Schnell entschlossen ergriff ich mein Reisegepäck und kletterte auf den Bahnsteig.

Der Zug fuhr weiter.

Der Stationsvorsteher nahm mein Gepäck in Verwahrung und wies mir den Weg in die Stadt.

Das Sternenlicht verwandelte die niedrigen kreidig bunt getünchten Häuser zu Spielzeug. Ich bekam den bitteren Geschmack von Leimfarbe auf die Zunge, wohl eine Erinnerung an die frühe Kinderzeit, in der man die bunten Häuser der Spielzeugschachtel gelegentlich in den Mund nahm.

Bald stand ich vor der großen Moschee von Cordova. Ich wollte sie mir später noch genauer ansehen, doch konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, mit Hilfe des Überspringens eines Zuges schon vorzeitig an dem erhofften Erlebnis zu naschen.

Es dämmerte. An der unabsehbar langen Wand des riesigen Bauwerkes wanderte ich neugierig entlang, bis ich an eine kleine Pforte kam, durch die man in das Innere gelangen konnte. Und das hatte ich mir ganz anders vorgestellt.

Ich stand in einem Viereck mäßiger Größe. Es war nicht sehr hoch. Aus einer Öffnung in der Decke kam die Dämmerung herein, die auf die Säulen mit ihren maurischen Doppelbögen herunterrieselte. Ringsherum Finsternis.

Beim Weiterschreiten kam ich in ein neues Viereck. Dann wieder ein neues. Rechts und links zahllose Vierecke, ein Wald von Säulen, immer mit maurischen Bögen überspannt, endlos, ohne Rhythmus.

Hier und da ein Oberlicht, aber noch ungenügend, um eine Bauregel erkennen zu lassen. Und so dauerte es nicht lange, bis ich mich wiederum gänzlich verirrt hatte.

Ich stellte keine kunsthistorischen Betrachtungen an, ich sah keine Architektur oder interessante Schmuckform an. Ich trabte ruhelos die Reihen kreuz und quer, um einen Richtungssinn zu entdecken. Irgendwo mußte eine Art Umfassungsmauer diesen Wald von Vierecken abgrenzen, und an der Innenwand entlang mußte man doch zu einem Portal oder wenigstens zu der benutzten kleinen Eingangspforte zurückfinden können.

Ich verfluchte meinen Leichtsinn. Wie sollte ich den Zug um 6 Uhr erreichen? Allmählich marschierte ich schneller. Die Säulen hatten eine andere Form gewonnen, ebenso die Bögen darüber. Vielleicht half eine diagonale Wanderung. Die Vierecke standen auch nicht regelmäßig. Gelegentlich schienen die Säulenreihen einen Knick zu haben.

Was ist das für eine Idee, dieser Irrgarten! Wenn es erst heller wäre, dann würde wohl der Blick weit genug reichen, um ein Ende absehen zu lassen, aber bis dahin versäumte ich meinen Zug.

So, nun stand ich vor etwas Solidem, einer hohen steinernen Wand. Es gab auch eine Öffnung, durch die ich durchgehen konnte, aber die Verwirrung wurde jetzt noch größer. Gänzlich unerwartet befand ich mich in einem gotischen Chor.

Die schmalen hohen Fenster ließen das Innere deutlicher erkennen. Ich sah ein dunkles Chorgestühl, einen Hochaltar und Bänke. Eine richtige gotische Kirche.

Ich hätte mich vorher genauer orientieren sollen. Im Baedeker war sicherlich alles genau beschrieben. Was hat die Kirche mit der Moschee zu tun? Sie wird wohl am Rande stehen und einen Ausgang ins Freie haben.

Durch die gegenüberliegende Öffnung ging ich wieder ins Dunkle, aber auch hier wogten die maurischen Bögen auf ihren Säulenreihen. Bald hatte ich die gotische Kirche verloren und irrte wieder in dem Wald umher.

Jetzt war ich ernstlich entschlossen. Ich hielt genau eine Reihe ein, ohne mich durch Licht oder mutmaßliche Öffnungen nach rechts oder links verführen zu lassen, und so erreichte ich eine Wand, von der ich annehmen konnte, daß sie die Umfassungsmauer sei.

An der Wand entlang kam ich an einer wundervollen Gebetsnische vorbei. Ich fand doch noch Zeit genug, sie zu bewundern. Dunkel entsann ich mich, daß die Gebetsnischen

nach Osten gerichtet sein müssen, d. h. nach Mekka. Das nützte mir aber zur Orientierung sehr wenig, weil ich nicht wußte, wo der Bahnhof lag.

Endlich fand ich eine zweite kleine offene Pforte und fühlte mich gerettet. Draußen war es schon ziemlich hell.

Vor mir lag eine weite Landschaft mit einem römischen Wachturm. Davor rauschten die gelben Fluten des Guadalquivir, in dem mehrere Wassermühlen verankert lagen.

Von außen sah die Moschee wieder unscheinbar aus.

Den Zug habe ich noch erreicht. Einige Stunden später umbrauste mich das Leben von Sevilla.

* * *

Es war wieder Nacht, als ich von Sevilla nach Granada fuhr, in einem Luxuszug etwa im Range einer deutschen Lokalbahn, obwohl er ausschließlich aus Wagen erster Klasse zusammengesetzt war.

In meinem Abteil saßen vier Männer. Ein schottischer Offizier, Adjutant von Lord Roberts im Burenfeldzug, ein Ungar und ein Italiener im weißen Staubmantel. Der Italiener versuchte mit mir deutsch zu reden. Da er mit den Artikeln auf Kriegsfuß stand, hatte er sich angewöhnt, an jedes Substantiv die Silbe „lein" anzuhängen. Dadurch kam er mit dem Artikel „das" überall aus. Er war sehr stolz auf seine Entdeckung.

Der Schotte erzählte ganz interessant von seinen Feldzügen, und so ging die Zeit langsam hin. Schlafen konnten wir doch nicht.

Der Ungar war nervös. Er erkundigte sich mehrfach danach, ob es wirklich ein Luxuszug sei. Erst dachte ich, er suche einen Speisewagen, aber das konnte es nicht sein, denn er hatte einen vom Hotel vorsorglich eingepackten Freßkorb bei sich, ebenso wie wir anderen.

Nach einiger Zeit begann ich aber selbst mich nach einem in Europa üblichen „Luxus“ umzusehen. Die Fahrt sollte von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens dauern. Und? Ja, und? Wie, wenn man mal, hm. Komisch. Keine Chance.

Der Ungar war aufgestanden und sah sehnsuchtsvoll aus dem Fenster in die Nacht hinein. Die anderen begannen auch unruhig zu werden.

Der Schotte war praktisch. „Machen Sie doch ein wenig die Tür auf, dann geht das schon!“

Der Ungar drehte ihm sein verzweifeltes Gesicht zu. „Nein, das genügt nicht.“

Ich war der Jüngste und deshalb zu Heldentaten aufgelegt.

Die Wagen hatten breite Trittbretter über die ganze Länge, wahrscheinlich damit der Schaffner von Abteil zu Abteil gelangen konnte. Nach eingehender Beratung stieg ich aus dem Abteil auf das Trittbrett und begann nach vorwärts zu tasten, um einen Beamten zu suchen. Sogar der Übergang von einem Wagen zum nächsten war ganz bequem; wenn es nur heller gewesen wäre.

Jedesmal, wenn ich ein Abteilfenster offen fand, erkundigte ich mich auf spanisch nach dem Schaffner. Endlich auch mit Erfolg.

Der Mann war ziemlich erschrocken, als ich ihn im dritten oder vierten Wagen anrief. Wahrscheinlich hätte er längst einen Rundgang machen sollen, aber es war fraglos gemütlicher, sich mit seinen Freunden zu unterhalten und die Heldentaten der beiden Brüder Gallo und Gallito am Vortage auf der Stierkampfarena von Sevilla zu besprechen.

Jetzt ließ er es sich nicht nehmen, mit mir rückwärts zu klettern, um mich in mein Abteil zu bringen und unsere Wünsche zu erfahren. Obwohl es dunkel war, nahm der halbe Luxuszug an meiner Expedition größtes Interesse, da das unausgesprochene Verlangen ziemlich allgemein geworden zu sein schien.

Der Schaffner sicherte auch die Erfüllung des Volksverlangens zu. In einer halben Stunde kämen wir durch einen Wald, der für einen kurzen Aufenthalt geeignet war. Dann sollte die Lokomotive anhalten und mit drei Pfiffen zu einem kleinen privaten Spaziergang einladen. Rechts die Weiblichkeit, links die Männlichkeit, so wie sich das für einen Zug mit ausschließlich I. Klasse geziemt.

So geschah es auch. Bald sah man die Schatten von Unterholz und Baumgruppen dichter werden. Die drei Pfiffe ertönten, und mit einigen konvulsivischen Zuckungen kam der Zug zum Stehen. Aus allen Abteiltüren quoll die Menschheit nach beiden Seiten heraus. Der Schaffner war von Abteil zu Abteil gewandert, um auf die einmalige Gelegenheit aufmerksam zu machen, und die Ausländer hatten sich von Fenster zu Fenster verständigt.

Die Nacht war kalt, sehr im Gegensatz zum Tage. Ich fröstelte auf meinem Spaziergang, den ich gleichzeitig zur Befriedigung meiner landschaftlichen Neugierde benutzte. Da der Mond hochgekommen war, konnte man ganz gut einen Eindruck erlangen, der in seiner Gespensterhaftigkeit nachhaltig blieb. Der erleuchtete Zug ließ das Richtungsgefühl nicht verlieren, wenn das Licht auch nur von den allerbescheidensten Öllämpchen stammte, bei denen man nicht einmal lesen konnte. Überall knisterte und knackte es im Holz, Schatten tauchten auf, halblaute Worte wurden gemurmelt, es war ein seltsames Herumtreiben in der andalusischen Nacht.

Es mag fast eine halbe Stunde vergangen sein, bis die Lokomotive zum ersten Mal pfiff. Lang und mahnend. Alles strömte zurück. Als der zweite Pfiff ertönte, waren wohl schon sämtliche Reisende wieder im Zuge. Trotzdem wurde der dritte Pfiff abgewartet. Dann ging der Schaffner die Wagen entlang und fragte, ob in den einzelnen Abteilen noch jemand vermißt würde. Die Ausländer verständigten

sich über die spanische Anfrage wieder von Fenster zu Fenster, und dann ging es los.

Der Ungar war hoch befriedigt. Der Italiener lobte das Zuglein, das Schaffnerlein und das Mondlein. Die Unterhaltung wurde erneut sehr rege, aber allmählich fing man doch an, auf seinem Sitzplatz dösig zu werden.

Wenn ich mich nicht irre, so verkehrte der Zug damals zwischen Sevilla und Granada nur ein- oder zweimal in der Woche. In der Hochsaison war das Publikum demgemäß immer sehr interessant. Oft hielten die Bekanntschaften längere Zeit hindurch an, und auch diesmal beschlossen die Insassen meines Abteils, gemeinsam in das Alhambra-Hotel zu ziehen. Ich selbst konnte mich nicht beteiligen, denn das war mir zu teuer. Ich wollte unten in der Stadt in einer echten casa de huespedes wohnen bleiben, aber ich versprach, zum Tee zu erscheinen und meine spanischen Kenntnisse bei dem Besuch der Alhambra zur Verfügung zu stellen.

Das trübe Öllämpchen machte müde. Um Mitternacht war alles eingeschlafen, als der Zug auf irgendeiner Station anhielt und mich der Italiener mit der Bemerkung weckte: „Sie werden gesucht!"

„Ich?" ...

„Hören Sie doch!"

Und tatsächlich hörte ich eine aufgeregte Frauenstimme vor dem Zuge rufen: „Ein Deutscher! Ein Deutscher!" und zwar auf deutsch, wenn auch mit ungelenker Aussprache.

So weit waren wir im Zuge durch die Gespräche von Fenster zu Fenster bereits bekannt geworden, daß ich mich für den einzigen Deutschen in der Karawane halten konnte. Es mußte also mich betreffen.

Demgemäß turnte ich aus dem Abteil hinaus und traf dann auch eine aufgeregte Dame in einer etwas ungeordneten

Kleidung. Sie fing sofort an, auf englisch zu erzählen. In ihrem Abteil hätte sie es sich mit ihren zwei Töchtern für die Nacht bequem gemacht, da sie dort allein zu bleiben hoffte. Aber jetzt hätten zwei wilde bärtige Banditen die Abteiltür trotz aller Proteste aufgerissen, um ihr schweres schmutziges Gepäck dort einzuladen. Die Leute hätten sicherlich böse Absichten. Man wüßte ja, wie unsicher es in Südspanien sei. Ich müßte helfen.

Während des Berichtes trabten wir in der Dunkelheit nach vorn, und dort warteten auch die beiden Verbrecher, die uns wirklich furchterregend anstierten. In dem Abteil sah ich zwei der süßesten kleinen blonden Mädchengeschöpfe, die England jemals hervorgebracht hat. Mit erschrockenen Gesichtern lugten sie unter ihren Decken hervor und hofften auf den Ritter Georg, der die Drachen bekämpfen sollte. Sie waren mit ihren Lockenköpfen wirklich süß. Ich hatte kein Schwert, sondern nur ein Taschenmesser bei mir, aber ich war bereit, mit dieser Waffe auf Tod und Leben zu kämpfen.

Wie sieht in englischen Augen ein Held aus? Ich überlegte blitzschnell. Man muß eisig sein, jedes Pathos vermeiden. Außerdem darf man gar keine Waffe benutzen, sondern man muß mit einer elegant nachlässigen Bewegung einen Kinnhaken anbringen, oder so etwas Ähnliches. Jedenfalls darf man auch im Kampfe mit den fürchterlichsten Ungeheuern seinen Anzug weder schmutzig machen noch überhaupt in Unordnung bringen.

Ich beherrschte also meine ritterliche Aufregung und fragte die beiden Leute, die unschlüssig herumstanden: „Que quiere Vd.?“

Die Antwort war schlicht: „Die Wasserbehälter auswechseln.“

Der Zug hatte keine durchgehende Heizung. Da es nun kalt war, hatte die Bahnverwaltung die gute Idee, große

lange eiserne Behälter mit heißem Wasser unter die Sitzbänke schieben zu lassen, und die sollten nun aufgefrischt werden.

Die beiden Verbrecher waren ratlos, da die Mädchen jedesmal wild schrien, wenn sie unter die Bänke greifen wollten. Die neuen Röhren lagen schon in der Mitte des Abteils und konnten doch dort nicht liegenbleiben.

Es waren ehrliche Bahnbeamte, und das erklärte ich der ängstlichen Mutter. Langsam begriff sie. Die Leute konnten dann unter meiner Aufsicht ungehindert die alten Eisenkästen herausnehmen und die neuen an ihre Stelle schieben. Mir blieb nur noch die Frage: „Sprechen Sie nicht deutsch?" „Nein", sagte sie, „nur die beiden Worte: ‚ein Deutscher.'"

„Hm", meinte ich, „warum haben Sie denn nach einem Deutschen gerufen?" „Weil alle Deutschen englisch können, und wenn sie in Spanien reisen, dann können sie bestimmt auch spanisch. Die sind nun einmal so."

Einfach, folgerichtig und auch wirksam, wie der Vorfall beweist.

Die beiden Mädchen waren süß. Sie sahen mich in dem matten Licht neugierig an, und ich hätte mich gern noch ein wenig mit der Mama unterhalten. Aber nachdem die Sache sich aufgeklärt hatte, war die Mama auf einmal kurz angebunden. Sie sagte Danke, kletterte in ihr Abteil und schlug die Tür zu, so daß ich nichts anderes tun konnte, als abzuziehen.

Der schottische Oberst in meinem Abteil kannte die Dame mit ihren Töchtern. Er sah mich schmunzelnd und ein wenig neugierig an, aber er zeigte keine Neigung, meinen Wissensdurst zu stillen. Ich hatte sogar gehofft, er würde mich zur Teezeit im Alhambrahotel bei den Damen einführen, aber die Aussicht hierfür war gering. Alles, was ich erfuhr, beschränkte sich darauf, daß sie eine „Lady" sei.

Na, und als armer Student war es wohl auch besser, sich

nicht in die stolzen Kreise zu drängen, wo man nur den typischen Ärger der Intellektuellen erlebt.

Die Mädchen waren süß.

Mit dem Gedanken schlief ich ein.

Um 8 Uhr morgens kamen wir in Granada bei strahlendem Sonnenschein an. Zum Tee im Alhambrahotel bin ich nicht gegangen. Die Mutter fürchtete wohl, daß ich die kleine Hilfeleistung als Dolmetscher dazu benutzen würde, um mich aufzudrängen. Ich sah sie einmal im Schloß von weitem, und sie wandte sich offensichtlich ab.

Doch mit dem netten schottischen Oberst habe ich mich noch häufig getroffen, unten in der Stadt. Er schien sich im Alhambrahotel nicht sehr wohl zu fühlen. Später verabredeten wir uns in Gibraltar, und zuletzt haben wir in Tanger zusammen Tee getrunken. Unser beliebtestes Gesprächsthema war: Die unterschiedlichen Anschauungen der englischen und deutschen Gesellschaft. Er war ja kein Engländer.

* * *

Ich möchte ein Buch schreiben, in das sich kein Sonnenstrahl verirrt, in dem sich alles im nächtlichen Dunkel abspielt. Ich denke dabei an keine lichtscheuen Abenteuer, sondern an die hellwache Empfindlichkeit, die der Mensch nur bei Nacht besitzt.

Die Dämpfung der Wirklichkeitsbilder bringt Sinneseindrücke zur Geltung, die von der Sonne am Tage überstrahlt werden. Es muß überhaupt ein ganz anderer Zustand sein, in dem sich der Mensch im alleinigen Licht des Mondes und der Sterne befindet. Nicht die Dunkelheit, die man in einem geschlossenen Zimmer künstlich herstellen kann, sondern eine Art kosmischer Einflüsse, die das Wahrnehmungsvermögen für leise und dabei ungemein wichtige Stimmchen der Umwelt steigert.

Es ist schwer, den Einflüsterungen Ausdruck zu verleihen und zu erklären, worin die Tonverstärkung von Halblauten besteht. Man weiß, welche große Rolle der Mond und die Sterne im Liebesleben der Menschen spielen, und weshalb selbst sehr nüchterne und zielstrebige Menschen in einer nächtlichen Landschaft hoffnungslos sentimental werden können. Aber man weiß nicht, warum der halbwache Zustand dem Traum so nahe verwandt ist, in dem man sich hemmungslos auszukleiden und die verborgensten Kammern seines Herzens zu öffnen versucht. Im Traum und bei Nacht plaudert der Mensch leicht seine geheimsten Gedanken aus. Bemüht man sich dann bei Tage um die Ordnung seiner Erlebnisse, ist alles unwirklich. Man geniert sich ein wenig vor sich selbst und vor anderen, die man mit prosaischen Gesprächen von gemeinsamen Erinnerungen ablenken möchte.

Ich denke an die tropischen Nächte mit ihrem Märchenzauber in der Südsee, an die schwülen Nächte Zentralafrikas, an die vielen Mittelwachen an Bord bei gutem und bei schlechtem Wetter im hohen Norden und im Süden, an die nächtlichen Wanderungen in Winterkälte und in Sommerwärme, im Frieden der Einsamkeit und in der Spannung an der Kriegsfront, überall wo der weite Mantel der Nacht die Wirklichkeit verdunkelt und ein ganz anderes Daseinsgefühl erweckt.

Aus der großen Fülle der Stimmungsbilder tritt in der Erinnerung ein einzelnes Erlebnis voll fast quälender Süßigkeit hervor. So stark, daß ich in schlaflosen Nächten in Gedanken daran zurückkehre, um Schutz vor der Grenzenlosigkeit von Problemen zu suchen, mit denen uns das tägliche Leben bis zum Beginn der Träume verfolgt.

Man kann nicht einfach seinen Gehirnapparat abstellen, und deshalb ist es ein probates Mittel, sich mit einer Art Wachtraum zur Ruhe zu bringen und auf diese Weise unlieb-

same Überlegungen zu verdrängen. Ich stelle mir dann z. B. vor, wie ich auf der Brücke meiner Jacht stehe. Das Schiff gleitet mit sanftem Wiegen durch die See. Die Sonne glänzt auf der blank geputzten Kompaßhaube, die Schoten sind weit ausgefiert, und die schöne weiße Wölbung der Segel steht gegen einen blauen Himmel. Das ist so ein Wachtraum auf Befehl, aber das meinte ich nicht, wenn ich von meinem schönsten Traum sprach, denn das ist eine Mondnacht in der Alhambra.

Fünfzehn Jahre nach dem ersten Erlebnis bin ich wieder nach Granada gefahren, nur um dort noch einmal mein ganzes Bewußtsein sich auflösen zu fühlen. Bei Übersteigerungen der Phantasie hat man immer ein klein wenig Angst vor einem Wiedersehen, aber ich war nicht enttäuscht, ich war stärker berauscht als zuvor.

Diesmal wohnte ich im Alhambrahotel. Dort traf ich wieder eine Lady, aber sie hatte nur eine und noch dazu reizlose Tochter. Zwei andere englische Fräulein waren durchaus abregend. Der liebenswürdige Señor Flores, Kustos des Schlosses, sagte bei ihrem Anblick erschrocken zu mir: „Oh, les Anglaises, quand elles se décident d'être laides, – c'est terrible!"

Der Kustos hatte viel Verständnis für seinen Beruf wie für meine Gemütsverfassung. Er drückte mir einen unförmigen Schlüssel in die Hand, und da dem Publikum nur ein Teil der Anlagen zur Besichtigung freigegeben war, hatte die Unabhängigkeit einen doppelten Wert.

Tag für Tag stöberte ich in den Ruinen herum und vergaß die Nachkriegszeit mit ihrem Kummer. In einer Vollmondnacht holte der Kustos mich und meine Frau nach dem Abendessen im Hotel ab. Er kannte viele kleine Kammern und Winkel mit überraschenden Durchblicken, die er uns zeigen wollte. Und dann ließ er uns allein.

Es ist keinem Irdischen gegeben, den Zauber der in das

blaue Mondlicht getauchten Hallen, Höfe und Gärten zu beschreiben. Das Auge nimmt eine solche Fülle von Schönheiten in sich auf, daß das Herz wie ein Dampfhammer arbeitet, um den Körper in Gang zu halten. Die Konstruktionen sind so leicht, so schwebend und so unwirklich, daß man kaum zu atmen wagt, um nicht die Luftgebilde zu zerstören.

Ein Traum von Arabesken begleitet dich rechts und links. Voraus siehst du durch dunkle Säulenreihen zeltartig überdachter Gemächer in das blaue Licht eines weltabgeschiedenen kleinen Hofes mit Myrten, Oleandern und Orangenbäumen. In der Mitte glitzert der bleiche Strahl eines Springbrunnens vor dem tiefen Schwarz des Laubes und den dunkelblau verdämmernden Ornamenten der Wände.

Die von einem wundervollen Duft erfüllte weiche Luft betört dich mit einer körperlichen Wunschlosigkeit. Dein Ohr hört das Rauschen der Springbrunnen, das Rieseln aus den großen kühlen Wasserbecken und das Murmeln der Zuflüsse an den Teichen.

Du verlierst den Sinn für Höhenunterschiede, du gehst Stufen hinauf und hinab, ohne die Wirklichkeit zu berühren. Überall flutet das blaue Mondlicht, dämmern die Säle in ihrer abstrakten Schönheit, duften die Pflanzen und glitzern die Wasser.

Welchen Zweck hat dein Streben und das Ersinnen von Kunstwerken einer neuen Lebensgestaltung? Alles, was du dir erhoffst, hier ist es Offenbarung geworden, in einem verschwenderischen Reichtum des Raumes, unter dem glücklichen Himmel Andalusiens.

Aber du bist ein Narr. Noch bevor die Nacht vorüber ist und die Morgendämmerung das Paradies entzaubert, kehrst du zurück in dein albernes Bett, vielleicht nur, weil du den freundlichen Kustoden und die Wächter an den Wasserleitungen nicht länger warten lassen willst.

Und dann sehnst du dich dein Leben lang in schlaflosen Nächten mit Wachträumen nach den verlorenen Minuten, die du verschenkt und nicht ausgeglüht hast.

* * *

Der Dampfer auf der Reede von Algeciras tutete zum zweiten Male. Weit und breit war kein Boot zu sehen, das mich hinübersetzen könnte. Die Sache wurde brenzlich.

Ich war erst am Vormittag von Gibraltar herüber gekommen. Algeciras litt aus mir unbekannten Gründen an Überfüllung, und wenn ich den Dampfer nicht erreichte, dann konnte ich mich auf ein fragwürdiges Massenquartier gefaßt machen.

In einiger Entfernung stand ein einzelner kleiner Mann, der ebenso wie ich nach dem Dampfer und nach einer Gelegenheit zum Übersetzen Ausschau zu halten schien. Nur daß er nicht so ungeduldig herumlief, wie ich es tat.

Die Minuten verrannen. Es war doch undenkbar, daß die Dampfergesellschaft nicht für Boote sorgte! Schließlich war es die einzige wöchentliche Verbindung mit Tanger!

Mit etwas geteilter Aufmerksamkeit sah ich nach einer kleinen Felseninsel hinüber, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der Toteninsel von Böcklin hatte. Jenseits davon ragte der Felsen von Gibraltar im Osten herauf, von der Abendsonne grell erleuchtet.

Der Dampfer tutete zum dritten Male. Dann hörte man, wie er die Kette kurzstag holte. Resigniert wollte ich mich abwenden, als fast im gleichen Augenblick ein Ruderboot hinter der Mole herumkam und an der Steintreppe anlegte. Der geduldige kleine Mann ergriff seine Handtasche und stieg gemächlich ein. Die Bootsleute sahen mich fragend an, und so kletterte ich mit meinen Koffern hinterher. Vielleicht hatten wir Glück.

Die Sonne schien rotglühend, und das Wasser war flimmerig. Ich konnte nicht mehr erkennen, ob der Dampfer noch vor Anker lag oder schon Fahrt aufnahm.

Der Preis des Übersetzens sollte zwei Peseten betragen. Das Gepäck war frei. Bezahlt wurde erst an Bord.

Drei Mann ruderten. Das Wasser war in der Bucht von Algeciras ziemlich ruhig. Die Stimmung war sehr friedlich. Der Reisende neben mir sah gleichgültig ins Wasser, und dann stopfte er sich seine Stummelpfeife.

Auf halbem Wege tutete der Dampfer nochmals mit einem warnenden Unterton in der Stimme. Und das schien für die Bootsleute ein Signal zu sein. Sie legten ihre Riemen ein und gaben die Sache auf.

Mit einiger Nervosität versuchte ich, sie zur Weiterfahrt zu überreden. Sie zuckten die Achseln und falteten die Hände. Der Dampfer lag ziemlich weit draußen, aber ich taxierte die restliche Entfernung auf nicht mehr als zehn Minuten, und wenn er uns kommen sehen würde, dann mußte er auch warten. So viel konnte man aus der Dampfpfeife heraushören.

Einer der Bootsleute beteuerte die Unmöglichkeit ohne Überanstrengung und dafür müßte ich zehn Peseten extra bezahlen. Das also war der Witz: die Seeräuber betrieben eine Art Erpressung, vermutlich nicht ohne Beteiligung eines größeren Interessenkreises.

Ich bot fünf Peseten, und dabei sah ich ängstlich nach dem Dampfer, der inzwischen gedreht hatte. Die Kerle lächelten höhnisch. Der Sprecher wiederholte: „Zehn Peseten von jedem."

Ich sah meinen Nachbar von der Seite an. Er rührte sich nicht. Vielleicht verstand er kein Spanisch. Gleichmütig sah er ins Wasser. Das Boot schwabbelte in der Dünung. Die Luft flimmerte vor Hitze. Ich war ratlos, denn mich ärgerte die Selbsterniedrigung des bedingungslosen Nachgebens.

Mit meiner Nachgiebigkeit hätte sich die Lage auch noch nicht geändert, denn der uninteressierte Passagier neben mir sollte ebenfalls den neuen Preis anerkennen, und dafür zeigte er nicht die geringste Bereitschaft. Während ich noch überlegte, ob ich ihn englisch anreden sollte, hatte nun auch der Bootsführer mit einem besorgten Blick nach dem Dampfer die Geduld verloren. Er tippte den Reisenden am Knie an, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und verdeutlichte mit seinen zehn Fingern die erpresserische Absicht.

Ein leises Lächeln huschte über das Gesicht des kleinen Mannes, dessen Gedanken in der Ferne gewesen sein müssen. Er schüttelte den Kopf und deutete nach dem Dampfer, in aller Ruhe.

Der Seeräuber fing an zu fluchen und mit großem Nachdruck seine zehn Finger zu schwenken. Mit dem gleichen Lächeln griff der Passagier in die Tasche und holte einen ausgewachsenen Colt-Revolver heraus, um ihn auf seinen Schoß zu legen. Dann nickte er freundlich in Richtung des Dampfers.

Wie die Kerle ruderten! Es war verdammt höchste Zeit, denn man sah schon die Schrauben mahlen, ob nun vorwärts oder rückwärts. Auch als wir endlich längseit waren, verlor der kleine Mann seine Ruhe keinen Augenblick. Erst sorgte er dafür, daß sein und mein Gepäck an Bord kam, und dann stieg er gemächlich über, ohne sich auch nur ein einziges Mal neugierig nach den schwer enttäuschten Seeräubern umzusehen.

Die Meerenge von Gibraltar scheint immer eine unruhige Gegend zu sein. Trotz des schönen Sonnenuntergangs ging es dieses Mal jedenfalls recht lebhaft zu.

Kaum waren wir aus dem Schutz der Bucht von Algeciras heraus, als auch der kleine Dampfer lieblos herumgestoßen wurde. Das war kein ehrlicher Seegang, sondern eine wüste Kabbelei von Strom gegen Wind.

Der Revolvermann war gleich unter Deck verschwunden. Erst beim Ausbooten in Tanger kam er wieder zum Vorschein. Vielleicht war er ein Kurier, der die Fahrt so häufig machte, daß ihn nichts mehr interessierte als die Bewachung seines Gepäcks.

Im übrigen schien ich der einzige Passagier zu sein.

Zuerst blieb ich auf der Brücke, wohin mich der Kapitän eingeladen hatte. Wie die meisten Seefahrer legte er wohl Wert auf einen Klöhnschnack, aber daraus wurde nichts. Von beiden Seiten und von vorn wehte das Wasser über die Brücke, so daß man wenig Lust verspürte, den Mund aufzumachen. Ich verzog mich auch bald hinter den Schornstein, wo ein Steward mit Hilfe einer fleckigen Persenning als Sonnensegel und einer trüben Lampe einen Speisesaal improvisiert hatte.

Die eiserne Gartenbank, auf der ich Platz nehmen mußte, war zwar festgezurrt, aber sie hatte doch so viel Lose, daß ich nicht zur Ruhe kam. Andere Bequemlichkeiten konnte ich nicht entdecken.

Das Essen bestand nur in einem Gang: Pfannkuchen in Öl. Meine sonstige Begeisterung für dieses Gericht wurde durch einen ranzigen Geschmack des Öles sehr beeinträchtigt. Dazu kam die Vorstellung einer sehr geringen Sauberkeit der Eßgeräte. Daß der Teller verschmiert aussah und das Tischtuch sich voll Fett gesogen hatte, konnte mit der Schaukelei entschuldigt werden, aber daß mir Messer und Gabel aus der Hand – wie man in Sachsen lautmalerisch sagt – „glitschten", schien mir durchaus vermeidbar zu sein.

Nach einem halben Pfannkuchen überließ ich den Rest dem Steward und ging wieder auf die Brücke. Mein mangelhaftes Wohlbefinden verminderte nicht den Eindruck, den ich von Gibraltar in der letzten Abendsonne gewann. Die helle Felsenkuppe sieht vor dem dunklen Himmel gewaltig und drohend aus.

Nässe und der widerliche Ölgeschmack im Munde trieben mich nach unten. Ich wollte versuchen, an meinen Koffer zu kommen, um mir die Zähne gründlich zu putzen.

Es gab nur zwei Kabinen zu je acht Kojen. In der einen hörte ich schon vom Niedergang aus meine Koffer herumrutschen und poltern. Als ich eintrat, bekam ich auch richtig beim Überholen des Dampferchens einen ordentlichen Stoß an das rechte Schienbein, so daß ich mich erst einmal auf eine Koje setzte, um zu verpusten.

Der nächste Akt war das Verteilen der Koffer auf mehrere Kojen, wo sie ruhig lagen. Dann aber nahte sich das Unglück. Vorsorglich für die Nacht schlug ich eine äußerlich blütenweiße Bettdecke auf und entdeckte, daß hier jemand seekrank gewesen war. Es mußte schon einige Zeit her sein, denn man sah es nur und roch es nicht. Möglicherweise übertönten die übrigen Schiffsgerüche den restlichen Duft.

Es wurde höchste Zeit, daß ich wieder an die frische Luft kam. Mit affenartiger Behendigkeit fand ich die Zahnbürste und das Zahnpulver. Dazu angelte ich eine Wasserflasche mit Glas aus der Halterung und begann das Exerzitium, von dem ich Erfrischung erhoffte. Das Geschick wollte es anders. Die Bewegungen des Dampfers waren tatsächlich unvorhersehbar, und so geschah es, daß erst die See den Dampfer, dann der Dampfer meinen Ellenbogen und dieser wiederum die Zahnbürste in eine falsche Richtung, d. h. in den Schlund lenkte. – – –

Ich war froh, wie ich wieder an Deck war, wo der findige Steward inzwischen einen bequemen Korbstuhl so fest gezurrt hatte, daß ich einigermaßen stoßsicher saß und nur noch naß werden konnte. Es war keine romantische Nacht.

* * *

Wer glaubt noch an Geister! Manchmal möchte man daran glauben, ein bißchen Selbstbetrug ist so belebend und

entlastet die Denkarbeit. Aber diesmal war ich skeptisch geblieben, trotz der Unerklärbarkeit. –

Ich hatte keine Ahnung mehr, auf welchen Wegen wir eigentlich ritten. Es war so stockdunkel, daß man buchstäblich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Es gibt zwar Theoretiker, die eine absolute Dunkelheit unter freiem Himmel mit allen möglichen wissenschaftlichen Apparaten leugnen, aber ich konnte nicht das geringste erkennen, obgleich ich auch in der Nacht zwar nur ein, aber dafür recht gutes Auge habe.

Rund um uns dehnte sich die steinige, kahle marokkanische Hügellandschaft aus, über der ich nicht den leisesten Schimmer eines Himmels entdeckte.

Das Reittier war ein geduldiger Esel, der von einem Araberjungen geführt wurde. Mit der gleichen Begleitung ritten neben mir zwei Herren der Gesandtschaft. Wie die Jungen ihr Ziel finden wollten, war mir rätselhaft, denn es gab keine Straße, die dem Fuß einen Anhalt fühlbar werden ließ. Vielleicht haben die Theoretiker doch recht, und die Katzen und Araberjungen sehen in der totalen Schwärze eine sonnige Sommerwiese.

Ab und zu sprach jemand einige belanglose Worte, um die tödliche Stille abzuregen, und vor allen Dingen, um sich zu vergewissern, daß wir noch zusammen waren. Die nackten Füße der Jungen waren auch lautlos, und die Hufe der Esel klickerten nur gelegentlich an einen Stein. Deshalb nahm ich an, daß wir uns auf einem grasbewachsenen Boden bewegten.

Wie lange wir unterwegs waren, war nicht mehr abzuschätzen. In der völligen Dunkelheit erlischt jede Anschaulichkeit und damit sinnloserweise auch das Zeitgefühl. Um nicht noch blinder als blind zu werden, steckte sich niemand eine Zigarette an. Der einzige tröstliche Gedanke war das Bewußtsein, nicht allein zu sein, obgleich man die gegenseitige Nähe in den Unterhaltungspausen nur ahnen konnte.

Und da geschah das Unerwartete: neben mir hörte ich plötzlich mit einer schönen klangvollen Altstimme die deutschen Worte: „Guten Abend, Herr Domizlaff."

Ich war so erschrocken – denn die Stimme war mir durchaus unbekannt –, daß ich schwieg. Was soll man auch sagen? Niemand sagte etwas.

Schließlich raffte ich mich zusammen und rief in die raumlose Nacht hinein: „Hallo, wer ist da?" Lautlose Stille. Ich rief nochmal. Nichts antwortete.

Komische Sache. „Habt ihr das auch gehört?" fragte ich die anderen, aber es schien, daß sie inzwischen voraus gekommen waren. Mit einem kleinen aufmunternden „Heidi, heidi" bemühten sich Junge und Esel, die Freunde so weit einzuholen, daß ich sie fragen konnte.

Sie hatten mein Rufen zwar bemerkt, aber nicht beachtet, da sie selbst auseinander geirrt waren, und nun waren sie neugierig, was los war.

Nach meinem Bericht lachten sie hell auf. Das war doch ganz unmöglich. Wer sollte meinen Namen kennen, denn ich war ja erst am Vorabend von Algeciras herübergefahren. „Nein", sagten sie, „das war ein Traum." Die Kenntnisse der beiden Herren in Arabisch waren auch nicht sehr groß, und so war es vorerst nicht möglich, die Jungen zu befragen.

Mein Gott, in stockdusterer Nacht auf dem einsamen, fast weglosen Hochplateau südlich Tanger und zum ersten Male in Marokko ... Ich versuchte mir einzureden, daß es wirklich Einbildung gewesen sei, aber ich hatte so etwas noch nie erlebt. Mein Gehirn arbeitet bei Wirklichkeitserlebnissen ungewöhnlich nüchtern, so daß ich bisher meinen Sinneseindrücken – soweit das menschlich überhaupt möglich ist – unbedingt trauen zu können glaubte.

Zuletzt wurde ich ganz tiefsinnig. Die anderen nutzten die Gelegenheit weidlich aus, um mich zu verspotten. In Afrika gibt es Gespenster.

Wochen vergingen. Ich war wieder einmal in Tanger und saß vergnügt in einer deutschen Gesellschaft, deren Mitglieder ich zum Teil schon kannte. Neu für mich war meine Nachbarin, eine nette junge Dame, die mein Wohlbehagen an den Tafelfreuden wesentlich erhöhte, zumal sie sehr witzig erzählen konnte.

Nach einiger Zeit brachte sie das Gespräch ein wenig spöttisch auf meine Geistererscheinung. „Sie sind eben überall so bekannt, daß selbst die Elfen der marokkanischen Steppe Ihren Namen flüstern."

Inzwischen hatte ich mir eine Theorie zurecht gemacht, und ich sah mich verpflichtet, diese große Erkenntnis meiner neuen Bekanntschaft zu erklären. Das hing mit der Transformation einer sinnlichen Wahrnehmung zusammen, bei der auch Kurzschlüsse möglich sind.

Unerklärbar blieb die Tatsache, daß die Stimme sonderbar hohl und gänzlich unbekannt gewesen sei, da sich Assoziationen sonst nur mit bekannten Attributen bilden lassen.

„Vielleicht haben Sie den Klang im Oberbewußtsein vergessen, so wie man oft nur im Traum vergessene Dinge aufwecken kann", meinte die junge Dame, aber ich schüttelte den Kopf.

„Hören Sie deutlich zu, was ich Ihnen sage, und prüfen Sie mit Ihrem nüchternen Gehirn . . . !"

Donnerwetter, das war der schöne klangvolle Alt! War ich denn taub gewesen? Sprachlos starrte ich meine Nachbarin an. Ich dachte dabei, wie anders eine Stimme klingt, wenn man den Sprecher ansieht. Wenn ich die Augen zumache, dann erkenne ich das Organ viel deutlicher. So ein bißchen hatte sie jedoch ihre Stimme verstellt.

„Ja, um aller Heiligen willen, gnädiges Fräulein, *Sie* waren es?"

Die ganze Gesellschaft war verblüfft über die bevorstehende Lösung des Rätsels, das niemand ernst genommen hatte.

„Sie kannten mich aber doch noch gar nicht, Sie wußten nichts von meiner Existenz, und wie kamen Sie denn dazu? Wir haben uns doch eben erst kennengelernt."

Das witzige Mädchen erzählte nun die einfache Geschichte.

Sie war eine Zeit lang Erzieherin meiner Schwester in Deutschland gewesen. Jetzt war sie Leiterin der deutschen Schule in Tanger. An dem fraglichen Abend kam sie von dem Sommersitz des deutschen Gesandten, wohin sie eingeladen worden war. Als sie sich mit den anderen Gästen verabschiedete, sagte der Gesandte zu ihr, daß sie sehr wahrscheinlich unterwegs einem jungen Herrn begegnen würde, der ihr von Deutschland her bekannt sei.

Sie kannte mich zwar nur dem Namen nach, da ich damals im Ausland lebte, aber als sie auf dem Ritt vermuten zu können glaubte, daß ihr jemand entgegenkam, hatte sie einfach probeweise einmal den Namen in die stockdunkle Nacht des afrikanischen Sus hinausgerufen. Es schien ihr eine sehr ulkige Situation zu sein, wenn ein Mensch in einem unbekannten Land mit unbekannter Stimme bei absoluter Blindheit plötzlich einen persönlichen Gruß erfährt.

Da keine Antwort erfolgte, verzichtete sie auf eine weitere Entwicklung ihrer Überraschungsidee, um erst von gemeinsamen Bekannten nachträglich zu erfahren, daß der Spaß viel besser geglückt sei, als er erdacht war.

INTERMEZZO

Aus mir unbekannten Gründen brannten vor dem Bahnhof von Venedig mächtige Fackeln, die zu den Stufen am Kanal hinableuchteten und mit ihrer lodernden Unrast alle Müdigkeit zu einer quälenden Spannung zerrissen.

Der wortkarge Gondoliere trieb mit ruhigen Schlägen sein schwarzes, mit muffigem Stoff ausgekleidetes Fahrzeug in die Nacht der kleinen Kanäle, so lautlos, als ob er seinen langen Riemen nicht in Wasser, sondern in klebriges Öl tauchte.

Das also war Venedig!

Wie einsam sind die Wasserstraßen. Niemand kam uns entgegen, und die im schwachen Sternenlicht erkennbaren Paläste ließen kein Leben erkennen. Trotzdem stößt der gespensterhafte Mann am Heck an jeder Kreuzung oder Einmündung einen hohlen Ruf aus, der als einziger Ton in der nächtlichen Stille schauriger klang als der Schrei des Uhu, den ich in den Wäldern auf Usedom gehört hatte.

Plötzlich befanden wir uns im Canale Grande, wo zahlreiche Wasserdroschken, Wasseromnibusse und private Motorboote mit vielen Lichtern die Hauptstraße einer Weltstadt sinnfällig machten. Doch ebenso plötzlich versanken wir nach der Überquerung wieder in Dunkelheit und Lautlosigkeit, nur unterbrochen von dem sonoren Warnungsruf des Nachtvogels.

Endlos.

Wie viele Tote mag das schweigende Wasser im Laufe der Jahrhunderte ausgelaugt haben? Die Steine verraten nichts. Nur das Glitzern der schwach auslaufenden Bugwelle zeigt ihre Begrenzungen und ihre geheimnisvollen Pforten. Aber die Luft ist erfüllt von erstickten Schreien und sie bewahrt

die Spuren von Vorgängen, die unbemerkt bleiben wollten. Irgendwo warten die Sbirren. Irgendwo strahlen die Bleikammern alle Sonnenglut des Tages aus, und über mir wölbt sich die Seufzerbrücke. Der schwarze Nachen des Charon mündet nach kurzer Fahrt in frischer Luft in eine neue Wirrnis ein. Eigentlich wollte ich nur zum Hotel fahren, aber Venedig begann zu erzählen, und ich hörte willenlos zu.

Es war eine andere Geschichte, als ich aus Büchern erfahren hatte, und sie enthielt auch keine Ereignisse, wie sie in Chroniken niedergelegt werden. Es waren Verdichtungen wahnsinniger Verzweiflung, die an den dunklen Winkeln zwischen den hohen Häusern lauerten und von ihrem Dasein zeugen wollten. Organismen des Schmerzes, der Gier und der Rache fluteten über den Wassern, und in dem Rhythmus ihrer erbarmungslosen Kämpfe erstand das Schicksalsbild des großen geilen Kollektiv-Raubtieres Venedig.

Konnte sich hier jemals ein einzelner, geistig selbständiger Mensch gesichert fühlen?

Ich begriff, warum die ägyptischen Adepten nie die Geheimnisse ihres Schauens preisgegeben haben. Sie konnten es nicht, auch wenn sie es gewollt hätten.

Welch ein Unsinn ist der Glaube, daß Kollektivmenschen Vernunftswesen seien, die für ihre Taten individualistisch verantwortlich gemacht werden sollten. In Wirklichkeit sind sie Marionetten, Schachfiguren, Packesel oder Stoffwechselerscheinungen für die eigentlichen Lebewesen, die auf der Erdoberfläche ungehemmt ihre Leidenschaften austoben: die massenpsychologischen Personifikationen der Macht, der Eitelkeit, des sinnlosen Hasses, der Wollust und der Wahnideen, die den vermeintlichen Menschen zu einem ungeistig willenlosen Hampelmann gemacht haben.

In den feuchten Steinschächten von Venedig verspürte ich das Fieber der Erwartung unserer dämonischen Gebieter. Es war im Juli 1914.

HEIMKEHR

Was ging mich der Krieg an?

Ich war kurz vorher aus Barcelona zurückgekommen und saß jetzt in dem malerischen Dorf Luttach im Tauferertal, einer langen Verzweigung des Pustertales. Der sonnige Monat August in den Tiroler Bergen sollte mir Erholung von den Anstrengungen in Marokko und Spanien bringen. Bei diesem Vorhaben wurde mein winziges Dasein durch das gewaltige europäische Geschehen gestört, und da ich nicht politisch zu denken gewohnt war, und da ich weiterhin die internationale Welt der Wissenschaft und der Kunst als alleinige Heimat betrachten zu dürfen glaubte, erschienen mir die Ereignisse lediglich lästig.

Erst als mein über den Mangel an Patriotismus tief empörter Vater telegraphierte, daß er kein Geld mehr aus meinem Guthaben überweisen könne, machte ich mich auf die Heimreise gefaßt.

In dem kleinen Gasthof Oberhollenzer war es urgemütlich. Zwei nette Wiener Mädel rauchten mir meine Zigaretten auf und erwiesen sich auch sonst als sehr zutunlich. Die älteste Wirtstochter Marie waltete streng und umsichtig ihres Amtes, und seitdem ich ihr bewiesen hatte, daß ich kein müder Stadtfrack sei, verwöhnte sie mich über Gebühr. Das kam so:

Eines Tages hörte ich sie in der Kuchel über das Harkeln reden, ein Sport, der mir unbekannt war. Sie quittierte meine Fragen jedoch mit Verachtung. Um mir schließlich meine Minderwertigkeit zu demonstrieren, stellte sie sich hoch aufgereckt gegenüber, hob beide Arme auf, spreizte die Finger und forderte mich auf, meine Finger dazwischen zu legen.

Es handelt sich darum, wer von beiden es fertig bringt,

den anderen mit dem Druck der Hände in dieser Stellung auf die Knie zu zwingen. Nun war Marie ein Mordstrumm, groß und stark gebaut. Ich selbst war mit meinen 22 Jahren schmächtig und tropenschlapp. Wie ich das gewaltige Bauernmädchen, das übrigens einige Jahre älter war und sicherlich ein Bullenkalb auf seinem Rücken davon schleppen konnte, mit der bloßen Kraft der Hände herunterzwingen sollte, war mir schleierhaft.

Ich merkte aber bald, daß damit ein Trick verbunden war. Man durfte sich keinesfalls die Hand einknicken lassen, weil die Sache sonst schmerzhaft wurde.

Die beiden netten Wiener Mädel sahen mit dem erbarmungslosen Interesse junger Weiblichkeit zu, und das stachelte meinen Ehrgeiz an. Ich wollte mich wenigstens nicht unterkriegen lassen und beschränkte mich auf die Defensive.

Marie mühte sich redlich ab. Mit glühenden Augen versuchte sie, meine Hände einzuknicken, was ihr indessen nicht gelang. Nachdem sie sich eine Zeitlang vergeblich abgequält hatte, merkte ich deutlich, daß ihre Kräfte nachließen, und das ermutigte mich zum Angriff. Damit meine vorherige Passivität nicht als Schwäche ausgelegt würde, habe ich dann noch ein bißchen die spielerisch nachsichtige Überlegenheit der Katze mit der Maus markiert, um dann unerwartet ihre Hände tiefer und rückwärts zu pressen. Auf diese Weise drückte ich sie schnell zu Boden.

Sobald ich sie ausließ, stürmte sie zornig aus der Kuchel.

Ich sonnte mich nicht lange im Glück meiner Überlegenheit und in der Bewunderung der Wiener Mädchen. Kaum eine Viertelstunde später erschien Marie wieder mit ihrem grobschlächtigen Bruder an der Hand, den sie vom Feld geholt hatte. Unlogisch, wie nun einmal die Frauenzimmer sind, giftete sie sich darüber, daß ich mich an einem Mädchen vergriffen hätte. Ihr Bruder sollte mich beschämen und die Ehre des Hauses wiederherstellen.

Der untersetzte Bursche war etwa in meinem Alter, ebenso groß, aber mit einer achtunggebietenden Schulterbreite. Seine Pratschen waren ansehnlich. Mir wurde es schwül.

Abgesehen von meinem ohnehin erholungsbedürftigen Zustand war ich niemals besonders kräftig gewesen. Das einzige, womit ich in Wettbewerb treten konnte, waren die Beine und die Hände; die Beine vom vielen Laufen und die Hände vom Malen. Das klingt sehr komisch, aber ich bekam eingetrocknete Tuben mit den bloßen Fingern auf, die ein anderer nur mit der Zange zu bearbeiten wagte. Das Halten und sichere Führen von Bleistift und Pinsel muß ebenso kräftigen können wie beim Geiger die Fingerbewegungen der linken Hand. Man erzählt sich, daß Paganini zwischen zwei Fingern einen Teller zerbrechen konnte.

Die erwartungsvollen Blicke von Marie, von den Wiener Mädeln und dem Naturburschen duldeten kein Ausweichen, wenn ich nicht bodenloser Verachtung anheim fallen wollte. Ich nickte zustimmend, Angst im Herzen und eine heitere Miene auf dem Gesicht.

Die Sache sah jetzt erheblich anders aus.

In die Mitte der Kuchel wurde ein schwerer Holztisch gestellt. Daran mußten wir beide auf Stühlen einander gegenüber Platz nehmen. Ein schmaler Lederriemen verband in einem Abstand von etwa 15 cm unsere beiden Goldfinger der rechten Hand miteinander. Mit der linken Hand stemmte man sich an die Tischkante, ebenso mit den Füßen an das Fußbrett.

Auf ein Kommando mußten beide aus aller Kraft ziehen. Sieger war, wer den Gegner über den Tisch zog. Ich dachte mit Schaudern: das kann ja nett werden, denn abgesehen von seinen Kräften wiegt der Kerl sicherlich seine anderthalb Zentner.

Die Lederschlaufe um den Goldfinger fühlte sich ungemütlich an. Der vorletzte Finger wird eigentlich selten selb-

ständig verwandt und daher schien mir das Vorhandensein von Muskeln recht fraglich. Noch während der Vorbereitungen dachte ich angestrengt nach, wie ich mich aus der Affäre ziehen könnte, und ob es nicht besser wäre, sich kurz und schmerzlos als besiegt erklären zu lassen.

Dann aber fiel mir die Geschichte der öffentlichen Tortur des Attentäters Damon ein, die im neuen Pitaval so anschaulich beschrieben worden ist. Die Flechsen und Sehnen der menschlichen Gliedmaßen sind so stark, daß damals selbst vier Pferde nicht genügten, um sie auseinanderzureißen.

Ich ließ demnach meinen Arm einfach schlaff hängen. Mit der Schulter ging ich so tief an die Tischplatte heran, daß der Winkel zwischen der Druckrichtung der linken Hand und der Zugrichtung der rechten Hand möglichst klein wurde. Alle Muskeln des Körpers, vor allem des rechten Armes und der Beine ließ ich ebenfalls ohne Anspannung. Den linken Arm stützte ich derart auf die Hand an der Tischplatte, daß vornehmlich das Knochengerüst in sich selbst den Arm absteifte.

So, nun konnte er ziehen. Und er zog. Himmel, Himmel, das tat weh. Ich dachte schon, er würde mir den Finger ausreißen, trotz aller anatomischen Sicherheiten. Der Schmerz ging bis in den Oberarm. Nach etwa einer Minute jedoch verging der Schmerz. Ich fühlte gar nichts mehr, und bald sah ich mit dem Vergnügen eines Unbeteiligten zu, wie der starke Kerl sich abquälte.

Heftiges Rucken und Reißen war verboten, und er zog auch ehrlich gleichmäßig. Das nützte aber nichts, denn der kleine Hebelwinkel wurde durch das Gewicht meines Körpers überreichlich ausgeglichen.

Natürlich durfte ich mir meine Unbeteiligtheit nicht merken lassen. Er durfte nicht wissen, daß er gar nicht gegen Muskelkraft kämpfte, sondern gegen Sehnen, die er selbst

mit fünfzigfachen Kräften nicht hätte zerreißen können. Sehr sportlich war mein Verhalten wahrscheinlich nicht.

Sobald der Kerl völlig aus der Puste war – er hatte seine Muskeln sicherlich überanstrengt –, probierte ich vorsichtig den Gebrauch meiner eigenen Muskeln. Der rechte Arm reagierte überhaupt nicht. Dagegen ließ sich der linke Arm von der Schulter aus vom Tisch abstemmen. Zuerst begann ich mit der Drehung der Schulter, dann half ich mit dem linken Arm nach, und dann entdeckte ich die Kraftreserve in meinen Beinen. Mit dem rechten Fuß tastete ich nach dem Mittelbalken des Bauerntisches, und dann zog ich mit meinem leblosen Arm den lieben Bruder zum größten Entsetzen seiner Schwester über den Tisch, bis er losließ und sich ergab.

Vorerst war mein Arm nicht zu gebrauchen, sehr zum Unterschied des Bauernburschen, der mir treuherzig mit anerkennender Verlegenheit die Hand schüttelte. Er spürte gar nichts, aber ich zerbrach mir den Kopf, wie ich in den nächsten acht Tagen einen Pinselstrich tun könnte oder meine Suppe löffeln sollte.

Marie fühlte sich über ihre eigene Niederlage getröstet, und ihr Gefühl verwandelte sich in Achtung. Ich galt nun nicht mehr als Stadtfrack.

Nach einem kleinen Spaziergang erwachte mein Arm wieder einigermaßen zum Leben. Beim Mittagessen konnte ich – vielleicht ein wenig zittrig, aber unauffällig – meine Suppe essen und den Triumph genießen.

Wir waren beim Kalbsbraten angelangt, als sich die Tür des Gastzimmers öffnete und ein Bergbauer hereinkam. An dem dürren Mann gab es nichts wie Haut, Knochen und Muskeln.

Breitbeinig pflanzte er sich vor mir auf und knurrte: Wenn ich „a Schneid hätt", dann sollte ich rauskommen. Er hätte gehört, daß ich harkeln könne.

Marie schien das Ansehen ihrer Heimat bedroht zu sehen,

und deshalb hatte sie ihren Bruder weggeschickt, den Harklerkönig des Alpentales zu holen. Der Mann freute sich auf einen würdigen Gegner. Er ließ alles stehen und liegen, um sich das Wunder anzusehen und seinen Ruf erneut zu festigen.

Doch nun glaubte ich, genug für meine Selbstachtung getan zu haben. Mich reizten keine erwartungsvollen Blicke mehr. Der nächste Gegner würde sonst wahrscheinlich um die Weltmeisterschaft im Harkeln kämpfen wollen.

Daher tröstete ich den enttäuschten Bauern mit der Versicherung, daß sich der Sport nicht mit meiner Tätigkeit als Zeichner vereinbaren ließe. Er müsse sich gedulden, bis ich mit meinen angefangenen Arbeiten zuende sei. Das begriff er auch. Sogar Marie war zufrieden, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken: besser der Stadtfrack kneift, als daß er besiegt wird, denn das fällt nur auf den Bruder zurück.

Der friedliche Zeitvertreib konnte meine Rückkehr nach Deutschland nicht aufhalten. Wir vereinbarten alle, die Wiener Mädel, Marie mit Bruder, der Harklerkönig und ich, daß wir uns nach dem in einigen Monaten siegreich beendigten Krieg wieder in Luttach treffen wollten, um zu feiern.

Eines schönen Morgens packte ich meine Sachen, fuhr mit dem Wagen nach Sand in Taufers und von da mit der Bahn nach Bruneck zum Bezirkskommando.

Die Bahn war für den zivilen Verkehr gänzlich gesperrt. Fahrkarten bekam man nur auf Anordnung des Bezirkskommandos, wo ich auf Grund meines Passes auch sofort einen Ausweis erhielt.

Schwieriger war die Erlangung einer Fahrkarte. Ich wollte zweiter Klasse fahren, aber da ich ungedienter Mann war, wurde mir dies rundweg abgeschlagen. Es kam nur die dritte Klasse in Frage und dafür umsonst.

Die Züge waren sehr überfüllt, und mir graute vor der Fahrt, die ich mir gern etwas bequemer gemacht hätte.

Obstinat wie nur ein österreichischer Beamter sein kann, füllte der Mann am Schalter umständlich einen umfangreichen Frachtschein für einen Mann aus, und ergeben benutzte ich mit der blauen Durchschrift den nächsten Zug nach Franzensfeste.

Wider Erwarten verlief alles sehr vergnügt. In meinem Abteil saßen lauter junge Bauernburschen, die einrückten. Da es auf jeder Station Unmengen Tiroler Weines gab, nahm die Lustigkeit schnell zu.

Mein Nachbar hatte mein Rasierzeug entdeckt, als ich mir aus meinem Toilettenkoffer einen Apfel herausnahm. Freundlich grinsend fragte er: „Sind Sie auch Barbier?" Also ein Kollege. Das war ein Anlaß zur Bruderschaft. Den dazu gehörigen Wein lieferten die hübschen Mädchen auf den Bahnsteigen kostenlos.

In Franzensfeste flog jedoch schon wieder alles auseinander.

Stunden um Stunden saß ich im Wartesaal, ohne Anschluß nach dem Norden zu bekommen. Zug auf Zug rollte vorüber, ohne zur Weiterfahrt freigegeben zu werden.

Ich wurde auf den nächsten Morgen vertröstet.

Inzwischen ging ich spazieren und war bald im Festungsgelände, wo ich als Spion aufgegriffen wurde. Ein Unteroffizier kontrollierte wichtigtuerisch meine Papiere, und dabei stieß er auf meinen Fahrschein.

„Sie fahren I. Klasse?" fragte er mich ehrerbietig. Ich nickte nur, weil ich nichts zu sagen wußte. Die Hauptsache war, daß er mich sofort entließ und in das Bahnhofsrestaurant dirigierte, wo ich im Kreis merkwürdig bürgerlicher Offiziere den Rest des Tages zubrachte.

Die Offiziere kannten sich untereinander selbst noch nicht. Ihre gegenseitigen Annäherungsversuche waren komisch. Die einen suchten sich gleich anfangs zur Geltung zu bringen, und die anderen saßen wie biedere Handwerker dickfellig und abwartend auf ihren Stühlen.

Die erste Kategorie stritt sich, ob der eine seine Klaviervirtuosität zeigen dürfte, der andere seine Zauberkunststücke zum besten geben sollte, oder ob es besser sei, Karten zu spielen. Es war sehr interessant. Krieg? Mein Gott, ja, aber . . . das interessiert nicht.

In der Dunkelheit ging ich wieder auf dem Bahnsteig hin und her. Die langen Güterzüge fuhren langsam nordwärts, und das brachte mich auf die Idee, einfach unerlaubt mitzufahren.

Ich holte mein Gepäck, und als wieder ein Zug ganz langsam die Station passierte, warf ich meine Sachen schnell auf einen Plattenwagen und kletterte hinterher. In der Dunkelheit merkte das niemand.

Auf dem Plattenwagen stand ein elegantes Auto. Die Tür war unverschlossen, aber als ich das fahrbare Quartier beziehen wollte, entdeckte ich einen im tiefen Schlaf liegenden Menschen darin.

Anfangs getraute ich mich nicht, in der Dunkelheit auf den nächsten Plattenwagen zu klettern. Schließlich wagte ich es, und auch hier schlief ein Reisender tief und fest in bequemen Polstern. Ich kletterte zurück und weckte den Bewohner des eleganten Autos, damit er mir auch ein Plätzchen gönnte, und friedlich schliefen wir zu zweit.

Leider ging die Fahrt nur bis nach Sterzing. Dort blieb der Zug auf einem Nebengeleis stehen.

Auf dem Bahnhof hörte ich, daß bald ein Schnellzug nachkommen würde, und so nahm ich Abschied von meinem Reisegenossen, den ich nie bei Licht gesehen habe.

Der Schnellzug kam, und trotz des Einsteigeverbots verschwand ich von der abgewandten Seite mit allem Gepäck.

Meine neuen Abteilgenossen kamen aus Rom, Ägypten und noch weiter gelegenen Gegenden. Die Unterhaltung wurde sehr angeregt.

Neben mir saß ein Kapitän mit Namen Knacksnut. Ich

hatte ihn schon früher einmal getroffen, aber ich wußte nicht mehr, wo es gewesen war. Irgendwo an der spanischen Küste.

Auf der anderen Seite saß ein Kunsthistoriker mit Namen Hans Brandenburg. Er lebte zwar in Italien, doch sein Forschungsgebiet war Jerusalem, und mit diesem Fachmann erlaubte ich mir einen kleinen Spaß.

In der Mitte vorigen Jahrhunderts reiste ein Mitarbeiter der damals berühmten Augsburger Zeitung durch den Orient und schrieb Berichte von einem inhaltlich wie stilistisch so unvergleichlichen Reiz, daß dieser Journalist zu den besten deutschen Prosaisten gezählt werden muß. Ich kannte seine Bücher sehr gut, die unter dem Namen „Fragmente aus dem Orient" erschienen waren und in der alten Ausgabe übrigens bibliophil hoch bewertet werden. Unter anderem hat er Jerusalem so lebendig und anschaulich geschildert, daß ich dem Forscher gegenüber angab, selbst Jerusalem genau zu kennen, obwohl es bisher noch nicht der Fall war.

„Wenn man oben auf dem Ölberg steht und vormittags den Blick nach Südosten richtet, dann sieht man das Tote Meer aufleuchten." Das war einer der bildlichen Ausgangspunkte, mit deren Hilfe Fallmerayer die Natur lebendig werden läßt.

Brandenburg war baß erstaunt. Das hatte er nicht gesehen. Als ich weiter erzählte, kam er zu dem Schluß, daß ihm doch noch viel zu erforschen blieb. „Kann man wirklich das Tote Meer vom Ölberg aus sehen?" fragte er verdutzt und schüttelte seinen Kopf.

Erst viel später klärte ich ihn auf, und damit hatte der alte Fallmerayer einen neuen Verehrer bekommen.

Kapitän Knacksnut lag mit seinem Dampfer vor Messina. Er hatte Dynamit für Japan geladen. Bei der Nachricht vom Ausbruch des Krieges warf er kurz entschlossen das ganze Zeug auf den Strand von Messina und belud sein Schiff mit Kohlen. Weit draußen lag das deutsche Großkampfschiff

Goeben und der kleine Kreuzer Breslau, die noch schnell mit Kohlen versorgt werden mußten.

Mit der sachlichen Begeisterung des Seemannes erzählte er, wie sich eine große englisch-französische Flotte vor den Sund von Messina gelegt hatte, um die beiden deutschen Schiffe abzufangen. Unter den Klängen der Nationalhymne wurde die Heckflagge am Stock demonstrativ angenagelt, damit sie sich nicht mehr niederholen ließ. In dunkler Nacht dampften die beiden Schiffe in die See hinaus.

Knacksnut fuhr noch ein wenig hinterher, um zu sehen, wie die Sache auslief. Beide Fahrzeuge kamen durch. Die Goeben tauchte zuerst in Konstantinopel auf. Die Breslau erschien höchst unvermutet im Hafen von Oran und verschwand erst wieder, nachdem sie dort ausreichend Unheil gestiftet hatte. Später wurde sie ebenso wie die Goeben in türkische Dienste gestellt.

Kapitän Knacksnut wußte nicht recht, was er mit seinem Dampfer anfangen sollte. Er entschied sich endlich dazu, den Kahn einfach mit voller Fahrt auf den Strand zu setzen, damit er nicht den Feinden in die Hände fiel. Danach packte er mit seinen Leuten die Koffer, und nun fuhr er vergnügt nach Hause.

Brandenburg erzählte, wie er Knacksnut in Cadiz traf. Der Dampfer sollte abfahren, sobald die letzte Ladung übernommen war. Alles wartete, während fünf Spanier sich vergeblich damit abmühten, die letzte Hieve vom Kai an Bord zu schwingen. Von der Brücke kamen wütende Laute, und plötzlich sauste ein kleines drahtiges Etwas die Niedergänge herunter, jumpte auf den Kai, stieß die schwere Last über die Reling, jumpte hinterher, sprang wieder auf die Brücke hinauf, und los ging es.

Das war Kapitän Knacksnut.

Die Fahrt in der dunklen Nacht über den Brenner war sehr kurzweilig. Niemand dachte an Schlafen.

In der Morgendämmerung wurden wir in Wörgl aus dem Abteil geholt, um Güterwagen verschieben zu helfen. Der Schnellzug mußte warten.

Vormittags in Kufstein erreichten wir die deutsche Grenze, und hier bewährte sich mein Fahrschein in einem unerwarteten Ausmaß.

Ich hatte deutlich gesehen, wie der Mann am Schalter in Bruneck vor dem Vordruck der Wagenklasse eine große römische III malte. Das blaue Durchschreibepapier hatte jedoch anscheinend ein Loch gehabt, so daß von den drei Strichen nur ein einziger klar und einsam auf die Kopie kam. Ich selbst hatte nicht darauf geachtet und war auch brav und bieder von Bruneck nach Franzensfeste dritter Klasse gefahren. Erst der Unteroffizier im Festungsgelände lenkte meine Aufmerksamkeit auf die unbestreitbar deutliche I.

In Kufstein wies mir der Beamte sofort ein Abteil I. Klasse an und gestattete auch, daß sich Brandenburg dazu setzte. Zuerst kam ich mir wie ein Hochstapler vor, aber als wir allein blieben, rechnete ich aus, daß wir ohne Schaden des Reiches die überfüllte dritte Klasse um zwei Reisende entlastet hatten.

In Rosenheim mußten wir alle wieder heraus, um uns auf dem Bezirkskommando zu melden und einen Ausweis zu holen. Mir ist noch der stolze Satz in Erinnerung, der dort angeschlagen war: Jeder Deutsche erhält im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Angaben kostenlos einen Fahrschein nach jedem deutschen Heimatort. Zum Vergnügen wird wohl auch keiner gereist sein.

Abends kamen wir in München an, immer bequem erster Klasse. Brandenburg wollte nach Berlin, ich selbst nach Leipzig, und bis dahin hatten wir den gleichen Weg.

Von München ging zuerst kein Zug mehr ab. Zwei Nächte quartierten wir uns dort ein, bis wir an einem sehr frühen Morgen weiterfahren durften. In Regensburg war wieder

Schluß, und wir mußten unser schönes Abteil erneut verlassen, um in das Hotel „Zum grünen Kranz" überzusiedeln.

Außerhalb der deutschen Grenzen behielt ich unverändert das kosmopolitische Gefühl, daß mich der Krieg nichts anging. Ich war nicht diensttauglich, und die Franzosen hatten mir nichts getan. Im Gegenteil, ich fühlte mich in Paris trotz aller materiellen und seelischen Nöte sehr wohl.

Nach Überschreitung der Grenzen wurde das langsam anders, aber nur langsam. Ich brauchte geraume Zeit zum Zurechtfinden, und bis dahin wirkte vieles ungemein komisch. Vor allem die Spionenfurcht und die Phantasie von den französischen Goldautos auf der Reise nach Rußland. Schon in München hatte ich davon gehört, aber in Regensburg war der Gedanke zu einer fixen Idee geworden.

Nachmittags gingen wir zur Donau hinunter und betrachteten eingehend die alte Steinbrücke. Wir kamen ja aus der Fremde und begriffen einfach nicht, mit was für Sorgen sich die Leute abquälten. Wir begriffen auch nicht, warum wir an der alten Steinbrücke verhaftet und zur Wache abgeführt wurden. Erst nach langen Verhandlungen ließ man uns wieder laufen.

Auf weitere kunsthistorische Spaziergänge mußten wir schon der Dunkelheit wegen verzichten. Doch auch im Speisesaal des angenehmen Hotels ließ man uns keine Ruhe. Die Türen sprangen plötzlich auf, und herein schritten wuchtig und bedeutungsvoll 10 Mann mit Karabiner und aufgepflanztem Seitengewehr. Im Schweigen der Gäste umschritten sie dröhnend einmal die mittlere Tischreihe, und dann verschwanden sie wieder.

„Was soll das?" fragte ich zaghaft. „Ist das ein Einschüchterungsversuch? Will man etwa dadurch Spione entdecken? Das ist doch eine lächerliche Wichtigtuerei!"

Nachts um zwei Uhr klopfte es an meiner Zimmertür Sturm. Ich stürzte hinaus und erhielt den Befehl, mich

unter Aufsicht anzukleiden. Brandenburg erging es nebenan genau so.

Nach eingehendem Palaver erfuhr ich auch den Grund: mein Name sei so fremdländisch. Nun protestierte ich energisch: wenn ich mit falschen Papieren reise, dann nenne ich mich Müller. Das Argument reichte nicht aus, denn auch der Name Brandenburg erschien unglaubwürdig.

Um 3 Uhr konnten wir endlich weiterschlafen. Aber morgens bei dem Friseur gegenüber dem Hotel wurden wir das dritte Mal verhaftet. Das Wachpersonal kannte uns jedoch allmählich. Endlich fuhr ein Zug.

An diesem Tag gelangten wir bis Marktredwitz, wo wir uns mit unserer großen Erfahrung beschleunigt ein Doppelzimmer sicherten. Die meisten Reisenden mußten in Privatquartieren untergebracht werden, soweit sie nicht im Wartesaal schliefen.

Marktredwitz wurde in- und auswendig studiert. Das wuchs sich aber bald zu einer trostlosen Beschäftigung aus, denn merkwürdigerweise ist mir von dem Ort trotz allen Studiums nichts in Erinnerung geblieben.

Bisher hatten wir uns noch mit der Überheblichkeit eines neutralen Ausländers amüsiert, doch mehr und mehr verspürten wir den Ernst der Geschehnisse. Der Intellektualismus wurde unbefriedigend. Hinter den kleinlichen Gebilden bürgerlicher Schreckgespenster stieg eine unbegreifliche ganz elementare Gewalt auf, um wie die Wolken eines herannahenden Wirbelsturmes mehr und mehr den ganzen Himmel zu überschatten.

Einsilbig saßen wir auf einer Bank neben dem Bahnhof, um jede Ankündigung eines Zuges sofort zu benutzen. Stumm und in sich gekehrt standen die anderen Reisenden gruppenweise auf den Bahnanlagen. Das fröhliche Draufgängertum der unnachdenklichen Jugend war nicht so schwerwiegend wie die stille Entschlossenheit, mit der auch

die ältesten und erfahrensten Leute von der Zweckethik des Krieges ergriffen wurden.

Einen Tag später erreichten wir Leipzig. Brandenburg fuhr bald weiter nach Berlin. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Mein Vater war im Feld.

Den Rest aller geistigen Unabhängigkeit verlor ich innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden zu Hause, und dann begann das Bemühen, noch schnell vor Schluß des kurzfristig gedachten Krieges der geforderten Pflicht zu genügen.

Dezember 1914 stürzte ich bei einem Alleinflug ab, und bis Anfang 1916 konnte ich als Reconvalescent friedlich an der Universität Leipzig studieren.

Ich weiß nicht, wie es sich bei anderen Menschen verhält, aber mit mir selbst habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Übergang des Erwachens aus dem Schlaf sehr schnell abläuft und vergleichsweise auf ein einziges Bild eines Filmstreifens beschränkt zu denken ist. Ich bin mir jedenfalls keiner Übergänge bewußt, obgleich ich bei anderen Menschen häufig ein allmähliches Zurückweichen des Vorhanges beobachtet zu haben glaube, auch wenn es sich im allgemeinen nur um einige Sekunden bis zur vollen Beherrschung des Denkapparates handelt. Manchmal allerdings dauerte es bei meinen Versuchspersonen sogar eine nach vielen Minuten zu zählende Zeit, bis die Lebensgeister sich vernünftig offenbarten.

Bei Selbstprüfungen wird man keine Täuschungen ausschalten können, aber auf die eigene Fähigkeit des schnellen Erwachens wurde ich erst von meiner Umgebung aufmerksam gemacht. Meist glaubte man mir gar nicht, daß ich geschlafen hätte, weil meine Antworten nach dem Weckerfolg sofort hinsichtlich Sprechweise, Ausdrucksmittel und Folgerichtigkeit den sicheren Besitz des Denkvermögens voraussetzten. Lediglich bei einem öfteren Wechsel des Schlafplatzes — zum Beispiel auf Reisen — muß ich gelegentlich erst darüber nachdenken, wo ich mich eigentlich befinde. Doch dieses Orientieren geschieht auch ohne Wahrnehmungen, z. B. bei völliger Dunkelheit, zumeist sehr schnell. Fast gänzlich unbekannt blieb mir das Übertragen von Träumen in die ersten Sekunden des Wachseins, das bekanntlich bei vielen Menschen zu manchmal erheiternden Verwirrungen des Situationsgefühls führt.

Die Unabhängigkeit von diesen Erlebnismöglichkeiten habe ich mit einem sehr prosaischen Schlaf erkauft, das heißt, ich träume normalerweise überhaupt nicht im Schlaf, aber dafür um so häufiger im wachen Zustand. Fieber oder sonstige körperliche Unstimmigkeiten ergeben Ausnahmen, die jedoch keine gegenständlichen Vorstellungen auslösen.

Meines Wissens war es Kant, der einmal behauptet hat, daß alle Menschen träumen, und daß sie sich nur hinsichtlich ihres Erinnerungsvermögens unterscheiden. Das ist zweifellos möglich, obgleich ebensowenig nachprüfbar wie der traumlose Schlaf. Die vielen Stubengenossen, die ich in der Jugend als Zeugen befragen konnte, erzählten mir übereinstimmend, daß ich wie ein Stein schliefe, im allgemeinen nicht die geringste Bewegung verriete und keine Laute von mir gäbe, die einen Traum vermuten ließen.

Früher erklärte ich mir die Kürze des Übergangs vom Schlaf zum Erwachen mit einem gewissen Training. Als Kind schien mir dies zum nachahmungswerten Ideal eines Indianers auf dem Kriegspfad zu gehören. Ob es sich nun tatsächlich um das Ergebnis einer Selbsterziehung — die ich wirklich ernsthaft mit den verschiedensten Versuchsanordnungen betrieben hatte — oder um eine Anlage handelte, wird sich nicht entscheiden lassen. Es war auch nicht wichtig, darüber ernsthaft nachzudenken, zumal die Besonderheit — sofern es eine Besonderheit ist — zu den brotlosen Künsten zählt ....

Die Situation, in der ich über diese Dinge erneut nachdachte, war ungewöhnlich. Ich entsinne mich noch heute fast jeden Gedankenganges und des Versuches einer Klarstellung. Blitzartig war ich aufgewacht, aus einer absoluten Leere, und jetzt prüfte ich sorgfältig alle auftauchenden Bilder. Ich wußte, daß meine Denkfähigkeit gänzlich unbeschränkt war, und daß mir das ganze Archiv meiner Erfahrungen im Leben erreichbar war, aber damit war auch

alles abgeschlossen. Ich war nur eine Denkmaschine, die sich sozusagen allein vergnügte. Ich war sicher, daß ich nicht träumte, und ich wußte auch genau, was passiert war. Aber ich hörte nichts, sah nichts und fühlte auch meinen Körper nicht. Das „Ich", ja, was war das Ich? Darüber hatte ich noch nicht ernstlich nachgedacht. Ich weiß jedoch, daß ich das Gefühl der Schwerlosigkeit, der Abgelöstheit und völliger Sorglosigkeit hatte, gleich als ob das Ich in einer Flüssigkeit oder im freien Raum schwebte.

Ich war blitzartig wach geworden und begann zu meditieren, sonderbarerweise zuerst über die Plötzlichkeit des Bewußtwerdens. Es war wie bei einem der gewohnten Wachträume. Vielleicht kann man es eine häßliche Angewohnheit oder richtiger eine Disziplinlosigkeit nennen, daß ich mich so oft mitten in einem Gespräch mit anderen Menschen, in einer Konferenz oder bei Tisch zu Hause „entrückt" fühle, ohne zu schlafen. Daran ist nichts Geheimnisvolles. Durch die Unterhaltung mag irgendein Einfall oder eine Schlußfolgerung zu einer Gedankenkette angeregt werden, die ich unhöflicherweise frohgemut weiter schmiede und zu einem richtigen Wachtraum ausbaue.

Das sind nun keineswegs bewußte Konstruktionen. Was die Leute in meinen Wachträumen tun und welchen Ereignissen ich darin begegne, wird nicht von mir bestimmt, wenigstens nicht, soweit ein bewußter Wille Anwendung findet. Es sind richtige Träume, in denen ich den Schicksalsmächten unterworfen bleibe. Ich nehme an, daß es vielen Menschen gleichartig geht, vor allem Kindern, bevor sie zu einem konventionellen Benehmen erzogen worden sind. Früher verwechselte ich sogar hin und wieder die Erinnerungen an Wachträume mit der Wirklichkeit, und es bedurfte großer Anstrengungen, um eine zuverlässige Trennung der Welten zu erlernen.

Damit kehrte ich zu Überlegungen zurück, mit denen die

Ursachen für die körperliche Verfassung geklärt werden sollten. Wo ich mich zurzeit befand, interessierte mich keineswegs. Das mußte ich durchaus als nebensächlich empfunden haben. Auch daß keine der Bedingungen erweisbar war, die man mit der Vorstellung von einem körperlichen Dasein verband, beunruhigte mich nicht im geringsten. Die Sicherheit, im irdischen Sinne am Leben zu sein und auch am Leben zu bleiben, war so selbstverständlich, daß sie erst bei Rekonstruktionen zum Bewußtsein kam.

Nicht einmal die ungeheure Einsamkeit empfand ich verwunderlich, eher beglückend.

Und dann beschlich mich das Gefühl, die gleiche Situation schon einmal erlebt zu haben. Indessen kam es nicht so sehr auf die Wiederholung äußerer Umstände an, als vielmehr auf den schwer definierbaren kompositorischen Gleichklang einer Reizstruktur, oder auf ein Analogon von Sensationserregern, die nicht selbst in ihrer Gegenständlichkeit, sondern nur in ihrem Zueinander von Umständen wesentlich werden. Vielleicht ist es eine Illusion. Ich weiß von vielen Menschen, daß sie bei irgendeiner harmlosen Begebenheit, bei dem Besuch einer Stadt, die sie noch nie gesehen haben, oder bei der Bekanntschaft mit neuen Menschen, plötzlich auffahren: Das habe ich schon einmal erlebt! Präzisieren können sie das Bild nicht, und so mag das Rätsel eine ganz einfache Lösung in der Doppelstruktur des Gehirns finden.

Die Fähigkeit, Denkvorgänge zu kritisieren, setzt sozusagen eine Zweiheit des Denkapparates voraus, die ein gegenseitiges Bespiegeln der Gedanken gestattet. Bei solchen Vorgängen kommen auch Erinnerungen zur Geltung, und so ist es vorstellbar, daß ein Spiegeleffekt in einer Art bewußt werden kann, in der sich sonst nur Erinnerungen einschalten. Man glaubt dann die Übereinstimmung mit einem gedanklichen Altbesitz zu verspüren, obwohl es sich bei beiden Bildern um die gleiche gegenwärtige Entstehung handelt.

Jedenfalls lassen sich damit viele allzu romantisch ausgekleidete Eingebungen aus einer über das eigene Leben hinausreichenden Vergangenheit erklären.

Goethe erzählte, wie ihm einmal als altem Mann auf einer Landstraße in Erinnerung kam, daß er als junger Mann auf der gleichen Straße die Vision einer Begegnung gehabt habe. Er stellte gleichzeitig mit Überraschung fest, daß er damals als sogenanntes zweites Gesicht sich selbst genau gesehen haben müsse, wie er im Aufzuge eines großen Herrn so viele Jahre später die Stätten seiner Jugenderlebnisse besuchte. Es wäre sehr interessant zu ermitteln, ob irgendwo ein Dokument oder auch nur ein Anhaltspunkt vorhanden ist, daß Goethe bereits in seiner Jugend von dieser Vision Zeugnis ablegte, also bevor er als alter Mann mit dem Erinnerungsbild zugleich die Deutung anzeigte.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung, daß der alte Goethe auf seiner Fahrt dem jungen Goethe im Bilde der Erinnerung begegnete, wie er halb blind vor Liebeskummer aus dem einsamen Pfarrhaus zurück in die Welt flüchtete. Der dichterische Spieltrieb der Gedanken leitet mühelos in die amüsante Umkehrung, daß der junge Goethe im Geiste den alten Mann hätte sehen sollen, wie er jetzt würdig gekleidet in einem prachtvollen Wagen von Dienern begleitet wird. Das Werden solcher Vorstellungen bleibt oft unbemerkt, und ihre Entstehung kann blitzartig erfolgen.

Mit der genannten hypothetischen Spiegelverwechslung läßt sich mühelos die Tatsache beschreiben, daß Goethe das Erinnerungsbild seiner früheren Begegnung mit sich selbst als echt empfindet. Er mag ernsthaft darauf schwören, das Erlebnis aus einer verstaubten Schublade seines Gedächtnisses herausgeholt zu haben; das wahrscheinlich einzige Zeugnis hierfür ist sein Gefühl, und die irrtümliche Projektion der Gegenwart auf die Vergangenheit ist allzu oft nachgewiesen worden.

Gibt es nicht auch Träume, die gleichzeitig bei den meisten Menschen wiederkehren? Man denke vor allem an den Traum des Fliegens. Richtig, das habe ich bestimmt schon geträumt, bevor das Fliegen erfunden und von mir dann auch praktisch ausprobiert worden war. In den Alpen habe ich oft über einem steilen Abhang oder auf einem gratscharfen Gipfel gestanden und mit offenen Augen von einem Segelflug in den weiten Raum hinein geträumt. Ich reckte unwillkürlich meine Arme und spreizte die Finger, als ob ich großflächige Flughäute ausspannen könnte, die mich im Gleitflug hinab und mit langsamen Flatterbewegungen wieder hinauf tragen sollten. Sind dies Erinnerungen an die Epoche der Flugdrachen, denen der Mensch biogenetisch verwandt sein muß?

Amnesie, das Wort retrograde Amnesie suchte ich schon einige Zeit. Mein Denkvermögen war intakt, aber die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit war lückenhaft. Eigentlich sollten die letzten Minuten vor dem Unfall gänzlich ausgelöscht sein. Vielleicht kann man von gesicherten Erfahrungen aus leichter methodisch in den Nebelraum vorstoßen.

Ich war morgens mit dem Fahrrad zum Flugplatz gefahren. Auf einem verbotenen Abkürzungsweg hatte mich ein berittener Schutzmann überholt und zu einer Mark Strafe verurteilt. Es war noch ziemlich dunkel — ja, wann? heute, gestern? — gleichgültig!

Die Maschine stand schon vor der Halle, ein armseliges Exemplar von Maschine, mit Gitterschwanz und ohne Rumpf nach dem Typ eines Farman-Doppeldeckers. Die beiden Sitze hintereinander waren notdürftig mit Leinewand verkleidet, und wenn jemand allein fliegen wollte, so mußte er ein eisernes Gewicht im zweiten Sitz mitnehmen.

Ich hatte immer Angst, daß das eiserne Ding herunterfallen könnte, besonders in der Kurve, aber die Kurven

mußten mit Gegenverwindung geflogen werden, da die altertümliche Maschine bei der kleinsten Neigung seitlich abrutschte, wofür man als Fachbezeichnung das unschöne Wort: abschmieren benutzte. Den lahmen Motor, vermutlich von einem Auto, hatte man frei im Rücken des Piloten auf der unteren Tragfläche montiert. Danach kam das Gitter mit dem doppelten Seitensteuer und dem Höhensteuer. Der Propeller lief zwischen den vier Schwanzstreben, und das Anwerfen war der Spezialtechnik eines geschickten Monteurs vorbehalten, um dessen Kopf und Hände ich immer ernstlich besorgt war. Der Fluglehrer hieß Hans Lange, einer der beiden bekannten Taubenflieger gleichen Namens, und der Unternehmer hieß Schmidt, zubenannt: mit der Zahnlücke. In der ersten Zeit der Fliegerei gab es die merkwürdigsten Typen, und dabei wahrscheinlich auch einen Schmidt ohne Zahnlücke.

Lange war ein leichtsinniges Huhn, aber ein geschickter Flugzeugführer. Schmidt kam vom Bäckerhandwerk und konstruierte seine Apparate selbst, in einer ebenso unverdrossenen wie dilettantischen Weise. Er zählte zu den sympathischen Idealisten und Träumern, die jede neue große Erfindung zur anfänglichen Gefolgschaft an sich zieht, bis die ernsthafte Technik und Wissenschaft diese Pioniere der Undankbarkeit ausliefern.

Aber ein Mann war dabei, der mir nicht nur unsympathisch war, sondern sogar richtiges Unbehagen verursachte. Das war der kaufmännische Unternehmer, der offensichtlich den weltfremden Bastler Schmidt fest in der Hand hatte. Vorher betätigte er sich als Erfinder und Organisator der Roten Radlerinnen, mit denen er die damalige Mode der Messenger Boys auf eine sehr sonderbare Weise ergänzte. Die Mädchen kamen auf telefonischen Anruf zu mannigfaltigen Dienstleistungen, eine wirklich unternehmerische Idee, die jedoch ein plötzliches Ende fand. Jetzt suchte der Mann einen

besseren Erfolg in der Flugzeugkonjunktur zu Anfang des ersten Weltkrieges.

Leider hatte ich ihm gegenüber mehrfach und deutlich den Mangel meiner Sympathien zum Ausdruck gebracht. Während ich in der Werkstatt die zeitraubende Arbeit des Lagerausschleifens mit der Hand übte, erzählten mir die Monteure Wunderdinge von seinem gefährlichen Charakter, so daß ich jedes Mal bei dem Gedanken an einen Alleinflug die Steuerkabel der ohnehin brüchigen Maschine nachzählte. Die Firma brauchte dringend Geld.

An jenem Morgen sah ich die einzige Maschine zur Werkstatt zurückrollen, die jemals dem Staat zum Kauf angeboten werden konnte. Die Verweigerung der Abnahme mußte sich für das primitive Unternehmen bedrohlich auswirken, und ich rechnete mit einer gefährlichen Beschleunigung der Flugschulung.

Trotzdem überraschte mich die Mitteilung, als erster die Prüfungsbedingungen vorführen zu sollen — und damit die zweite Rate des Schulungsgeldes fällig zu machen. Ich hatte keine Angst und fühlte mich durchaus selbstsicher, aber die Ausbildung war doch bisher verdammt kurz und oberflächlich gewesen. Die Klamotte verdiente auch wenig Vertrauen, und wer weiß, wie viele ihrer Tücken mir noch nicht bekannt geworden sein mögen. Es war immerhin Dezember 1914, und ich fühlte ein leises Frösteln. Dabei fiel mein Auge auf den ehrenwerten Finanzmann. Ob die Maschine eigentlich versichert war? Na, er verdiente ja nun sein Geld, so oder so. Warum kam ich nicht auf den Gedanken, den Start zu verweigern? Nein, ich will mich keiner Täuschung hingeben. Alle Bedenken und das uneingestandene — wahrscheinlich sogar unsinnige — Mißtrauen wurden von dem starken Bedürfnis hinweggeschwemmt, so schnell wie möglich weiter zu kommen und mit der Ausbildung zum Piloten fertig zu werden.

Bis hierher stand mir die Szene klar vor Augen. Die Amnesie hatte nichts verschüttet. Ich sah mich auf dem Stühlchen Platz nehmen und die Drossel ausprobieren. Die Füße auf der Querstange, die das Seitensteuer betätigte, und den Knüppel in der Hand für das Höhensteuer. Der schwächste Punkt an der Kiste war die Verwindung. Die beiden Verwindungsklappen an der oberen Tragfläche waren durch zwei einfache Drähte mit dem Kopf des Knüppels verbunden. Sobald die Maschine nur ein ganz wenig aus der horizontalen Lage drehte, mußte man „zupfen", das heißt ruckweise an dem Draht ziehen, dessen Flügelende gehoben werden sollte. Das war nicht so einfach, denn um der Anschläge des Höhensteuers willen waren die beiden Drähte so lose gespannt, daß zwischen ihnen fast ein halber Meter toter Gang des Knüppels lag.

Lange war aus unbekannten Gründen seit einigen Tagen nicht mehr zu sehen gewesen. Schmidt gab selbst die Instruktionen. Der Motor wurde angeworfen, die Bremsklötze wurden weggenommen und die Maschine begann zu rollen. — Dieser Vorgang war stereotyp und demnach vorauszusetzen, wenn ich auch keine aktuelle Erinnerung mehr daran habe.

Es war gar nicht leicht, die Maschine vom Boden zu heben. Sie flog überhaupt nur in den Morgen- und Abendstunden, und eine größere Höhe als 150 Meter hat niemand aus ihr herausgeholt. Man mußte den Schwanz ziemlich hoch nehmen und dann bei genügender Fahrt mit einem Ruck im Höhensteuer Luft unter die Tragflächen bringen. Meist gelang es erst bei dem zweiten oder dritten Versuch, sofern nicht dabei das dünne hölzerne Fahrgestell zum Teufel ging. Einem früheren Flugschüler gelang es, trotz Zerbrechens des Fahrgestells in die Luft zu kommen, aber dann wußte er nicht, wie er wieder landen sollte. Immerhin hatten die alten Maschinen einen großen Vorteil; sie konnten wie Segelflugzeuge ausschweben. Als das Benzin aufgebraucht war,

landete der Flugschüler friedlich in einem Kartoffelacker, ohne sich auf den Kopf zu stellen. Das wichtige war nur, jede und auch die geringste seitliche Neigung zu vermeiden, denn dann gab es keine Rettung. Also: zupfen, dauernd zupfen.

Diesmal ließ sich die Maschine überraschend schnell abheben. Sollte das ominöse Eisengewicht hinter mir fehlen? — Jetzt wird die Rekonstruktion nebelhaft. Wie war es doch?... Irgendetwas stimmte nicht.

Vor mir sah ich einen der beiden Türme der gewaltigen Zeppelinhalle. Ich war mit der Spitze auf gleicher Höhe, und ich mußte daran vorbei. Gleichzeitig mit dem Linkssteuer mußte ich Gegenverwindung geben, damit sich die Kiste um Gottes Willen nicht in die Kurve legt. Doch als ich zupfen wollte, schlug der Knüppel ungehemmt zur Seite. Der Draht war gerissen. Nichts zu machen! Aus. — Nein, es war umgekehrt! So war es: Ich merkte, daß das Verwindungskabel gerissen war, und deshalb suchte ich eine bedrohlich gewordene Neigung durch eine Kurve auszugleichen. Erst dadurch kam ich direkt in Richtung der Turmspitze. So war es! Und dann? Ich muß sofort gewußt haben, daß alles zwecklos war. Merkwürdig, daß ich mich nicht im geringsten an irgendwelche Angstgefühle erinnern kann.

Ganz sicher weiß ich noch, wie sich die Maschine überschlug und ich das blinde Gefühl registrierte, frei zu fallen.

Eigentlich müßte jetzt in Sekundenschnelle die ganze Vergangenheit an mir vorüberziehen. Nichts dergleichen. Es mag möglicherweise geschehen sein, aber ich weiß nichts mehr davon. Nein, ich entsinne mich jetzt sogar meiner Enttäuschung über das Ausbleiben aller Umstände, die in der Literatur für Ereignisse mit wahrscheinlich tödlichem Ausgang vorgezeichnet sind.

Dagegen hat sich etwas ganz anderes, sehr verwunderliches, in meinem Gedächtnis eingebrannt: ein ungemein wohliges Gefühl. Es rauschte in meinen Ohren, ohne ein

Bewußtsein der Geschwindigkeit und ohne daß der Magen hochkam, wie in einem allzu schnellen Fahrstuhl. Ich mußte wissen, daß ich aus der Höhe eines Eckturmes der Zeppelinhalle herabstürzte — und trotzdem hatte ich keine Angst. Einen winzigen Augenblick stach mich die Frage: was wird jetzt passieren? Doch fast gleichzeitig überwältigte mich eine solche Zuversicht, daß ich die Arme auszubreiten wähnte, um mich dem weiten Raume willig auszuliefern.

Ich weiß auch noch die Worte, die ich an mich richtete: „Dir kann ja nichts passieren, denn du hast ja deine Lebensaufgabe noch nicht erfüllt!" — Was für eine Lebensaufgabe? Ist denn jedem Menschen eine Mission zugewiesen, für die ihn das Schicksal aufspart? Was hat Dich denn auf diesen ungewöhnlichen Gedanken gebracht? Diese Fragen blieben ungestellt. Das alles ist gänzlich unerklärlich und mit keinerlei vorangegangenen Überlegungen begründbar. Können denn prämortale Euphorien einsetzen, bevor der Körper in Mitleidenschaft gezogen wird? Gibt es eine Daseinsverpflichtung oder versteckt sich hinter der Idee eine riesige Überheblichkeit? Kann das Erlebnis verallgemeinert werden oder melden sich damit verborgene Kräfte? Weiß das Unterbewußtsein soviel mehr über das zukünftige Geschehen, als für unser Denkvermögen greifbar ist?

Dir kann gar nichts passieren! — Vielleicht war dieser Glaube nur ein großartiger Selbstbetrug, vielleicht aber klopfe ich an einer Tür an, die zu dem Geheimnis der körperlichen Selbstentäußerung führt, zu dem zeitlosen Ich.

Ich sehe nichts, und doch ist keine Dunkelheit um mich. Ich höre und fühle nichts, ohne daß ich dies als Mangel empfinde. Im Traum ist es wohl ähnlich, aber ich träume ja nicht, sondern ich denke nach. Ich fühle mich ungemein wohl, in einer herrlichen Aufgelöstheit und Körperlosigkeit. Nur der Geist ist lebendig. Alles Gegenständliche ist so ungeheuerlich unwichtig. —

Wie lange dieser Schwebezustand gedauert haben mag, ich ahne es nicht. Ich werde ihn nie vergessen, obwohl ich manchmal daran zweifle, daß es hierbei überhaupt einen zeitbedingten Ablauf des Denkens gab.

Das Nebeneinander des Denkens ist ja nur bei kritischer Tätigkeit gültig. Vermutlich gibt es auch so etwas wie ein Denkgemälde, das blitzschnell in seiner Totalität reproduziert und dem Gedächtnis eingeprägt wird. Beginnt man dann den Inhalt des Gemäldes zu erzählen, so wird daraus eine so lange Geschichte, daß man eine endlose Zeit mit dem Erleben zugebracht zu haben glaubt.

Von Mohammed erzählte man sich, daß er im Begriff stand, Wasser aus einem Krug in eine Trinkschale zu gießen, als sein Geist entrückt wurde und sein Wachtraum begann. Er sah sich in weitläufige Abenteuer verstrickt, und schließlich erlebte er einen ganzen Lebenslauf, bis er als alter Mann von seinem Enkel Abschied nahm. Sicherlich hätte er zu seiner Lebensbeschreibung viele Bände benötigt. Sein Tod im Traum wurde zum Erwachen in der Wirklichkeit, wobei er feststellte, daß die aus dem Krug rinnende Flüssigkeit die kleine Schale währenddessen noch nicht zur Hälfte gefüllt hatte.

Jeder von uns hat ähnliche Erfahrungen gesammelt, wenn auch zumeist in einem weit kleineren Maßstab. Was ist Zeit? Ein Gemälde ist in seinem reinsten Gehalt keine zeitliche Komposition, und nur das Abtasten mit den Augen verwandelt die Gleichzeitigkeit des Erlebens in ein Nacheinander kritischen Bemühens. Im Traum gibt es diese blitzartige Gleichartigkeit vielleicht auch für akustische Vorstellungen und für Ereignisse. Dann gibt es die Zeitlosigkeit auch in der Wirklichkeit, ohne daß wir uns dessen bewußt werden.

Wir können uns auf Erden keine Ewigkeit vorstellen, doch wir können Anhaltspunkte dafür sammeln, daß für

ein jenseitiges Denkvermögen der Blitz und die Ewigkeit zu einer Einheit verschmelzen. Damit könnte die Frage nach dem Jenseits in irdisch unmögliche Vorstellungen verwiesen werden, was uns zwar keine Aufklärung, aber eine tröstliche Begrenzung des Wortes „unmöglich" schenkt. —

Als ich zum zweiten Mal aufwachte, hörte ich Stimmen. Dann erhaschte ich einen Lichteindruck und jemand sagte: „Na, nun kommt er wieder zu sich!" Das zufriedene Gefühl hielt an, und ich hatte keine Schmerzen, obwohl ich jetzt merkte, daß ich vom Kopf bis zum großen Zeh fest eingewickelt war. Ich lag in einem Krankenzimmer, alles leuchtete weiß in weiß, auch die Menschen, die das Bett umstanden. Reden konnte ich nicht, da man mir am Kopf nur die Augen und die Nasenlöcher freigelassen hatte.

Einer der Ärzte versprach, mein Erwachen nach Hause zu berichten, und mit dem Wissen, daß alles in Ordnung sei, schlief ich wieder ein.

In den nächsten Tagen erfuhr ich bruchstückweise den Verlauf des Absturzes, wie er sich vor den Augen der Zuschauer abgespielt hatte. Die Leute am Start sahen die Maschine sich in etwa 50 Meter Höhe überschlagen und dann auf den Boden knallen. Sie drehten sich einfach um und zogen zur Kantine, wo sie sich mit einem Schnaps stärkten. Niemand von ihnen hatte Lust, zur Absturzstelle zu gehen, und das ist doch sehr unfreundlich. Die natürliche Reaktion wäre gewesen, so schnell als möglich nachzusehen, ob noch etwas zu retten sei.

Die Maschine war völlig zertrümmert. Ihre größten Häufungen sollen nur knapp so hoch wie ein Tisch gewesen sein, und das ist begreiflich, da sie mit voll laufendem Motor in den Boden rannte. Ich selbst lag in sicherer Entfernung davon, und kurz nachdem ich abtransportiert worden war, hat man mit untunlichem Eifer alle verstreuten Teile des Flugzeuges beseitigt, so daß die behördlichen Sachverstän-

digen keine Gelegenheit mehr fanden, irgendwelche technischen Mängel als mögliche Ursache des Unglücks zu diskutieren. Die Startmannschaft begnügte sich mit der Begründung, die Maschine sei schuldhaft überzogen worden, und wenn mein Mund auch wider Erwarten nicht verschlossen blieb, so war ich doch mit meinem ungenügenden Erinnerungsvermögen ein schlechter Zeuge geworden.

Zufällig stieg gerade ein Militärarzt in seinen Wagen an der Zeppelinhalle, und er fuhr hinüber, um den tot geglaubten Mann zu bergen. Obgleich der Anblick sehr unerfreulich gewesen sein soll, stellte er sofort eine nähere Untersuchung an und erlebte die Überraschung, daß ich den turmhohen Sturz offenbar lebend überstanden hatte. Sonderbare Einzelheiten traten in Erscheinung. Ein Siegelring, den ich seit einiger Zeit nicht mehr abnehmen konnte, weil der Ringfinger zu dick geworden war, lag friedlich neben der unverletzten Hand. Der schwere Sturzhelm, den ich zu Versuchszwecken von einem Fabrikanten erhalten hatte und der aus mehreren dicken Lagen Filz mit eingelegter Stahlhaube unter kräftigen Lederverkleidungen bestand, war eingebeult und vom Kopf gerissen. Der fingerstarke Kinngurt war geplatzt und mein Genick blieb heil.

Außer einer Gehirnerschütterung betraf der körperliche Schaden nur großflächige Hautabschürfungen, den Eintritt von Blut in die Knie- und Ellbogengelenke und ein durchlöchertes Gesicht. Mit meiner Zunge fand ich zwei neue Ausgänge. Kein Bruch und auch keine inneren Verletzungen.

Als mir der Arzt sein Erstaunen über die Geringfügigkeit der Schäden beschrieb, dämmerte in mir langsam eine Erinnerung an seine pflegliche Hand. Ich sagte es ihm und versuchte ihm durch die Binden um den Mund hindurch zu erklären, wie wohltuend das Gefühl des Versorgtseins gewesen sei. Die übrigen Umstehenden lachten und meinten,

daß ich dies nachträglich geträumt haben müsse, denn ich hätte ja in tiefer Bewußtlosigkeit gelegen.

Der Militärarzt blieb ernst. Er nickte mit dem Kopf und fuhr fort: „Ich habe schon viele Unfälle ärztlich behandelt und einige diesbezügliche Erfahrungen gesammelt. Doch Sie haben mir einen richtigen Schreck eingejagt. Als ich den vor mir liegenden blutbeschmutzten und leblos geglaubten Körper sah und gerade damit begann, den Kopf und die Glieder abzutasten, öffnete sich plötzlich der zerfetzte Mund und ganz klar konnte ich die sachlich ausgesprochenen Worte hören: ‚Meine Telefonnummer ist 184.' Die Worte waren unverkennbar das folgerichtige Ergebnis eines komplizierten Denkprozesses. Ich hielt Sie daraufhin für wach, da keinerlei Übergang bemerkbar gewesen war. Erst bei sorgfältiger Nachprüfung konnte ich mich vergewissern, daß Sie in tiefer Bewußtlosigkeit verharrten." – Welch geheimnisvolles Leben mag das Gehirn fortsetzen, und wie schade ist es, daß die Amnesie das Erinnerungsvermögen regelmäßig auslöscht, wenn wir eine Gelegenheit haben, etwas Wichtigeres als unzuverlässige Träume in Erfahrung zu bringen. Das Jenseits manifestiert sich nur durch ein schöpferisches Geschehen und niemals durch Erinnerungsbilder.

WOYZECK

1915 ließ ich mich an der Universität Leipzig immatrikulieren, wo ich schon als Primaner die religionsphilosophischen Kollegs des alten Wundt geschnorrt hatte. Merkwürdigerweise war das geistige Leben damals ungewöhnlich rege. Wie wahrscheinlich zu allen Kriegszeiten nahm das allgemeine Bedürfnis nach Zerstreuungen zu. Theater, Konzerte, Kunstausstellungen und Vortragsabende waren überfüllt. Der private Verkehr der Künstler und Gelehrten entwickelte sich zu großer Regsamkeit, und der Kulturbesitz der Nation wurde eingehend durchforscht, um die Werte gewissermaßen inniger, genießerisch und tröstlich bewußt werden zu lassen.

Von dem Literarhistoriker Witkowski, dem Bruder Maximilian Hardens, wurde ich zum ersten Male auf einen Dramatiker aufmerksam gemacht, der mir bis dahin völlig unbekannt geblieben war: Georg Büchner. Ich glaube nicht, daß außerhalb der Studierzimmer deutscher Professoren der Name vorher jemals eine nennenswerte Rolle gespielt hat, denn man dachte bei dem Wort Büchner höchstens an einen Mann, der durch sein Buch „Kraft und Stoff" Aufsehen erregte, und das war der Bruder Ludwig Büchner.

Ich selbst ahnte auch nicht im entferntesten, daß es sich bei Georg Büchner um einen der genialsten Dramatiker aller Zeiten handelte, denn wie sollte es möglich sein, daß ein solches Genie in der literarisch interessiertesten Nation der Welt in Vergessenheit geriet!

Und doch war es so. Als ich „Dantons Tod" las, war ich zutiefst erschüttert, aufgewühlt und voll Verlangen, zum Verkünder dieses Promethiden zu werden. Ich begriff ein-

fach nicht, daß sich die stoffhungrigen Theaterdirektoren diese Wirkungsmöglichkeiten entgehen ließen.

Büchner ist unglaublich modern, obgleich er noch als Zeitgenosse Goethes gilt. Er starb sehr jung, mit $23^1/_2$ Jahren, als Privatdozent in Zürich. Nach der unbewußten Vorherbestimmung seines kurzen Lebens hatte er gar keine Zeit, um sauber ausgefeilte und ausgearbeitete Dramen zu schreiben. Statt dessen schleuderte er in skizzenhaft kurzen Szenen riesige Granitblöcke an Stimmungsgewalten aufeinander, unter denen sich der empfindsame Leser bis zur Atemlosigkeit zerdrückt fühlt. Wahrscheinlich war die Wirkung zu groß, zu unbürgerlich, moralisch zu direktionslos, allzu echt schicksalshaft mit erbarmungslosen Bildern der Erfahrungswelt, um bewundert werden zu können.

Das war kein Mensch, der das geschrieben hat, sondern ein Titan, der in die bürgerliche Literatenwelt einbrach und nach kurzem Aufleuchten im Dunkel der Ewigkeit versank. Später habe ich erfahren müssen, daß nur wenige Menschen sich auf die richtige Wellenlänge einschalten können, und daß Deutschlands zyklopischer Dramatiker wohl immer ein wenig wie ein literarisches Kuriosum im Schatten Goethes betrachtet wird.

In meinem Freundeskreis machte ich den Vorschlag, die Aufführung der beiden Dramen und seines bitteren Lustspiels zu betreiben. Der Intendant Geheimrat Martersteig hatte kein Interesse. Auch das konkurrierende Schauspielhaus sah keinen Nutzen in einem rein literarischen Experiment. Aber ich ließ nicht locker.

„Dantons Tod" verlangte eine große Bühne, und die blieb mir zunächst versagt, aber das zweite Stück „Woyzeck" ließ sich möglicherweise in einem kleineren Rahmen zur Aufführung bringen, und daran biß ich mich fest.

Das Stück war erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Dichters im Druck erschienen. Als man es auffand, be-

stand es aus einer ungeordneten Zahl loser Notizen, die mit Bleistift geschrieben waren und erst durch eine chemische Behandlung lesbar gemacht werden mußten. Der Herausgeber Franzos hat dann die Szenen geordnet, ohne in der Reihenfolge sicher zu sein.

Nach den damaligen pedantischen Begriffen war es überhaupt kein Stück, sondern höchstens eine Sammlung von Stichworten, die zu einer sorgfältigeren Ausarbeitung bestimmt waren. Dieser allgemeinen Meinung trat ich heftig entgegen. In dem Stück ist kein einziges Wort zu viel oder zu wenig. Es ist undenkbar, daß es umkleidet und frisiert werden könnte, denn dann wäre daraus nur ein schwaches bürgerliches Trauerspiel entstanden. Sein dramatischer Gedanke ist nicht dehnungsfähig.

Die außerordentliche Wucht liegt gerade in den Szenen mit nur wenigen Sätzen Inhalt, wo das Bewußtsein der erschütterndsten tragischen Konflikte, der Unentrinnbarkeit des Schicksals und der tödlichen Stumpfheit kleinbürgerlicher Privatinteressen oft bloß durch einen Hiatus, durch einen abgerissenen Gedanken oder durch einen tonlosen Schrei erweckt wird, der in dem Wissenden ein fürchterliches Echo erweckt.

Die grauenvolle Gemeinheit der Massenmenschen gegen die Empfindsamkeit eines nachdenklichen und liebebedürftigen Einzelwesens ist nie deutlicher geworden, und ich weiß noch heute, wie ich damals zitterte, als ich Seite für Seite des kleinen Heftes der Inselbücherei immer wieder durchlas, bis ich jedes Wort auswendig wußte.

Meine Begeisterung war unwiderstehlich. Meine Freunde machten willig mit, und jetzt schmiedeten wir praktische Pläne.

In der elterlichen Wohnung befand sich ein großer Saal von etwa 9 mal 12 Metern. Daneben lag ein kleinerer Saal von der gleichen Breite, aber halben Länge. Die Zwischentür

war zum Schieben eingerichtet, so daß die Öffnung etwa 4 Meter breit gemacht werden konnte.

Der große Saal ließ sich in einen Zuschauerraum verwandeln, der kleine genügte für die Bühne. Meine Mutter gab die Erlaubnis dazu mit der Bedingung, daß die Aufführungen als Wohltätigkeitsveranstaltungen aufgezogen würden, und zwar ernstlich und nicht im Stile der häufigen gesellschaftlichen Veranstaltungen, von denen nichts übrig blieb als ein Haufen von Schulden. Die Methoden meiner Mutter waren immer einfach, so auch hier: Alle Einnahmen aus den Billettverkäufen – und sie waren nicht gering – wurden abgeführt. Alle Ausgaben mußten auf eine sie nicht interessierende Art anderweitig aufgebracht werden.

Mein Freundeskreis hatte einen beträchtlichen Einfluß in der Stadt, und deshalb mußte sich der Intendant Martersteig dazu bequemen, uns mit seinen Schauspielern und einigen technischen Ausrüstungen behilflich zu sein. Er tat es nicht gern, und die Hauptaufführung, die an einem Abend gedacht worden war, mußte kurzfristig auf nachmittags verlegt werden, da er boshaft seinen eigenen Spielplan änderte, wovon einige bei uns beschäftigte Schauspieler betroffen wurden.

Das erste Problem war die Bühne und ihre Ausstattung, denn der Szenenwechsel mußte sehr schnell erfolgen, und die Zuschauer durften in den Pausen gar nicht erst zur Besinnung kommen. Wie Keulenschläge sollten die Anklagen pausenlos hintereinander auf die Menschen prasseln. Ich wollte den Literaten und Spießern ein Gericht vorsetzen, das sie nie vergaßen.

Ein großes Theater hat für schnellen Szenenwechsel eine Drehbühne oder eine Schiebebühne. Auch diese Technik wäre mir zu langsam gewesen. Ich wollte wie mit einem Scheinwerfer die Bilder aufhellen – verdunkeln, aufhellen – verdunkeln, fast so schnell, wie sich das spricht. Daraus er-

gab es sich von selbst, daß alles auf die Beleuchtung ankam, und daß ich durch eine geschickte Lichtverteilung die sonst üblichen Requisiten ersetzen mußte.

Um wenigstens ein Minimum an Ausstattung verwenden zu können, konstruierte ich zwei Bühnen, die hintereinander lagen und sich in der Höhe um eine Stufe unterschieden. Jede Bühne hatte eigene Vorhänge und eine eigene mehrfarbige Beleuchtung mit seitlichem Rampenlicht, Spieltöpfen und Versatzstücken. Die elektrische Anlage war unverhältnismäßig kompliziert, und in der Enge des Raumes stolperte man gefährlich zwischen den Kabeln herum.

Die einzelnen Szenen wurden so aufgeteilt, daß bei wichtigen Raumwirkungen die hintere Bühne benutzt wurde. Die größere Entfernung vom Zuschauer und die Zugänglichkeit von hinten, auch wenn vorn gespielt wurde, gab die Möglichkeit, den Raum ein wenig sorgfältiger auszustatten.

Schon vor 1915 meldeten sich die Stimmen für abstrakte Bühnen, auf denen nur vor Vorhängen oder stereotypen Prospekten wie im griechischen Theater gespielt wurde. Alle diese Experimente hielt ich für falsch. Ich wollte Realistik. Ich wollte eine Guckkastenbühne, bei der alle Zuschauer vergaßen, in einem Theater zu sitzen. Ich wollte Wirklichkeit.

Nun ist die Wirklichkeit auf der Bühne etwas ganz anderes als im Leben. Das Übermaß naturalistischer Ausstattung klemmt die Phantasie ein und belastet das Aufnahmevermögen mit Nebensächlichkeiten. Peinlich vollständig ausgeführte Zeichnungen oder detailliert gemalte Historienbilder sind meist leblos. Ich wollte Impressionen, mit denen ich dem lapidaren Stil Büchners gerecht wurde. Dazu mußte die Ausstattung auf ein Minimum konzentriert werden, und zwar so, daß die Zuschauer mit Hilfe einiger Andeutungen alles zu sehen vermeinen, was zur vollständigen Naturalistik nötig ist. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß

der Zuschauer von den Gebilden seiner eigenen Phantasie, zu denen er im unsicheren Licht bei schnellem Wechsel und bei kurzen Unterstreichungen veranlaßt wird, sich bedeutend mehr befriedigt fühlt und viel richtiger die Szene ausgestaltet glaubt, als wenn er alles plastisch und detailliert vorgekaut erhält.

Auch mir standen praktisch nur Vorhänge zur Verfügung, aber man sollte bei den Beleuchtungseffekten vergessen, daß es Vorhänge waren. Gemalte Prospekte, Kulissen usw. wären tödlich desillusionierend gewesen, und nur aus diesem Grunde verzichtete ich auf ihre Anwendung. Ich wollte Illusion um jeden Preis, aber keine kitschige Art, die dann eben keine Illusion mehr gewesen wäre. Wie weit mir das praktisch gelungen war, erfuhr ich durch eine Kritik im Berliner Tageblatt, in der die wirkungsvolle Sparsamkeit der Ausstattung gerühmt wurde: Die Mordszene im nächtlichen Wald sei nur mit ein paar Büschen und einer Bank angedeutet worden, und doch sei der Eindruck einer vollständigen Szenerie entstanden. – Tatsächlich aber war die Bühne leer. Ich hatte lediglich einen silbergrau glänzenden, dicht gefältelten Satinvorhang streifig von der Seite angestrahlt, so daß ein glittriger unübersichtlicher Hintergrund entstand, vor dem sich die beiden Personen als Silhouetten abhoben. Das war alles, aber das Publikum dachte sich das Notwendige automatisch hinzu.

Die berufliche Regie und damit zugleich die Rolle des Tambourmajors übernahm Lothar Körner, der damalige jugendliche Held der städtischen Bühnen. Woyzeck spielte Kurt Stieler. Eigentlich sollte hierzu Steinrück kommen, aber es klappte nicht. Martha Ahrens war Woyzecks Geliebte. Der Schriftsteller Dr. Franz Blei verwandelte sich in den Arzt.

Besonders niedlich war unser dreijähriges Theaterkind, das die Tochter Woyzecks in der schaurigen Szene nach der

Ermordung sehr eindrucksvoll darstellte und von ihrer Gespielin Nora Nikisch, der Tochter des Dirigenten, betreut wurde. Nora wurde später selbst Schauspielerin.

Das stärkste Erlebnis schenkte mir Stella David, eine damals noch junge Frau, die am liebsten das Rollenfach der Uralten spielte. Wie sie auf der ersten Verständigungsprobe ohne Maske und Kostüm als Großmutter das unsäglich traurige Märchen erzählte, mußte ich aus dem Saal gehen, denn jedes Wort wurde zu einem blutigen Bekenntnis des frühreifen und vom Leben zerstampften einsamen Dichters. Man glaubte beim Zuhören, nie wieder froh werden zu dürfen.

Wohl selten haben Schauspieler und ihre technischen Mitarbeiter so intensiv geprobt. Im ganzen waren es 52 einzelne Proben, und das kann sich kein Theater leisten. Die Erregung war allgemein. Die winzige Bühne verlangte ein Ausklügeln der Stellungen und Bewegungen auf Zentimeter, vor allem da die Streiflichter richtig auf die Personen fallen mußten.

So hatte ich z. B. die Szene vor dem Wirtshaus, wo der unglückliche Woyzeck durch die Tür hindurch beobachtet, wie seine Geliebte brünstig im Arm des Tambourmajors vorübertanzt, dadurch eindrucksvoll zu machen gesucht, daß die hintere Bühne erleuchtet wurde und die Vorderbühne, auf der Woyzeck hockte, fast dunkel blieb. Der Zwischenvorhang war bis auf einen Spalt von etwa 40 cm Breite gestrafft zugezogen. Das genügte für alle Zuschauer, um das mehrfache Vorübertanzen des gut beleuchteten Paares deutlich erkennen zu lassen. Woyzeck selbst bekam ein Streiflicht durch den Spalt hindurch, unter dem er sich etwas hin und her bewegte, wodurch vor dem dunklen Vorhang ein geheimnisvolles Leben mit dem Gleiten der Lichtflecke auf Kopf, Figur und Fußboden entstand. Da man den Vordergrund gegen den hellen Spalt ohnehin nur mangelhaft sehen

konnte, bedurfte das Bild keinerlei sonstiger Ausstattung. Die Zuschauer waren von der Realistik der Darstellung vollständig überzeugt, und sie vergaßen die Primitivität der Mittel. Man muß die Leute „ganz" fesseln und keinerlei Ansprüche an Bildung oder an eine distanzierte Betrachtungsweise verlangen. Ich gehe immer auf echten Menschenfang aus.

Wie weit das diesmal gelungen war, ist schwer objektiv zu sagen. Leider habe ich auch kein Verzeichnis der Gäste behalten. Ich weiß nur, daß die Presse mit den bedeutendsten deutschen Zeitungsvertretern großen Anteil nahm, und daß ein großer Teil der Zuschauer aus den verschiedensten Gegenden des Reiches nicht die Reise nach Leipzig gescheut hatte. Viele berühmte Namen des damaligen geistigen Deutschlands waren darunter, so daß ich schon lebhafte Befürchtungen hinsichtlich der von mir erhofften Unvoreingenommenheit verspürte. Ich wollte ein naives Publikum und keine Kunstsnobs. Der äußere Erfolg überstieg alle Erwartungen.

Die Sache klappte auch technisch ganz gut.

Am Abend der Generalprobe, die gleichzeitig für die Presse, den Freundeskreis und geladene Gäste gedacht war, gab es natürlich wie überall in der Welt des Theaters zahllose unfreundliche Überraschungen. Ein Schauspieler war auf dem Theaterzettel versehentlich vergessen worden und ließ uns daraufhin im Stich. In den angrenzenden Schlafzimmern, die zu Garderoben umgewandelt waren, trat die nervöse Infektion mit den Kostümproben in Geltung. Alles war schrecklich aufgeregt.

Der Hauptdarsteller Kurt Stieler war ausgesprochen unmusikalisch. Nun hatte Amely Nikisch die eingestreuten Verse auf eine wundervolle Weise vertont. Wenn jemals wieder ein Theatermann auf den Gedanken kommen sollte, den Woyzeck aufzuführen, dann müßte er auch die Musik

von Mütterchen Amely, der Frau des berühmten Dirigenten, übernehmen, denn sie ist ungemein echt, so richtig volksliedhaft mit einem nur sanft andeutenden melodischen Gedanken, so versonnen, wie sie als Kontrastmittel des ganzen Stückes gedacht war.

Amely saß auf einem Hocker in der Männergarderobe, ohne sich um die anderen nackten und halbnackten Männer zu kümmern. Sie hatte echtes Theaterblut. Vor ihr saß Stieler auf dem Teppich, und beide probten bis zuletzt die zwei Zeilen, die der arme Woyzeck zu singen hatte.

Lothar Körner kam schon vier Stunden vor Beginn. Er machte sofort Maske und zog sich um. Von da an wußte er eigentlich nichts anzufangen, und trotzdem bedurfte es sehr energischer Überredungsmittel, damit er – so wie er war – bei Tisch erschien, um wenigstens einige Happen zu genießen.

Da mehrere Mitspieler erst um 10 Uhr abkömmlich waren, begann die Generalprobe um 11 Uhr nachts. Die zweihundert Zuschauer waren schon vorher gekommen, und da erst fiel mir ein, daß die Stühle für den Saal noch fehlten. Auf Nachfrage stellte sich heraus, daß der Lieferant sie einfach unten im Hausflur des Parterre aufgestapelt hatte. Die Gäste mußten nun ihrerseits angestellt werden, um die Stühle heraufbringen zu helfen. Auf der halben Treppe begegnete mir Väterchen Nikisch, der sich mit vier Stühlen abplagte. Er hatte den Ehrgeiz, mit den Jüngsten in Wettbewerb zu treten. Der Eifer war ansteckend.

Wie es in der guten alten Zeit üblich war, erschienen die Spitzen der Behörden unter Vorantritt des Reichsgerichtspräsidenten und des Oberbürgermeisters. Der glanzvolle Stil der kaiserlichen Epoche war auch in der ersten Kriegszeit erhalten geblieben, und hier handelte es sich um die Entdeckung eines deutschen Dichters.

Das hatte auch amüsante Nachteile. Als der gefühllose Doktor den armen Woyzeck anpfiff: „Du hast ja doch ge-

pißt!", da schienen mehrere vornehme Damen in Ohnmacht fallen zu wollen.

Aber die Zuschauer wurden gepackt! Es war wie eine Anklage der leidenden Menschheit, der leidenden Lasttiere unter den Menschen an das Schicksal, das auf die Demut die ganze Qual der enttäuschten Liebe und der seelischen Verwirrtheit wälzt. Es wird eigentlich keine Klasse, keine soziale Ordnung und kein weiblicher Typ verurteilt, sondern es geht um mehr. Es geht um den Fluch des Marionettendaseins, der Triebhaftigkeit des Lebens und der Unlösbarkeit der Konflikte, aus dem sich die Zivilisation durch den konstruierten Begriff einer Gerechtigkeit vergeblich zu retten sucht. Die Menschen fressen sich alle gegenseitig auf, und in diesem allseitigen Druck des Geschehens zerbricht die arme Seele des kleinen Regimentsbarbiers Woyzeck.

In der Zeit der Proben wanderte ich einmal mit meinem Freunde, dem Kunsthistoriker Professor Dr. Suter, zwischen den Bücherzelten der Leipziger Kleinmesse umher. Suter besaß einen geheimnisvollen Riecher für verborgene Schätze. Auch diesmal griff er in einen der Kästen, in denen jedes Buch 10 Pfg. kosten sollte, und holte ein grünes Heft heraus, das er mir nach flüchtigem Durchblättern überreichte. Es war der Bericht des beobachtenden Arztes über den Prozeß gegen den Regimentsbarbier Woyzeck. Die Affäre muß im Anfang vorigen Jahrhunderts erhebliches Aufsehen erregt haben. Büchner hat den Prozeß offenbar sorgfältig verfolgt und mit großer Wahrscheinlichkeit den gleichen eingehenden Prozeßbericht des Arztes unmittelbar benutzt. Mit Überraschung las ich teilweise wörtlich die dunklen Aussprüche des Mörders, wie sie Büchner dem armen Woyzeck in den Mund legt. Durch einen Lesefehler war lediglich der Name Woyzeck in Wozzek abgeändert worden. Der Druck stammte aus Büchners Zeit, mit dem für die damaligen Akten typischen grünen Heftumschlag. Es gibt doch merkwürdige Zufälle! –

Die Hauptaufführung fand an einem Sonntagnachmittag statt. Über mangelnde Wirkung brauchte ich mich nicht zu beklagen. Georg Büchner mochte das ausgewählte Publikum wohl erschreckt haben, aber zugleich auch erschüttert, und von da an wurde sein Name auch über die literarisch interessierten Kreise hinaus bekannt.

Berlin führte bald danach den Woyzeck ebenfalls auf, wenn auch in dem etwas spielerischen Rahmen eines Bilderbuches. Zu meinem besonderen Vergnügen konnte ich Anfang 1920 „Dantons Tod" am Volkstheater in Leipzig inszenieren, nachdem ich vorher am Schauspielhaus die Ausstattung für Leonce und Lena besorgt hatte. Ich galt so ein wenig als Spezialist für Büchner.

Doch der „Woyzeck" war meine größte Freude. So leicht wird sich niemand an das Stück wagen, und die Bedeutung, die es bei der Leipziger Inszenierung für mich besaß, liegt darin, daß es die echte *Uraufführung* eines Klassikers war. Ein solches literarhistorisches Glück ist wohl sehr selten. Wenn auch noch keine Literaturgeschichte diese Tatsache vermerkt und überhaupt der Dichter wieder mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten scheint, so hoffe ich doch auf eine Zukunft, die den großen Dramatiker auf den ihm gebührenden hohen Thron setzt.

EIN BOHÉMIEN

Zum ersten Male hörte ich von „ihm" nach einem sogenannten Bunten Abend, den die auch als Schriftstellerin bekannte Frau Amtshauptmann Helene von Nostitz, geb. v. Hindenburg, in einem Vorort von Leipzig zugunsten eines Kriegshilfswerkes veranstaltet hatte. Nachträglich diskutierten wir in einer Bierstube das soeben erlebte Kleinbürgertum der Vorstadt und die Protestbewegung der echten Bohème, das heißt einer Bohème *mit* Badezimmer, die nur ein Symbol fruchtbarer Vorurteilslosigkeit sein soll.

Dr. Morgenstern, ein damals ungemein gefürchteter Kritiker, hielt einen flammenden Vortrag über Hans Jäger, den Autor der Christiania-Bohème. Sein bürgerlicher Widersacher im Zeitungsfach, Dr. Corwegh, erzählte dann seinerseits die Begegnung mit einem typischen Dichter der Bohème, den er selbst entdeckt zu haben versicherte.

Natürlich biß ihn Dr. Morgenstern mit der Bemerkung, daß sich bereits sieben Menschen darum stritten, den neuen Propheten zuerst erkannt zu haben. Bob deklamierte: Sieben Städte stritten sich darum, die Geburtsstätte Homers zu sein, Smyrna, Rhodos, Kolophon usw. und bewies damit seine Bildung. Obwohl ich mich vorzugsweise mit der süßen kleinen Nora Nikisch unterhielt, fesselte mich doch die Erzählung von Dr. Corwegh sehr lebhaft.

Es war zwischen Florenz und San Domenico, daß er am Wegrande einen müden Wanderer antraf, der sehr melancholisch war. Aus einer teilnehmenden Anfrage ergab sich ein Gespräch, und daraus wieder erfuhr Dr. Corwegh, daß er einen großen Dichter vor sich hatte. Jedenfalls beanspruchte der melancholische Wanderer die Nachfolgeschaft

von Seume, dem ehemals so berühmten Wanderer von Syrakus.

„Und wenn Ihr mich in Gold und Brillanten kleiden werdet, dann soll Euch das maßlose Elend des Verkanntseins niemals verziehen werden! Ich habe die deutsche Sprache in Höhen geführt, die sie niemals vorher erreicht hat, denn ich habe ihr die Musik Dantes und Petrarcas eingehaucht!"

So waren seine Worte, und Dr. Corwegh muß ganz hingerissen gewesen sein. Jedenfalls lud er ihn nach Florenz für den folgenden Abend ein und versprach ihm eine sachverständige Zuhörerschaft. Sein Name war Theodor Däubler.

Allerdings mußte Dr. Corwegh noch einige bürgerliche Bedenken zur Seite schieben. Der Dichter sah – gelinde ausgedrückt – ein bißchen schmuddelig aus. Mehr wie ein italienischer Weinwirt oder wie ein Bohémien *ohne* Badestube.

Die Bedenken erwachten erneut und verwandelten sich sogar in Schrecken, als Theodor Däubler zur verabredeten Stunde einen gewaltigen Koffer mühsam anschleppte. Ein leises Grauen flüsterte dem Gastgeber ins Ohr: Um Gottes willen, der Landstreicher will gleich bei dir wohnen bleiben! Es war aber nicht so. Das Haupt Homers leuchtete stolz auf, und mit einer letzten Kraftanstrengung stampfte der Dichter den schweren Koffer mitten auf den Tisch, ungeachtet der Dinge, die darauf herum standen. Dann sagte er schlicht: „Mein Werk!"

Wirklich enthielt das ungefüge Möbel nichts als ein Manuskript, und zwar nur ein einziges Gedicht in etwa 30 000 Versen, betitelt: Das Nordlicht.

Nach vier Stunden Genusses volltönender Sprache lagen nur noch Leichen herum. Das beeinträchtigte den Dichter keineswegs in seinem Vortrag. Seine Stimme war gewaltig, und so konnte er dann je nach Wunsch auch in der fünften Stunde die Toten wieder lebendig machen, um sie noch einmal zu erschlagen. –

Ich war lebhaft daran interessiert, ob von dem Dichter im Laufe der Zeit auch etwas gedruckt erschienen sei. Das wurde bejaht, und am nächsten Tag bestellte ich mir das Gedicht in 30 000 Versen (in 3 Bänden), um den seltsamen Dichter kennenzulernen, der offensichtlich ein Jahrhundert zu spät in die Welt gekommen war.

Das Studium hat mich äußerst überrascht. Ich kann hier natürlich keine Analyse geben; das ist wohl schon von Sachverständigen getan worden. Mein erster Eindruck ging dahin, daß neben seitenlangen Versgebilden, die voll tönten (echt italienisch), ohne das deutsche Bedürfnis nach einem inhaltlichen dichterischen Einfall zu befriedigen, sich Gedanken von so starker innerlicher Musik und Anschaulichkeit fanden, daß man – auch wieder merkwürdig – über gerade hier auftretende sprachliche Härten glatt hinweg kam. Ich kenne keinen anderen Dichter von gleicher Unbekümmertheit, von solcher Naivität des immerhin konventionellen Reimzwanges und dann wieder von solch kühner dichterischer Ausdruckskraft.

Einige Zeit später, es war im Jahre 1915, traf sich unser Kreis wieder einmal im Hause des Verlagsbuchhändlers Thesing zu einem Vortrag der Fürstin Lichnowski, die mit ihrem Ägyptenbuch viel Erfolg gehabt hatte. Sie war eine bezaubernde Frau, eine richtige Fürstin aus dem Märchenbuch. Groß, schlank, bildschön, in einem schwarzen schlichten Seidenkleid und mit hellblondem Haar. Ich hätte sie malen mögen. Leider hat sie mich gar nicht angesehen, und deshalb war ich genau so verschüchtert, wie es zu einem Märchen gehört. Sie erzählte von einer Bierflasche, die in einem Kanal schwamm und auch traurig war, weil sie sich ausgetrunken – oder nicht ganz ausgetrunken, ich weiß das nicht mehr genau – fühlte. Es war aber kein Märchen, sondern expressionistisch.

Zum Trost hielt ich mich an ein paar zünftige Literaten,

die im Nebenzimmer saßen. Die Zusammenkünfte fanden in den beiden ersten Kriegsjahren ziemlich regelmäßig monatlich statt. Wir nannten sie: Abende für Literatur und Geistespolitik. Wer den feinen Namen erfunden hat, ist mir nicht mehr erinnerlich, vielleicht war es der Zeitungsverleger und spätere Finanzminister Peter Reinhold, der zum Vorstand gehörte. Jedenfalls erregte die Gemeinschaft großes Aufsehen, denn die Besucher kamen von weit her, um daran teilzuhaben.

Die Leute, mit denen ich im Nebenzimmer zusammensaß, waren mir nur teilweise bekannt. Das spielte aber keine Rolle, auch nicht bei dem traditionellen Ausklang, der den engsten Kreis so etwa um 2 Uhr morgens bei mir im Atelier versammelte.

Da geschah es, daß ein dickbäuchiger unbekannter Gast mit einem volltönenden Organ die Verständnislosigkeit der Zeit beklagte: „Und wenn Ihr mich in Gold und Brillanten usw."

Ich horchte auf. Die Melodie war mir vertraut. War das nicht ein Jupiterkopf auf der Figur eines italienischen Weinwirts? Sollte das . . . ? Er war es, Theodor Däubler.

Zufällig erkundigte er sich fast gleichzeitig bei mir nach einem Mann meines Namens, von dem er gehört hatte, und der ihm Gelegenheit zu einem Vortrag verschaffen sollte. Er wußte vorher gar nicht, wo er sich befand. Er war nur eben mitgetrottet, als die anderen gemeinsam aufbrachen. Es wurde eine rührende Szene.

Der Höhepunkt für den unbekannten Dichter war mein Ausweis, daß ich ein Exemplar seines großen dreibändigen Gedichtes regelrecht gekauft und voll Eifer darin studiert hatte. Er begann sogleich die gelesenen Seiten zu kontrollieren und zu erläutern. Die übrige Gesellschaft verurteilte er zur Unselbständigkeit. Jetzt herrschte er, und die volltönende Stimme, die auf Triester Art das Qu richtig Kwu-u

(also kwuälend statt kwälend) aussprach, verfolgte mich noch in den Schlaf, als ich ohne sonstiges Erinnerungsmaterial morgens um 6 Uhr ins Bett sank.

Natürlich wurde ein Vortragsabend arrangiert. Eine große Zahl berufener Kritiker konnte aufgeboten werden, und Däubler war auch sehr zufrieden mit der Presse, die mit einigen kleinen Ausnahmen über die Ursprünglichkeit des Reimzwanges hinweg an den musikalischen „Qwuell" seines romanischen Sprachempfindens fand.

Eigentlich populär konnte er nicht werden, das war wegen seiner Zwiespältigkeit nicht möglich. Aber er war bei uns ein richtiger Salonlöwe. Ich sah ihn in dieser Zeit häufig. Entweder kam er zu mir nach Leipzig, vor allem um die Seitenzahlen meiner Lektüre seines Werkes zu kontrollieren und um meine Mutter zu besuchen, mit der er sich angefreundet hatte. Oder ich traf ihn in Dresden, wo er von der berühmten Mäzenatin, Frau Bienert, betreut wurde.

Nur ein einziges Mal haben wir uns gezankt.

Durch seine langjährigen Entbehrungen war er sehr ängstlich geworden, und demgemäß bedeuteten Titel, Ruhm und Beliebtheit für ihn mehr als für andere Menschen.

Eines Tages unterhielten wir uns mit dem Dichter Sternheim, der mit einem großen Privatvermögen, einem entsprechenden Aufwand an Mitteln und mit weitreichenden Beziehungen kleine Erzählungen und Theaterstücke verfaßte. Dieser Zeitgenosse fand sich ungeheuer wichtig. Mit großer Umständlichkeit erzählte er von seinen Methoden, um sich eine absolute Einsamkeit zu verschaffen, damit die Inspiration käme. Ein Floß auf dem Rhein und sonstige Extravaganzen spielten dabei eine literarische Rolle.

Däubler lauschte andachtsvoll auf die Worte seines berühmten Kollegen, der ihn gönnerisch duldete. Mir ging er auf die Nerven. Er merkte nicht einmal, wie er sich selbst lächerlich machte, als er von dem Dichter Gött erzählte, den

er vormittags im Bett zur Audienz empfangen hatte. Seiner Meinung nach war Gött unausstehlich, denn nachdem er ihm eine geldliche Unterstützung zugesagt hatte und ihm die Hand aus dem Bett herausreichen wollte, um die Dankesbezeugung in Empfang zu nehmen, wäre Gött aufgestanden und hätte ihm versichert, warten zu wollen, bis er sich gewaschen hätte.

„So verrückt sind manchmal die Dichter", sagte der mondäne Kollege im überlegenen Tone, ohne zu fühlen, wie unerfreulich die Erzählung war. Bissig wurde ich aber erst, als er meinen geliebten Cézanne hinter Monet zurücksetzte. Das war mir zuviel, und ich wagte einigen Widerspruch. Mein Gott, was konnte der Mensch schimpfen! Es war immerhin im Hause der Frau Amtshauptmann Helene von Nostitz, und die Menschen ringsherum kannten diese Sprache nicht. Die Hausfrau, die ich in tödlicher Verlegenheit ansah, erhob sich eiskalt und lud mich ein, ein Bild in der ersten Etage zu besichtigen.

Der Streit hatte einen tieferen Grund, den ich vorher nicht wußte. Sternheim hatte einen Freund empfohlen, der Frau von Nostitz porträtieren sollte, und er bemühte sich nun darum, das offensichtlich mißglückte Porträt mit dem Wort impressionistisch zu verteidigen.

In der Mitte des Empfangszimmers stand auf einer Säule eine wunderbare Porträtskulptur von Rodin. Daran kann man die Kultur des Hauses ermessen. Dahinter hing an der Wand ein Bild von Pissaro: Mont St. Michel.

Als der berühmte Kollege endlich das Haus verließ, hörte ich seine Abschiedsworte in der Halle: „Ich danke Ihnen für das Erlebnis zweier der größten Kunstwerke unserer Zeit: Ihr Porträt von der Hand Rodins und das schöne Porträt von der Hand meines Freundes." Er hatte aber Pech, die Sache verfing nicht. Nur der ängstliche Däubler trottete aus der Haustür hinter ihm her.

Nach angemessener Zeit verschwand ich ebenfalls. Zu meinem Schrecken hatte der berühmte Mann auf der anderen Straßenseite mit Däubler darauf gewartet. Ich suchte mich eilig zu verdrücken, aber beide turnten mir nach, und Sternheim schimpfte laut und ungeniert weiter: „Sie dummer Junge, wer sind Sie überhaupt! Ich bin ein berühmter Mann, und da wagen Sie . . . usw." Wenn es nicht auf offener Straße gewesen wäre, hätte man die Sache komisch finden können. So aber fand ich sie nur peinlich. Ich sah mich vorsichtig nach Däubler um, aber er schwieg. Einmal fühlte er sich sogar zu einer Bestätigung verpflichtet, als sein berühmter Kollege alle Malerei verfluchte, die nicht impressionistisch sei.

Ich weiß nicht, ob Däubler wieder in schweren finanziellen Nöten war oder sonst Gründe hatte, sich und mich zu verleugnen. Der Friede zwischen uns war bald wieder hergestellt. Er war ruhmgläubig wie ein Kind. Es ist mir z. B. niemals gelungen, ihm begreiflich zu machen, daß ich den Ausgang des Krieges auch nicht vorhersagen könnte, obwohl mein Vater als General im Felde stand.

Den Hausfrauen war Däubler ein schwerer Prüfstein für Nervenkraft. Seine massige Gestalt war so ungelenk, wie sein Geist raumgreifend.

Einmal waren wir bei einer gesellschaftlich sehr ehrgeizigen Dame eingeladen, die alles an Leckerbissen und Aufmachung aufbot, was man sich nur wünschen konnte. Däubler las vor, und dabei hatte er die Asche seiner Zigarre schon auf mehrere Weingläser und die vom Essen übrig gebliebenen Dessert-Teller verteilt. Natürlich war auch schon allerhand Geschirr zu Bruch gegangen, was nicht rechtzeitig aus dem Bereich seiner mächtigen Arme gerettet werden konnte.

Die Hausfrau saß mit entspanntem Gesicht ihm gegenüber. Keine Bewegung war an ihr zu erkennen. Wir hatten gut und reichlich gegessen, und noch lag eines der wunder-

vollen schweren Damasttücher auf dem Tisch, auf das in alten guten Zeiten die Hausfrau so stolz war. Da geschah das Entsetzliche.

Däubler hatte gerade den Gipfel des Ararat zerspalten, als er mit weitausholender Gebärde seinen hellglühenden Zigarrenstummel auf das Damasttuch drückte, zuerst liegen ließ und ihn dann, durch den brenzlichen Geruch irritiert, auf der kostbaren Unterfläche zerrieb.

Die Hausfrau verzog keine Miene, aber die schönen Verse fanden in den erschrockenen Zuhörern keine Resonanz mehr.

Anfang 1916 kam ich ins Feld, und danach habe ich ihn nicht wiedergesehen. Er besuchte noch öfter meine Mutter, und er vergaß auch nicht, mir seine weiteren Veröffentlichungen mit schriftlichen Widmungen zu übersenden, aber die Not der Nachkriegszeit hatte tote Zonen zwischen viele Freunde gelegt. Und jetzt thront er schon lange im Olymp.

Während des ersten Weltkrieges hatte es einige Zeit hindurch den Anschein, als ob die Stadt Leipzig sich ihrer literarischen Tradition erneut bewußt würde, wenigstens hinsichtlich des Strebens nach geistiger Unabhängigkeit. Berlin war offensichtlich allzu sehr dem massenpsychologischen Strudel des Krieges ausgesetzt. In München herrschte die übliche lokalpatriotische Begeisterung, die Städte im Westen waren nahezu in die Etappe gerückt, und Hamburg litt infolge seiner einseitig weltwirtschaftlichen Orientierung besonders schwer an der Trennung vom Ausland. Übrig blieben Dresden und Leipzig. Beide Großstädte übten plötzlich auf Kunst und Wissenschaft eine starke Anziehungskraft aus, die sich erst in den Nachkriegsjahren zugunsten Berlins langsam verminderte. Vielleicht trug auch die räumliche Nähe der Reichshauptstadt dazu bei, jedenfalls hat in der Zwischenzeit Leipzig auch Dresden den Rang abgelaufen.

Das Reizvolle an dieser Periode lag in der Konzentration, die sich durch den Zuzug interessanter Menschen in einen vergleichsweise kleinen Raum ergab. Die einheimische Bevölkerung entsandte in den neuen Kreis nur wenige Vertreter, und dadurch verdichteten sich die Beziehungen in einer ähnlichen Weise wie in den Fremdenquartieren von Paris. Leipzig bestätigte damit Goethes Formulierung von „Klein Paris", und das Wort wurde damals häufig zitiert, gleich als ob die Topographie oder das Klima der Stadt ihre Eignung zu dieser Sonderstellung in turbulenten Zeiten bewahrt hätte. Oft genug geschah es, daß danach gefragt wurde, wer nun eigentlich ein echter Leipziger von Geburt oder Herkommen sei, ohne daß selbst in einer großen Gemeinschaft ein Exemplar dieser Gattung gefunden wurde.

Mitschuldig daran war ein merkwürdiger Minderwertigkeitskomplex, der vielen Sachsen anhaftet, die ihren so häufig verspotteten sächsischen Tonfall oder die weichen Verschlampungen ihrer Sprache nicht zu überwinden vermochten. So war es durchaus üblich, daß sich waschechte Leipziger verleugneten, auch auf die Gefahr hin, sich bei den ersten Worten zu verraten. Auf diese seltsame Weise blieben die Einwohner von jedem Lokalpatriotismus verschont, der nicht nur in München, sondern auch in Berlin, Wien und Stuttgart die Abwehr des Spießertums erschwerte. Einen ähnlichen Minderwertigkeitskomplex konnte man früher gelegentlich bei Juden beobachten, und auch in diesem Falle scheint das Weltbürgertum damit einen bedeutsamen Antrieb erfahren zu haben. Im Reiche des Geistigen und auf der Suche nach ewigen Wahrheiten gibt es keine nationalen und keine rassischen Abgrenzungen, selbst wenn – wie beispielsweise in der Kunst – die seelische Verbundenheit mit einem Kollektiv der heimatlichen Umgebung oder des Herkommens das Kompositionsmaterial liefert.

Das soll nicht heißen, daß die Leipziger und Juden einheitlich defaitistisch waren, sondern daß jede private Originalität geachtet wurde. Allerdings neigen die sogenannten Intellektuellen überall in der Welt zur Opposition, und idealistische Motive haben es immer leicht, den jeder soziologischen Praxis entfremdeten Literaten den Stempel des Salonkommunismus aufzuprägen. Doch pflegen solche utopischen Anschauungen politisch gänzlich einflußlos zu sein. Meistens verbirgt sich darunter eine wertvolle Menschlichkeit mit einer endlosen Kette von Enttäuschungen über die Mehrzahl der Mitmenschen, die eine Verwirklichung des Himmels auf Erden unmöglich machen.

Außer in einigen privaten Zirkeln, von denen die Kreise um Frau Dr. Thesing und Frau v. Nostitz am nachhaltigsten wirkten, spielten sich die Diskussionen in einigen Lokalen

ab, die es verdienen, in einer Chronik der Vergessenheit entrissen zu werden. Das eigenwilligste von ihnen war unter dem Namen Wilhelms Weinstuben bekannt, und es besaß eine Exklusivität, die einmalig war.

Der Wirt Alexander Wilhelm war ein Original aus dem Rheinland, der sich ernsthaft bemühte, extrem sächsisch zu reden. Seine Frau war eine gute Köchin, Kinder hatte er nicht, und so betrachtete er die Versorgung seiner ihm altvertrauten Gäste als einzigen Lebenszweck. Verirrte sich einmal ein Fremder in die geheiligten Räume, so wurde er sehr schnell hinauskomplimentiert, gegen alles Recht und gute Sitte. Auch die Tischplätze waren streng verteilt, und nur ausgewogene Empfehlungen oder Einführungen ermöglichten einen langsamen Ausgleich des biologisch bedingten Ausfalls von Stammgästen.

Die meisten seiner Lieblinge waren Schauspieler, und mehrfach traf ich ihn bei dem Zurechtmachen eines Freßkorbes für irgendein verarmtes oder krank gewordenes Mitglied der Bühne. Auch bei mir erschien er eines Tages mit einer Kiste Wein und einem Paket schön geschliffener Gläser, um – wie er sagte – meine Sympathien für die Anfertigung seines Porträts zu erwecken. Von irgendeinem Kritiker hatte er erfahren, daß ich auf dem Trockenen saß, und auf diese Weise wollte er mir helfen.

Vor allem, wenn wir berühmte Besucher von auswärts regalieren wollten, bevorzugten wir Wilhelms verräucherte Bude, zumal immer für interessante Begegnungen gesorgt war. Pfitzner, Prohaska, Hausegger, Weingartner und viele andere trafen sich dort mit Straube, Pembauer, Paur und zahlreichen Leipziger Musikern. Sehr sensationell waren die Besuche von Geheimrat Nikolai, der mit Spitzbart und Monokel den Dämonen des Krieges zu trotzen versuchte. Vordem war er Chefarzt der Berliner Charité gewesen, und an der Ostfront schrieb er dann mit großem Eifer als Gene-

ralarzt alles dauernd untauglich, was an unkriegerisch gesonnenen Menschen in seine Kompetenzen fiel. Wenn ich mich nicht irre, hatte er großen Anteil an der Erfindung des Kardiographen, den er besonders gern für seine defaitistischen Entscheidungen benutzt haben soll, weil dieses Beweismittel von Laien nicht widerlegt werden konnte, bis er schließlich abgesetzt wurde.

Darauf antwortete er mit einem gewaltigen Buch: Die Psychologie des Krieges. Obwohl das Buch sofort verboten wurde, war die Achtung vor seinem Gelehrtentum so groß, daß man sich regierungsseitig immer wieder ernstlich bemühte, mit ihm sozusagen ein Stillhalteabkommen zu erreichen. In dieser Zeit kam er im schlichten Zivil öfter zu Wilhelm, und wenn ich auch diesen Überzeugungsmut bewunderte, so konnte ich mir doch nicht die Frage verkneifen, ob er vielleicht glaube, daß das Deutsche Reich seinetwegen den Krieg aufgibt. Er demonstrierte in aller Öffentlichkeit die moralische Minderwertigkeit des deutschen Volkes, wobei er sich hartnäckig weigerte, auf alle Angebote der Militärmacht einzugehen und sich auf wissenschaftliche Arbeiten zu beschränken, bis das Ende des Krieges die Unbeschränktheit der politischen Meinungsäußerung wieder herstellte. Die bezaubernd schöne Frau Dr. Thesing, die ebenfalls Ärztin war, sekundierte ihm leidenschaftlich. Sie war Ungarin von Geburt und sozialistisch aus literarischer Begeisterung. Später heiratete sie den Reichsfinanzminister Dr. Hilferding, den eigentlichen Schöpfer der Rentenmark. Sie ist sich stets treu geblieben, aber sie geriet in immer neue Konflikte, weil nun einmal die Welt nicht so war, wie sie es sich sozialtheoretisch wünschte, und weil bereits die Eleganz ihrer Toiletten das Mißfallen der von ihr selbst gewählten sozialdemokratischen Parteifreunde erregte.

Die Fortsetzung war bitter. Nikolai wurde in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt, und dann erzählte man

sich, daß er als Arbeiter auf dem Flugplatz in Paderborn beschäftigt wurde. Einige Zeit danach sprach ich mit einem Flugzeugführer Silberhorn über die Tragik der politisierenden Gelehrsamkeit, während ich in Hannover ausgebildet wurde; und zufällig konnte der Flugzeugführer später in Paderborn den geheimrätlichen Arbeiter persönlich kennenlernen. Silberhorn hatte auf mich den Eindruck eines ungemein anständigen Menschen gemacht, und so verstand ich die (unverbürgte) Nachricht von seinem impulsiven Entschluß, Nikolai in sein Flugzeug zu setzen und mit ihm ins Ausland zu flüchten. Die Tat brachte beiden kein Glück. Nach dem Kriege wurde Nikolai in Berlin ausgepfiffen und auf Verlangen der Studenten aus der Universität ausgestoßen. Silberhorn wurde von einem meiner Freunde in Buenos Aires gesichtet, aber er verschwand mit einem wehmütigen Blick, bevor ihm die Zusicherung einer menschlichen Anteilnahme gemacht werden konnte. Trotz aller einseitigen Übertreibungen ist die gefährliche Psychologie des Krieges noch heute als eine Fundgrube für wissenswertes Material anzusehen.

Der treuste und Jahrzehnte hindurch tägliche Gast war der Direktor der Kunstakademie Professor Walter Tiemann, berühmt als Schöpfer schöner Schriften und Fleurons. Sein Freund Carl Heinz Poeschel war in Fachkreisen gleichberühmt als Drucker. Seine Offizin Poeschel & Trepte nahm unbestritten den ersten Rang im deutschen Erbe Gutenbergs ein, und ich bin heute noch stolz darauf, unter seinen kritischen Augen meine ersten typographischen Versuche unternommen zu haben. In diesen Kreis gehörten auch die Brüder Sonntag, die eigentlich nüchterne Kaufleute waren, aber aus Liebhaberei den Stil der Bucheinbände von Grund aus reformierten. Viele Bücher des Inselverlages und besonders die Inselserie zu 50 Pfennig mit ihren Riesenauflagen stammen aus ihrer Werkstatt. Ihre anregende Tätigkeit erlosch erst, als die Großbuchbindereien langsam den Charak-

ter verlegerischer Finanzierungsinstitute annahmen, wozu es den Gebrüdern Sonntag an Mitteln und an Interesse fehlte.

Am Nebentisch wechselten die modernen Verleger, unter denen Professor Kippenberg den Vorrang einer ungewöhnlichen Stabilität besaß. Er rühmte sich der Tatsache, grundsätzlich nicht mehr als höchstens zwei Stunden täglich zu arbeiten und trotzdem jahraus jahrein die gleichen Gewinne zu erzielen. Seine besondere verlegerische Neigung galt den „Lieben Toten", die keine Autorenhonorare verlangten. Da er während der fröhlichen Abendstunden häufig mit lauter Ansage von berühmten Leuten ans Telephon gerufen wurde, hatten wir ihn schwer in Verdacht, entsprechende Abmachungen mit seiner Sekretärin getroffen zu haben. Abgesehen von seiner eminenten verlegerischen Bedeutung wird er als Schöpfer der größten privaten Goethesammlung in die Kulturgeschichte eingehen. Deshalb war ich besonders überrascht, als er mir eines Tages ein stattliches Bändchen schenkte, das seine eigenen dichterischen Fähigkeiten bewies: Hunderte von Schüttelreimen, zu denen er treuherzig bemerkte, in lebenslanger Forschung wahrscheinlich sämtliche Möglichkeiten der deutschen Sprache erschöpft zu haben.

Neben ihm betonte der Verleger Rowohlt den Wagemut des Draufgängertums. Dazu muß man sich die Künstler und Autoren denken, die periodisch auftauchten und die Unterhaltung belebten. Am vierten Tisch saßen die Juristen, vor allem vom Reichsgericht, fast alles sehr trinkfeste Kumpane. Das Reizvolle an dem Klein Paris war, daß sich die sehr enge Verbundenheit aller Originale auch auf die unterschiedlichsten Disziplinen ausdehnte, sobald es sich um geistig-künstlerische Themen handelte. Den Juristentisch bildeten erstens der Senatspräsident Niedner, damals einer der bedeutendsten Juristen Deutschlands, den ich mich nicht entsinne, jemals trocken gesehen zu haben. Er bewies die Unbekümmertheit eines genialen Menschen, und wenn es bei

Wilhelm leer wurde, wanderte er – nach seinen eigenen Aussagen – in das dunkle Leipzig. Zweitens der Reichsgerichtsrat Baumgarten, der gern jede Gelegenheit wahrnahm, das Largo von Händel auf dem Cello vorzutragen. Wilhelm mochte ihn nicht leiden, weil er einmal verlangt hatte, daß er seine Bevorzugung billiger Weine mit Gläsern tarne, die sonst nur für wertvolle Sorten Verwendung fanden. Durch ihn bekam ich die Erlaubnis, an dem ungemein eindrucksvollen Schauspiel eines schwurgerichtlichen Plenums im Reichsgericht teilzunehmen. Sobald die höchsten Richter des Deutschen Reiches in ihren roten pelzverbrämten Roben Gericht hielten, verflog auch der geringste Zweifel an der Unbeirrbarkeit schicksalhafter Gerechtigkeit. Die Würde der Handlung in den dunkel getäfelten Sälen war so eindringlich, daß man eine Vorahnung vom Jüngsten Gericht zu bekommen glaubte.

Der dritte war ein pensionierter Landgerichtsdirektor, der sich dauernd im Zustande halber Trunkenheit befand und nur gelegentlich – dann aber mit unheimlich treffsicheren Bemerkungen – an der Unterhaltung teilnahm. In allen schwierigen Fragen galt er als zuverlässiges Orakel, auch wenn er anschließend an seine Urteile über die Tragik des Daseins zu weinen anfing.

Der vierte war inkonsequenterweise ein Altphilologe, der mit großer Inbrunst Choräle sang, am liebsten: Wie schön leuchtet der Morgenstern. Warum er hartnäckig bei den Juristen klebte, war unerfindlich. Eigentlich gehörte er zum nächsten Tisch, an dem die Universität pokulierte. Allerdings ging es mitunter ein wenig durcheinander.

Am meisten verehrte ich Professor Eulenburg, den weltbekannten Nationalökonomen, dem ich zuerst meine philosophischen und massenpsychologischen Entdeckungen anvertrauen durfte. Als ich ihn während des zweiten Weltkrieges – wir hatten uns in der Zwischenzeit nur selten gesehen – in Berlin besuchte, diskutierte ich mit mehreren gleichfalls

eingeladenen Professoren das Problem des Kunsterlebens, und entwickelte damit eine Theorie, die ich bereits als Student vertreten zu haben behauptete. Die gelehrten Herren widersprachen lebhaft der Möglichkeit eines so frühen Termins für eine von so vielen Erfahrungen abhängige Denkleistung, worauf Professor Eulenburg wortlos in seiner Bibliothek verschwand und mit einem Manuskript zurückkam, das ich ihm damals im Alter von dreiundzwanzig Jahren überreicht hatte. Es war die erste vollständigere Fassung der Analogik, mit der ich meine Behauptungen beweisen konnte. Der von jeher bewunderungswürdig aufgeschlossene Universitätslehrer hatte das dicke Bündel Schreibmaschinenseiten auf allen seinen Berufungen mitgeschleppt und sorgsam gehütet. Er war Halbjude, und obwohl er als Wissenschaftler privilegiert war, wurde er bald danach wegen heimlicher Unterstützung einer geflüchteten Jüdin in das Gefängnis am Alexanderplatz eingeliefert, wo er bei einem Bombenangriff umkam.

Nächst ihm habe ich damals die meisten Anregungen dem Kunsthistoriker Professor Dr. Suter zu danken. Die Öffentlichkeit kennt ihn als bedeutenden Lionardo-Forscher, aber seine Freunde haben erfahren, daß sein enzyklopädisches Wissen schlechthin alles einbegriff, was es auch außerhalb der Kunstgeschichte an Literatur, Musik und kulinarischen Genüssen auf Erden gibt. Ein sehr seltsamer Mensch, der die schwierigsten wissenschaftlichen Probleme zu lösen trachtete, ohne damals die Kraft oder auch nur das Interesse dafür aufzubringen, die Ergebnisse niederzuschreiben. Ganz nebenbei kam er damit heraus, daß er irgendwo in England eine unbekannte Arbeit von Sterne verborgen wußte, daß er den Verfasser der Juniusbriefe ermittelt hatte (es war *nicht* Sir Philip Francis), und daß er Originale von Pesello angeben konnte, jenes hochgerühmten Großvaters Pesellinos, dessen Werke sämtlich als verschollen galten. Sein

detektivischer Spürsinn war beängstigend, auch in Streitgesprächen. Aber stärker noch war seine Scheu vor Menschen und vor der Gefahr, seinen Denksport verantwortlich veröffentlichen zu müssen.

Von den vielen beteiligten Schauspielern möchte ich nur einen Mann beschreiben, der zwar keine Berühmtheit erlangte, aber mir persönlich den Reichtum einer großen Tradition erschloß.

Der erste Weltkrieg bedeutete wahrscheinlich das Ende der klassischen Schauspielkunst. Die großen Vertreter wie Sonnenthal, Matkowski, Mitterwurzer, Reimers und an erster Stelle Joseph Kainz waren abgetreten, und mit tiefer Trauer blickten wir auf eine miterlebte Vergangenheit voll Glanz, Schönheit und innerer Ausgeglichenheit zurück. Wer von Kainz als Mark Anton, als Hamlet, Romeo, Tasso oder auch als Fritzchen (Sudermann) bezaubert worden war, fand die Gegenwart fade. Vielleicht konnte noch Wüllner eine Idee davon vermitteln, was eigentlich Deklamieren heißt, und vielleicht trug ein Werner Kraus den Stil des wahrhaft königlichen Schauspielers in eine spätere Zeit, die ihn jedoch nicht mehr verstand und sein Rollenfach verwirrte.

Wenn Wüllner vor den dicht gedrängten fieberhaft gespannten Zuschauern ‚Die' Glocke oder ‚Das verschleierte Bild von Sais' vortrug, glaubte niemand, die Verse jemals vorher gehört zu haben. Wie ein Priester stand der schmale hochgewachsene Künstler auf den Stufen eines niedrigen Podiums, das zum Vorplatz eines Altars wurde. Fast gänzlich bewegungslos, die Augen blind für alle Vorgänge auf der Erde, so daß mir regelmäßig der auf Homer angewandte lateinische Satz einfiel: „Caecus fuisse dicitur." Vielleicht war es dieser auf das Jenseits gerichtete Blick, der die Blindheit zum Stilmerkmal des größten Rhapsoden werden ließ, da die Sage nicht mit der Wahrscheinlichkeit seiner Schreibgewandtheit vereinbart werden kann.

Die gleiche Bewegungslosigkeit benutzte auch Kainz als Tasso zur Wirkungserhöhung, um jedes, aber auch jedes einzelne Wort, und sei es nur eine Kopula, wie eine schöne Perle abzurunden und ihre Mannigfaltigkeit zu einem leuchtenden Geschmeide zusammenzufügen.

Diese modulationsreiche Sprachkunst gibt es nicht mehr. Manchmal hat noch Ludwig Hardt die Erinnerungen daran wachgerufen, wenn er in meinem Atelier um Mitternacht von heiligen Feuern entzündet wurde und Baudelaire, Heinrich Heine oder plattdeutsche Märchen vom Thron einer Sofalehne verschenkte. Aber in seinen öffentlichen Rezitationsabenden verlor er sich, dem abgewandelten Geschmack des Publikums entsprechend, sehr bald in Leichtfertigkeiten wie Imitationen bekannter Schauspieler, womit er zwar eine phänomenale Technik demonstrierte, aber jede Priesterschaft an der deutschen Klassik verleugnete.

Ich hatte vor dem ersten Weltkrieg im unbekümmerten Genuß des Vorhandenen nicht geahnt, von welchem Glück der ausgenutzten Gelegenheiten ich einmal sprechen könnte, doch während des Krieges dämmerte in mir langsam die Erkenntnis von der Unwiederbringlichkeit des alten Glanzes, als ich noch einige Vertreter der alten Garde privat kennenlernte. Ich beneidete meinen Freund Lothar Körner um sein Belauschen des großen Kainz durch den Türspalt seiner Garderobe, als sich dieser anschminkte und wegen seines Alterns zweifelnd vor dem Spiegel stand. In seiner geglaubten Einsamkeit begrüßte er höhnisch sein Spiegelbild: „Und das halten die Menschen für einen Romeo!“ Jedes Wort war im Stile der Burg einzeln betont, mit einem unvergleichlichen Pathos, das heute nicht mehr begriffen wird.

An den städtischen Bühnen in Leipzig, wo ich für Geheimrat Martersteig Bühnenbilder entwarf und auch praktisch aufbaute, lebte noch viel von dem klassischen Geist. Besonders war es ein alter Schauspieler, dem ich stundenlang

zuhören konnte, nicht allein wenn er Verse sprach, wie ich es nie wieder hören werde, sondern auch wenn er mit seinen wundervollen stimmlichen Mitteln Geschichten erzählte. Schauspieler sind meist gute Erzähler, aber selbst seine redesüchtigen Kollegen schwiegen sofort, wenn er mit seinen Schnurren anfing.

Emil Heyse war von Haus aus recht wohlhabend. Durch den Krieg blieb er jedoch von seinen Hilfsquellen abgeschnitten, denn sie lagen irgendwo in Österreich oder Ungarn, und deshalb befand er sich dauernd in Geldschwierigkeiten, bis wieder einmal ein Goldschiff in Leipzig landete, wo er an den beiden städtischen Theatern als verhältnismäßig hoch bezahlter Schauspieler beschäftigt war.

Er hatte schon in die älteren Rollen hinübergewechselt und fand sich darin mit viel Humor und spöttischer Selbstkritik zurecht. Wenn ich mich nicht irre, so nannte er sich früher einmal Miteigentümer des Wiener Volkstheaters. Tatsächlich war er ein grandseigneur, und zwar nicht nur im Bedarfsfalle auf der Bühne, sondern im ganzen Lebensraum, so daß mir seine Berufsausübung wie die Liebhaberei eines kunstsinnigen Fürsten erschien.

Natürlich kannte ich ihn schon lange von der Bühne her, doch unsere persönliche Bekanntschaft ergab sich erst anläßlich meiner Mitarbeit als Ausstattungsleiter bei den Proben für „Jedermann", und zwar auf eine recht unerwartete Weise. „Hast du schon deine neue Rolle bekommen?" fragte er mit seinem rollenden Organ die gute rundliche Heldenmutter Else, die sich erstaunt herumdrehte. „Was denn?" –

„Nächste Woche sollen die Proben für das neue Stück von Fritz Reuter: Onkel Bräsig, beginnen, und du spielst die Tante Bräsig." Else war verwirrt. Ich überlegte auch unsicher, daß es doch gar keine Tante Bräsig gibt. An den anderen Schauspielern merkte ich schnell, daß hier eine Verulkung im Gange war.

Emil beschrieb der immer blasser werdenden Else die besonderen Reize der Rolle, wie sie hochgeschürzt (hinten war sie ziemlich rund) rückwärts zum Publikum eine Hühnerleiter herunterklettern würde, welche Handgreiflichkeiten das bäuerliche Stück bedingte, und noch einige peinliche Intimitäten, wie sie nur der hypermoderne surrealistische Stückeschreiber Fritz Reuter erfinden konnte.

Else ging auseinander. Ihr Busen wogte vor Entrüstung, ihre rückseitigen Rundungen bebten, und schließlich fand sie ihre Sprache wieder: „Das tu ich nicht! Das mach' ich nicht! Das ist nicht mein Fach, das kann ich ablehnen!" –

„Ablehnen?" meinte Emil zweifelnd, „na, das versuche mal mit dem Geheimrat. Sei recht vorsichtig!"

Wie auf ein Stichwort hin erschien der ahnungslose Geheimrat mit dem Inspizienten. Else stürzte sich auf ihn, die Tränen kullerten ihr über die rundlichen Backen, und sie rief immer wieder weinerlich: „Herr Geheimrat, das tu ich nicht, das kann ich nicht! Lieber Herr Geheimrat, tun sie mir das nicht an, es ist zu schrecklich. Ich will ja alles machen, was sie verlangen, aber ersparen Sie mir diese Verletzung meiner fraulichen Würde. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber nicht in aller Öffentlichkeit diese Schande!"

„Mh, o, o, mh, sch, sch, o, o, o, aber liebe Else, was haben Sie denn nur," bemühte sich der Geheimrat, aber Else ließ ihn nicht zu Worte kommen. Sie drehte sich wie ein Pfau hin und her und verlegte sich aufs Schmeicheln. Jetzt wurde der Geheimrat fassungslos. Else war entweder liebestoll oder verrückt geworden. Alles grinste rundherum, und es hat lange gedauert, bis sich die Situation klärte.

„Wer hat denn den Unsinn aufgebracht?" donnerte der Gewaltige, der sich seinerseits bedroht fühlte, da ihn Else erleichtert zu liebkosen versuchte.

Emil ergriff sachlich und ernsthaft mit seinem hohl klingenden Organ im Namen seiner Kollegen, im Namen der

Stadt, der Menschlichkeit und aller himmlischen Gesetze das Wort. Nach der langen Einleitung entschied er, daß Else tatsächlich zur Liebhaberei nur in sehr engen Grenzen geeignet sei. Damit war nichts geklärt, und der Geheimrat sah sich nur noch mehr bedroht. Die Bühnenarbeiter verfolgten mit größter Spannung die weitere Entwicklung der Geschehnisse, denn ein Verhältnis des Geheimrats mit Else wäre ein äußerst interessanter Klatsch geworden.

Allmählich verdichtete sich jedoch die Frage nach dem Urheber. Emil tat ganz unschuldig und wies dann im Brustton innerer Überzeugung von der Wahrheit auf mich als Verkünder des Spielplans.

Der Geheimrat sah mich einen Augenblick ruhig an. Die Zuhörer waren baff, ich selbst aber auch. Bevor ich etwas erwidern konnte, schloß der Geheimrat die Szene mit einer kurzen Handbewegung ab, und ich fand niemals eine Gelegenheit zur Rechtfertigung oder Aufklärung. Am gleichen Abend saß ich mit meinem neuen Freunde Emil in Wilhelms Weinstuben und pokulierte.

Ein anderes Mal inszenierte Emil ein Duell. Wir hatten öfters sogenannte Geheimratslehrlinge, das heißt junge Regieaspiranten, die natürlich viele Gelegenheiten zu Verulkungen boten, denn sie besaßen keinerlei Facherfahrungen und beanspruchten trotzdem die Anerkennung ihres Daseins als zukünftige Direktoren. Natürlich waren es literaturbegeisterte Idealisten, die meines Wissens nur selten zu echten Theatermännern auswuchsen.

Der Verlauf des Duells, das mit allen Einzelheiten fabelhaft ausgestattet war – dazu gab es genügend Requisiten und Schauspieler –, wurde ein Mordstheater, das nur von einem einzigen Menschen ernst genommen wurde. Der arme Jüngling hatte eine Todesangst, als der Heldenvater Bruno sein Blut forderte und die schwarzen Reiterpistolen aus Wallensteins Lager zur Auswahl stellte.

Der Schlußeffekt war eine fingierte Razzia der Polizei. Der Geheimratslehrling wurde in einem stillen Ort versteckt und eingeschlossen. Leider vergaß man ihn vollständig, bis er nach vielen Stunden von einer mitleidigen Seele durch einen Zufall gefunden und befreit wurde.

Emil hatte bei seinen zahlreichen Einfällen sehr unter Strafgeldern zu leiden. Vorsichtshalber trieb er seinen Vorschuß immer bis an die Höchstgrenze, um sich eine mildere Behandlung zu sichern. Einmal sah ich ihn, wie er im Sturmschritt zur Kassenverwaltung lief, um einen Sondervorschuß durchzusetzen. Hinterher trafen wir uns im Kaffeehaus, und er erzählte, daß der Gerichtsvollzieher wieder einmal bei ihm gewesen sei.

Beim Anblick der vielen Schränke voll eleganter Kleidungsstücke strahlten die Augen des Beamten, der mit seinen Pfändungen beginnen wollte. Emil ließ ihn erst gewähren, und dann deutete er lächelnd wie Mephisto auf den funkelnagelneuen Straßenanzug, den der Beamte ausgewählt hatte: „Sagen Sie nur gleich im Theater Bescheid, daß heute abend nicht gespielt werden kann, weil Sie meinen auf der Bühne benötigten Anzug gepfändet haben!“

Der erschrockene Beamte suchte sich etwas anderes aus, aber es nützte ihm nichts. Emil mußte sich seinen Angaben nach zwölfmal umziehen, und das übrige brauchte er an den folgenden Tagen (am Abend wurde Wilhelm Tell gegeben, wobei er den Pfarrer Rösselmann spielte!).

Unverrichteter Dinge und mit betrübter Miene zog der Beamte wieder ab, denn auch das übrige Inventar gehörte diesem oder jenem Kollegen, dieser oder jener Freundin usw. Vorsichtshalber war Emil jedoch schnell zur Kassenverwaltung gerast, damit der Beamte auch dort kein Unheil mehr verüben konnte.

Wie schon gesagt, Emil war sehr vermögend, und es kam alles richtig in Ordnung. Nur liebte er keine Einschränkun-

gen in den Zwischenzeiten. Er war eben ein richtiger Aristokrat.

Abends bei der Aufführung von Wilhelm Tell leistete er sich eine tolle Sache, die ihm fast den Kragen gekostet hat.

Er spielte den Pfarrer Rösselmann. Das Haus war mit Schülern und Schülerinnen besetzt, die in der damals sehr strengen Zeit nur ganz brave Stücke besuchen durften, und Wilhelm Tell mag ohnehin nur so eben erlaubt gewesen sein.

Als der jugendliche Melchthal in der Rütli-Szene seinen bedenklichen Satz beginnen wollte, stieß ihn der alte Pfarrer Rösselmann unsanft in die Seite und übernahm mit seinem wild wehenden, langen weißen Bart die Worte:

Den Roßberg übernehm *ich* zu ersteigen,
Denn eine Dirn (!) des Schlosses ist mir hold . . .

Mit dem Pfarrer als Liebhaber war der Skandal fertig. Ob die Schüler und Schülerinnen die groteske Komik gemerkt haben, wurde nicht nachgeprüft. Es genügte, daß sich die halbe Bühne vor Lachen umdrehte und das Spiel ins Stocken kam.

Wieder ein anderes Mal wurde von Thoma „Erster Klasse" aufgeführt. Der hohe Regierungsbeamte alias Emil langweilte sich schrecklich. Als nun der Komiker Bertram in der Rolle des Zugführers die Station Unterdingharting ausrief, beugte sich Emil weit aus dem Abteilfenster und rief: „Bringen Sie mir doch mal eine Tasse Kaffee!"

Bertrams verdonnertes Gesicht erschien am Fenster: „Ja no, ahnen Kaffee gibts keinen net." – „Dann sorgen Sie auf der nächsten Station dafür!"

Das Spiel ging weiter. Oberdingharting kam und Emil donnerte dem armen Bertram mitten in das Stichwort hinein: „Wo bleibt der Kaffee?" Bertram stotterte etwas Unzusammenhängendes, aber Emil ließ nicht locker. Laut und im ganzen Hause bis zur obersten Galerie vernehmlich rief er ärgerlich: „Schicken Sie doch zum Café Ziesing

hinunter und lassen Sie die Tasse bis zur nächsten Station bringen!"

Ziesing war ein bekanntes Kaffeehaus gegenüber dem alten Theater, und diesmal war der Lacherfolg überreichlich. Den Kaffee hat er aber doch nicht bekommen. Und der Geheimrat war wieder einmal böse.

Geheimrat Martersteig hatte keinen guten Stand. Die in ihn gesetzten hohen Erwartungen hatte er nicht erfüllen können, denn er war kein methodischer Arbeiter und als Künstler zu flüchtig und zu launenhaft. Ein bissiger Kritiker der Leipziger Volkszeitung benutzte einmal eine Beschreibung des Verdeutschungsbemühens der Stadtverwaltung zu einem scharfen Angriff: „Es gibt keine Logen mehr, sondern nur noch Lauben, das Abonnement ist abgeschafft zugunsten eines Anrechts, die Garderobieren verschwinden – warum bleibt der Intendant?"

In der Theatergeschichte wird Martersteig stets ehrenvoll erwähnt werden, aber die Zeit ging vorüber, wo Theater mit Schaumschlägerei allzuoft verwechselt wurde. Emil entschwand gleichfalls. Sein Gehör ließ schnell nach und auch seine neuen Aufgaben im stummen Film konnten ihn nicht befriedigen. Er ging nach Wien zurück.

In Wilhelms Weinstuben war ich mit einem erheblichen Abstand der Jüngste, und es fällt mir nachträglich schwer, die Gründe dafür anzugeben, weshalb ich in der großen Familie mit aller Gleichberechtigung aufgenommen worden war. Ich selbst hatte nichts zu bieten als eine brennende Aufmerksamkeit. Vermutlich wurde mein geistiges Verdauungsvermögen anerkannt, und manchmal muß ich unfreiwillig die Wirkung einer Kontaktsubstanz ausgeübt haben. Das merkte ich daran, daß häufig Künstler meine Zuhörerschaft suchten, die in Zweifel und Selbstunsicherheit geraten waren. Mich überraschte die zugewiesene Rolle als Helfer bei künstlerischen Geburtswehen oder als Prallfläche für

überströmende Gemütsbewegungen, aber ich begriff schon damals, wie dringend jede schöpferische Leistung eines Echos bedarf, um für den Autor sichtbar und kritisierbar zu werden. So geschah es, daß ich hin und wieder sogar gerufen wurde, um am Vorabend von Premieren oder Konzerten systematische Psychotherapie zu treiben, ohne daß sich mehr als ein aufrichtiges Interesse und eine vorurteilslose Aufnahmebereitschaft mit dem Wort Systematik bezeichnen ließ. Erst viele Jahre danach wurde das Herausstacheln von künstlerischen Leistungen zur Teilaufgabe meines beruflichen Daseins.

Sehr im Gegensatz zu Wilhelms Weinstuben, wo die Arrivierten den Stil beherrschten, gaben im Café Merkur die Zukünftigen den Ton an. Am lebhaftesten die Edelkommunisten, die eifrig beschäftigt waren, die berufspolitischen Parteifreunde aus Arbeiterkreisen eine anarchische Zweckethik zu lehren. Ich gestehe, mich in dieser Umgebung sehr wohl gefühlt zu haben, denn obgleich ich den vorgetragenen Idealismus nicht teilte und auch nicht glaube, daß überhaupt jemals der massenpsychologische Strukturwille der Schöpfung durch Nivellierungsideologien überwunden werden kann, so baute sich doch auf der unzweifelhaft schönen Illusion des Kommunismus ein sehr ursprüngliches Menschentum auf.

Kulturhistorisch sollte man eine Ära der Kaffeehäuser bestimmen, die gleichfalls unterzugehen scheint. In Paris sammelte man sich im Café du Dôme, in München im Café Größenwahn, in Berlin war es das Romanische Café und in Wien das Café Central. Ich habe sie wiederholt zum Gegenstand des Studiums gemacht, und dabei gebe ich dem Café Merkur in Leipzig einen wichtigen Vorrang. Sein Hauptmerkmal waren über vierhundert verschiedene Tageszeitungen, die ein zwergenhafter Kellner mit Namen Fritz verwaltete. Der bärtige Gnom mit der hellen sächsischen Stimme

wußte auswendig, welche Zeitschriften und Zeitungen seine Kunden bevorzugten. Da eine Tasse Kaffee für 25 Pfennige dazu berechtigte, vom Nachmittag bis Mitternacht alle literarischen Quellen einschließlich einer kleinen Bibliothek an Nachschlagewerken zu benutzen, war die Einrichtung wahrhaft segensreich.

Auch hier hatte sich eine Aufteilung von Stammplätzen ergeben, die eifersüchtig eingehalten wurde. Im linken Flügel verkehrten internationale Schachspieler mit dem ihnen eigenen tödlichen Ernst, nach dem Vorbild des Café de la Régence in Paris. Die Prominenz bildete der Schachmeister Mieses, dessen blitzschnelles Kombinationsvermögen – übrigens auch im Skatspiel – in mir ein solches Minderwertigkeitsgefühl auslöste, daß ich jedes Vergnügen am Schachspiel verlor. Daneben saßen die konzentrierten Leser, die von dem andächtigen Schweigen der Zone profitieren wollten, zumeist Privatdozenten.

In diese Gegend kam ich nur selten, denn mein Interesse an einem so intensiven Zeitungslesen war minimal. Außerdem hatte ich mich dort einmal mißliebig gemacht, weil ich mit dem Germanisten Professor Merker laut zu diskutieren begann. Merker hatte gerade seine feierliche Antrittsvorlesung gehalten und suchte nach Zeitungskritiken, unter denen er nur eine einzige fand, die ihn befriedigte. Er hat sie mir akzentuiert vorgelesen und mit steigender Freude über das bewiesene Verständnis abzuwägen versucht, wer wohl der Verfasser gewesen sei. Ich bekannte mich selbst schuldig, und sein Erstaunen darüber brachte dem gerade aktuellen Thema eines Mindestalters zur Kritikberechtigung eine neue Wendung. Kurz vorher war es einem dreizehnjährigen Jünger des Café Merkur – gleichfalls unter einem Pseudonym – gelungen, mehrere Theaterkritiken im Leipziger Tageblatt erscheinen zu lassen, und dagegen hatten sich die Schauspieler gerichtlich gewehrt, jedoch erst, als der

Vater des Jungen durch die Bekundungen seines Stolzes die Sache ruchbar machte. Bevor Professor Merker zu einer Formulierung kam, hatte man mich unzweideutig von dem Volkswillen unterrichtet, lieber die andere Seite des Lokals aufzusuchen, wo auch das Wunderkind mit einer dicken zünftigen Hornbrille auf der Stupsnase saß.

Das Sofa in der Mitte der Hinterwand des rechten Flügels nahm Ilse von Stach in ziemlicher Breite ein und schrieb an ihren Dramen. Neben der Handel-Mazzetti wurde sie als bedeutendste katholische Dichterin gefeiert, und sie behauptete, nirgends so viel Ruhe zu finden wie im Lärm der Öffentlichkeit. Ihr Christelflein mit der Musik von Pfitzner ging über viele deutsche Bühnen. Sie entstammte einem Berliner Kreis, dem auch der Generalintendant Martersteig und der Anthroposoph Dr. Rudolf Steiner angehörten. Das Problem Steiner, der zunehmend von sich reden machte, war zwischen uns ein häufiges Unterhaltungsthema. Sie ärgerte sich darüber, daß Steiner die Existenz seiner Kinder verleugnete, wahrscheinlich, um nicht seine weibliche Anhängerschaft zu beunruhigen, und ich ärgerte mich, daß er meiner Tante Tina, die ihren Mann im Anfang des Krieges verloren hatte, immer wieder falsche Hoffnungen über dessen Rückkehr machte. Feierlich versicherte er ihr, meinen Onkel bei einer okkulten Fernschau deutlich lebend gesehen zu haben, und deshalb seien alle ihre Sorgen überflüssig. Als ich einmal meine Tante begleitete und das Gespräch auf seine Arbeit über die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes brachte, geriet Steiner in eine sonderbare Verlegenheit. Er akzeptierte meine Komplimente, doch seine bisherige Sprechweise eignete sich nicht mehr für das neue Thema, und er brauchte geraume Zeit, um sich umzustellen. Gerade diesen Zwiespalt seiner Natur wollte ich abtasten. Der Wert des genannten Werkes ist unzweifelhaft, aber nicht mit dem Bilde vereinbar, das ich von ihm im Kreise anhimmelnder

älterer Damen gewann. Ilse von Stach hatte hierüber sehr radikale Ansichten.

In der Gefolgschaft der Dichterin tauchte hin und wieder ein junger Bildhauer auf, den sie patronisierte. Seine Nebenbeschäftigung war die Erzgießerei, und darüber kam es zu einem heillosen Krach. Ein sehr begabter junger Kunsthistoriker mit Namen Holz hatte ihm bei aller Anerkennung der technischen Qualitäten die künstlerischen Fähigkeiten in einem Zeitungsreferat gänzlich abgesprochen, und das erregte in dem Bildhauer einen solchen Sturm, daß er den Kritiker zum Duell herausforderte. Holz, der übrigens später Direktor des Museums in Oldenburg wurde, vergaß seinerseits alle individualistischen Grundsätze und war voll sittlicher Empörung zu diesem Unsinn bereit. Ich führte die Verhandlungen so zögernd, daß sich beide allmählich der Lächerlichkeit ihres Beginnens ganz von selbst bewußt wurden, ohne mich zum Blitzableiter zu machen. Aber der Bildhauer ging erbittert nach Berlin, wo er sich auf die Schriftstellerei verlegte und damit endlich die richtigen Ausdrucksmittel für sein unzweifelhaft künstlerisches Gedrängtwerden fand. Sein Name war Kurt Kluge, und sein erfolgreichster Roman ist: Der Herr Kortüm.

Hasenclever, nach dessen pathetischer Erklärung wir alle am Strick vor dem Staatsanwalt hingen, tauchte nur anfangs sporadisch auf. Er mußte sehr bald ins Feld, und um ihn zu schonen, soll sein Verleger Kurt Wolff ihn als Bursche reklamiert haben. Dagegen blieb Werfel dem Stammtisch im Merkur lange Zeit treu, bis er nach Wien übersiedelte und im Café Central residierte.

Werfel war auch persönlich ungemein liebenswert. Obgleich sein Ruhm schon damals fest gegründet war, blieb er bescheiden und in einem erstaunlichen Maße unbefangen. Wie ein Kind freute er sich jeden Tag von neuem über die kleinsten Begebenheiten. Als Sohn eines reichen Prager Ge-

treidehändlers glitt sein Leben sorglos dahin, und er vermochte so richtig hemmungslos zu bummeln, nächtelang, ohne den Geistreichen zu spielen. Sehr schön konnte man sein breites Gesicht mit dem großen sinnlichen Mund nicht nennen, aber wenn ihn irgendeine Idee ergriff, so glaubte man die dunklen Kinderaugen in ein apollinisches Gesicht übertragen zu sehen. Das erlebte ich einmal sehr einprägsam, als ich ihm zu Hause meine väterliche Steinsammlung zeigte und er sich an den kristallenen Spielereien der Natur mit Gold und Edelsteinen sichtlich berauschte.

Merkwürdigerweise habe ich nie gehört, daß er sich an einem Klatsch beteiligte, der bekanntlich den Hauptinhalt aller Kaffeehausgespräche bildet. Er saugte alles Wissenswerte in sich hinein, machte beim Zuhören gläubige Augen und überraschte durch häufig geradezu kindliche Fragen, ohne im geringsten auf sein geistiges Renommée bedacht zu sein.

Der Name Becher kam unter den Gästen zweimal vor, und beide waren Dichter. Der eine rangierte unter den Expressionisten, und der andere arbeitete an einer Umformung des zweiteiligen Faust zu einem einzigen spielbaren Schauspiel. Mein Freund Suter schätzte sie beide hoch ein, während ich in Johannes R. Becher erst mit Hilfe seiner wunderbaren Gedichte aus der Emigration das Schöpferische entdeckte.

Mehrere der Gäste waren mir altvertraut, obgleich ich mit ihnen nie ein Wort gewechselt hatte. Viele Ausländer hofften das literarische Café als kosmopolitischen Ruhepunkt sichern zu können, und dabei blieben sie um ihre Unauffälligkeit besorgt. Einer von ihnen war ein Doppelgänger E. v. Keyserlingks mit der fallenden Gehweise eines Tabetikers. Der andere, ein Spanier – wie ich aus seiner Zeitungswahl erriet –, zwängte seinen mächtigen Eierschädel in einen so hohen steifen Kragen, daß er seine Blickrichtung mit den

Schultern dirigieren mußte. Dazu kamen mehrere Zentralamerikaner, und in ihrer Nähe hielt sich ein Italiener mit Namen Risigari auf, der in vierundzwanzig Sprachen Unterricht gab. Ich selbst begann zusammen mit einem alten Schulfreund bei ihm Türkisch zu lernen, aus einer abenteuerlichen Absicht heraus, den Kriegsdienst im Nahen Osten abzuleisten. Allzu lange hielt ich nicht durch, während mein Freund, der Erbe der bekannten Landwirtschaftlichen Maschinenfabrik Rudolf Sack in Leipzig, tatsächlich während des Krieges in der Türkei Verwendung fand, wohin er geschäftliche Beziehungen unterhielt.

In seiner Sprachgewandtheit wurde Risigari von dem Onkel meines graphischen Kollegen Einschlag übertroffen. Einschlag selbst belegte seinen Stammplatz an der Innenwand, und jedes Mal, wenn ich ihn traf, hatte er etwas Interessantes zu zeigen. Er beanspruchte regelmäßig einen Extrastuhl für die Mappen und Bücher, die er herumschleppte, wie es denn überhaupt vielfach Gepflogenheit war, irgendwelche antiquarische Entdeckungen, seltene Drucke und auch eigene kleine Radierungen oder Holzschnitte mitzubringen und herumzuzeigen, zumeist mit schlecht gespielter Absichtslosigkeit.

Sein Onkel kam nur gelegentlich auf der Suche nach fremdsprachlichen Zeitungen hinzu. Er war ein berühmter Mann, ein Phänomen erster Ordnung, der am Reichsgericht als Dolmetscher für dreiunddreißig Sprachen angestellt war, also diese Sprachen mit einer Vollständigkeit und Sicherheit beherrschen mußte, daß reichsgerichtliche Entscheidungen über Leben und Tod ermöglicht wurden. Sein deutscher Name Armenhaus bezeichnete einen kleinen galizischen Juden mit einem ungewöhnlichen persönlichen Charme. Sein schöner Gelehrtenkopf fiel trotz seiner großen Bescheidenheit sofort auf, und die Lebhaftigkeit seiner freundlichen und – wie so häufig bei bedeutenden Leuten – kindlich treuherzigen Augen

gewann sofort jeden Gesprächspartner. Während der Leipziger Messe mit ihrem vormals gewaltigen Strom an exotischen Fremden bot er sich allseitig kostenlos als Führer an, immer auf der Jagd nach sprachlichen Sensationen. Besonders gern verdingte er sich als Kindermädchen, da er nicht nur sehr kinderlieb war, sondern aus den sprachlichen Grundbestandteilen sehr viel Belehrung zu ziehen behauptete. Einmal besuchte er mich mit zwei kleinen Siamesinnen, die man ihm anvertraut hatte, und die an ihm wie Kletten hingen. Andererseits fehlte ihm jeglicher Geldsinn. Was er beruflich einnahm, verschenkte er rundum, ohne nachzudenken und ohne sich um die gutgemeinten Proteste in seiner eigenen Familie zu kümmern.

Die beiden anderen Maler am Tisch von Einschlag hießen Hamm und Semm, wobei ulkigerweise Hamm der Jude und Semm einer der seltenen waschechten Leipziger war. Der erstere kam aus dem Stilbereich von Renoir und ich kannte ihn schon vom Café du Dôme in Paris. Er mußte sehr bald zu den Soldaten einrücken, und aus dem Kriege ist er nicht mehr heimgekehrt, so daß die in ihn gesetzten großen Hoffnungen unerfüllt blieben. Der zweite hatte meiner Ansicht nach den verfeinertsten Farbensinn aller mir bekannten lebenden deutschen Künstler, fast wie ein Matisse. Die öffentliche Kunstkritik seiner Zeit hat ihn nicht genügend anerkannt, weil seine Bilder anfänglich unter einer gewissen Strukturlosigkeit litten. Er glaubte sogar selbst, zeichnerisch unvermögend zu sein – was keineswegs der Fall war –, und er bat mich oft um Vorzeichnungen für seine Farbenkompositionen. Nach dem ersten Weltkrieg hat er herrliche Arbeiten geschaffen, vor allem, als wir ihm lange Reisen nach Spanien, Teneriffa und Nordafrika ermöglichten. Die Zukunft wird entscheiden, ob ich mit meinem Urteil recht behalte.

Die Musiker unter den Stammgästen kamen immer erst spät abends, nach den Konzerten. Schauspieler waren selten.

Einmal verschleppten wir Bassermann in das Café Merkur, aber er fühlte sich sehr unbehaglich, da er schon damals – nach seinen eigenen wiederholten Erklärungen – ohne seine Frau Else unter einem Gefühl der Unsicherheit litt.

Der nächste Kreis waren Kunsthistoriker im Schatten des alten Kurzwelly, einem Redakteur des Künstlerlexikons Thieme-Becker. Das war wieder ein richtiges Original und ein ungemein gelehrtes Haus. Nicht allein, daß er als lebendiges Lexikon diente und dauernd um Auskünfte angegangen wurde, sondern er hatte zugleich für alle menschlichen Angelegenheiten eine entwirrende Instinkt- und Blicksicherheit. Dabei war er gänzlich ohne Ehrgeiz und durchaus zufrieden, mit einem sehr kleinen Gehalt ein überaus bescheidenes Dasein fristen zu können.

Trotz seiner finanziellen Beengtheit zögerte er nicht, Verpflichtungen der Nächstenhilfe zu übernehmen, wenn die Frage an ihn herantrat, wie ich mit einem schönen Beispiel bestätigen kann. Ihm war bei Hannes, einem Restaurant am Gewandhaus, wo er oft zu Abend aß, mehrfach ein kleines Mädchen aufgefallen, und zwar nicht allein durch seine edlen Züge, sondern auch durch Merkmale einer bedrohlichen Krankheit. Das Kind holte gewohnheitsmäßig – wie es früher üblich war – in einem Kruge Bier für zu Hause. Kurzwellys Nachforschungen ergaben einen merkwürdigen Roman, den er jedoch nur durch einen Zufall vervollständigen konnte. Einige Zeit nach seinen ersten Beobachtungen traf er auf der Straße eine alte, sehr einfach gekleidete Frau, die sich mit dem Kind zu verständigen suchte, aber mangels deutscher Sprachkenntnisse keinen Erfolg hatte. Kurzwelly bot seine Hilfe an, und dabei erfuhr er die ganze Geschichte.

Das kleine Mädchen stammte aus Dänemark, wo es als unehelicher Säugling mit einigem Geld einem Seemann mit dem Auftrag übergeben worden war, für sein Verschwinden in Amerika zu sorgen. Der Seemann trat es in New York

an eine Frau ab, die ein unmoralisches Gewerbe ausübte und schließlich in der Goldgräberstadt Cripple Creek im Felsengebirge landete. Der Grund für diese sorgende Liebe soll in der Schönheit des Kindes gelegen haben; vielleicht rettete die Sünderin sich damit das befriedigende Gefühl eines bürgerlichen Opfers. Nach geraumer Zeit gelangte das kleine Mädchen in die Hände eines kinderlosen Ehepaares, ehemalige Goldgräber, die trotz ihrer offenbar sehr bescheidenen Verhältnisse alles daran wandten, um dem Geschenk Gottes die örtlich bestmögliche Erziehung angedeihen zu lassen.

Schließlich fühlten sie sich sogar verpflichtet, das Mädchen nach Europa zu schicken, und zwar nach Leipzig, weil sie in ihm eine bedeutsame musikalische Begabung entdeckt zu haben glaubten. Auf diese Weise kam es zu einem Schulmeister in Pension und erhielt Violinunterricht. Leider stellte Kurzwelly fest, daß der Schulmeister sehr wohl die regelmäßigen Zahlungen aus USA. einkassierte, aber nicht nur die Nachrichten an das Ehepaar in Cripple Creek versäumte, sondern zugleich das Kind gröblich vernachlässigte und wie einen dienstbaren Geist ausnutzte. Als die alte Pflegemutter den erstaunlichen Mut aufbrachte, aus der Goldgräberstadt über den Atlantik nach Leipzig zu fahren, verweigerte der Schulmeister die Herausgabe oder auch nur ein Wiedersehen mit dem Kinde. Dies Verfahren war um so leichter, als die alte Amerikanerin kein Wort Deutsch verstand und vor allem auch keinen Rechtstitel vorlegen konnte.

Kurzwelly brachte Ordnung in die Sache. Von nun an übernahm er die Sorge um das Kind, ließ es gründlich auskurieren und überwachte das Studium. Als ich das Mädchen kennenlernte, war es etwa fünfzehn Jahre alt, ein wirklich sehr attraktives Geschöpf, das nicht nur durch seine feine Schönheit, sondern auch durch seine sympathische Empfindsamkeit die Romantik einer sozusagen fürstlichen Herkunft wahrscheinlich machte. Allerdings muß man sich die

Erziehung durch einen Kurzwelly ohnehin veredelnd vorstellen. Diesbezügliche Nachforschungen, die jetzt auch von Amerika aus betrieben wurden, gelangten nicht über die Bestätigung der dänischen Abstammung hinaus. Man hatte noch einige Andeutungen über Einbeziehung sozial sehr hoher Kreise gesammelt, aber merkwürdigerweise sollen von einem gewissen Punkt an auch die Behörden in Kopenhagen forschungsunlustig geworden sein.

Leider habe ich selbst das Mädchen nie Violine spielen gehört. Kurzwelly beteuerte die Objektivität seiner guten Meinung, und auch alle anderen Zeugen prophezeiten ihr eine große Zukunft. Aber wie es bei weiblichen Wesen oft geschieht, die stolzen Pläne fielen ins Wasser, weil eines Tages ein junger Mann aus guter Familie alle Vorurteile über die fragwürdige Vergangenheit beiseite zu räumen vermochte und sie der bürgerlichen Anonymität einer Ehefrau zurückgewann. Kurzwelly ist bald danach gestorben; wenn ich mich recht entsinne, bei dem Buchstaben P des Lexikons.

Den Abschluß der lokalen Gemeinde bilden die Literaten, insbesondere Tagesschriftsteller und Gelegenheitsverfasser. Die interessanteste Figur darunter war eigentlich Musiker von Beruf. Doch als Mitglied des ehemals so berühmten und oft schlecht nachgemachten Überbrettls unter der Führung von Wolzogen hatte er die Aufgabe übernommen, kleine Geschichten mit musikalischer Untermalung zu erzählen. Von diesem Scharfrichter existiert sogar eine Biographie, die er mir einmal aus Anlaß einer kleinen Unterstützung mit der pompösen Adresse: „An meinen unwissentlichen Lebensretter" schenkte. Sein Name war Woldemar Sachs, seine Gestalt war klein, bucklig, verhutzelt mit übergroßen Augen, seine Stimme durchdringend und erstaunlich modulationsreich. Sein Klavierhusarentum war ungemein einfallsreich.

Da er sich trotz seiner Lebensweise, die einen Diogenes erschüttert hätte, stets in Geldschwierigkeiten befand, ver-

kaufte er im Café Merkur seine kleinen Schnurren an themenhungrige Zeilenschinder für fünf bis zwanzig Mark, je nach der Länge und Verwertbarkeit. Sobald man an seinen Tisch trat, mußte man erst das Versprechen abgeben, die Vorrechte des Käufers zu respektieren, der gerade einen Vorschuß in Gestalt einer Tasse Kaffee bezahlt hatte.

Woldemar Sachs war der Klavierlehrer der letzten deutschen Kaiserin gewesen, und von ihm stammte die viel belachte diplomatische Antwort, die er einmal der Kaiserin auf eine Frage nach dem Wert eines sehr beliebten Musikers erteilte: „In Dingen der Kunst kann ich nur die Wahrheit sagen. Ich bitte Ew. Majestät mir zugute zu halten, daß ich mich nicht durch Höflichkeit oder Ergebenheit beeinflussen lasse, ich darf mir nicht untreu werden . . . usw." Die Kaiserin begriff und sagte: „Sie sind ein echter Künstler!" – Auf diese Weise fand die Frage ohne eine sachliche Antwort ihre Erledigung.

Die Geschichten, die er verkaufte, handelten fast stets vom Dalles, selbst wenn sie später umgeformt wurden. Einmal erzählte er, wie er an einem Flußufer zu ertrinken drohte und verzweifelt die Leute um Hilfe rief, die in der Nähe mit dem Sammeln von Reisig beschäftigt waren. Mitleidig warfen sie ihm einzelne Zweiglein zu, immer mehr, und doch konnte er damit nicht genügend Tragfähigkeit gewinnen, um das rettende Ufer zu erreichen. Bevor er außer Hörweite trieb und unterging, rief er vorwurfsvoll: „Hättet ihr mir nur ein einziges solides Reisigbündel zugeworfen, so hättet ihr mich gerettet und zugleich die Hälfte des sinnlos geopferten Reisigs gespart. Wie ungeschickt sind die Menschen, wenn sie wohltätig sein wollen!"

Daraus entstand eine soziologische Geschichte, die sehr umständlich ausgeschmückt wurde und die Bewegungsrichtung umkehrte. Dieses Mal war es eine Menge Menschen, die in einen Sumpf geraten war und darin zu versinken

drohte. Der stärkste unter ihnen schlug vor, daß alle gemeinsam ihre Kräfte darauf konzentrieren sollten, ihn allein herauf zu heben, damit er das hohe Ufer erreichte, auch wenn alle anderen mit dieser Anstrengung selbst etwas tiefer in den Schlamm gerieten. Vom festen Boden aus könne er dann seine Gefährten einzeln herausholen. Dieses Vorrecht, der erste zu sein, sollte jedoch keinem einzigen zugebilligt werden. Man entschied sich in den langen Debatten für absolute Gleichberechtigung, und getreu diesem Dogma kamen sie alle um. Preis zehn Mark.

KARTOFFELSALAT

1915. Das kunsthistorische Institut in Leipzig stand damals unter der Leitung von Geheimrat Schmarsow, der in seinem Fach zweifellos außerordentlich bedeutend war, aber als Mensch so seltsame Eigenheiten zeigte, daß die geheiligten Räume von einem zwiespältigen Geist beherrscht wurden. Eigentlich waren die Verhältnisse ziemlich unmöglich, und die Sache nahm auch mit der Pensionierung des Geheimrats ein vorzeitiges Ende.

Vor allem haßte Schmarsow alle weiblichen Wesen, und die Willkür seiner Anordnungen ließ dies sehr deutlich werden. Als ich mich mit einiger Unverfrorenheit gleich zu Beginn des ersten Semesters für das Seminar meldete, schloß ich mich einer Gruppe von ängstlichen Menschen an, die gleich mir auf den Zulassungsbescheid warteten. Der Famulus, ein freundlicher junger Mann mit Namen Bob Schulze, stärkte mein inzwischen bereits schwindendes Selbstvertrauen, aber sobald der strenge Herr Geheimrat erschien, fühlte ich mich verloren.

Einer nach dem anderen wurde wegen ungenügender Vorbildung abgelehnt. Eine junge Dame, die vor mir stand, hatte bereits ihr Staatsexamen gemacht, und trotzdem verweigerte ihr Schmarsow die Anerkennung als Seminarmitglied. Als ich an die Reihe kam, mußte ich bekennen, bisher in Deutschland noch nicht immatrikuliert gewesen zu sein, noch kein kunsthistorisches Kolleg besucht zu haben und überhaupt akademisch als Anfänger gelten zu müssen.

Vielleicht war er über meine Frechheit verwundert. Jedenfalls war ich sofort mit einer wenn auch zögernden Handbewegung entlassen.

Auf dem Korridor holte mich Bob Schulze ein und versicherte mir, das Ganze sei ein großer Irrtum, und ich möchte sofort den Geheimrat im Allerheiligsten aufsuchen. Hier bekam ich tatsächlich die überraschende Mitteilung, ich sei im Seminar „vorläufig" aufgenommen. Der Grund lag in persönlichen Empfehlungen.

Die Zeit war ungemein lehrreich, trotz aller Wunderlichkeiten des Institutsbetriebes. Mit dem Famulus Bob Schulze freundete ich mich sehr bald an, und das erleichterte auch meine Situation in der ungewohnten Umgebung.

Anläßlich eines Theaterbesuches erfuhr ich, daß Bob eine Schwester besaß. Sie war eines der schönsten Mädchen, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Ihr Haar war dunkel, ihre Haut hell, sehr rein und seidig. Schminke kannte man damals noch nicht, und außerdem war sie erst achtzehn Jahre alt.

Ihre Figur war nicht groß, jedoch schmal, ihre Bewegungen erinnerten in ihrer zaghaften Natürlichkeit an ein junges Reh. Das Schönste aber waren ihre Kirschenaugen.

Zu dieser Zeit war ich dreiundzwanzig Jahre alt, und in diesem Alter ist man maßlos dumm. Die Schönheit, Anmut und die Mädchenhaftigkeit haben mich hell begeistert, aber um solche Kostbarkeiten richtig begreifen zu können, muß man eben älter sein, im allgemeinen so alt, daß alles Wissen schon keinen Sinn mehr hat.

Es ist in der Welt durchaus verkehrt eingerichtet. Der einzige allerdings schwache Trost liegt in der Tatsache, daß andere Leute ebenso dumm sind. Was sieht man doch manchmal für entzückende weibliche Geschöpfe, denen die jungen Herren, die es angehen sollte, völlig verständnislos gegenüberstehen. Die Jugend kennt nicht das Glück, ein liebenswertes Wesen um seiner selbst willen verwöhnen zu dürfen, und einen dankbaren, liebevollen Blick höher einzuschätzen als alles, was mit den Maßstäben der kritischen Vernunft ermittelt werden kann. Ich glaube nicht, daß sich

mit zunehmendem Alter der Geschmack wandelt. Ich glaube nur, daß man klüger und hellsichtiger wird.

Betty zog mit dem Ausweis sachlicher Anerkennung in mein Herz ein, und zwar in die Schublade, wo ich Erinnerungen an objektiv schöne Dinge aufbewahrte.

Mit achtzehn Jahren pflegen die Mädchen von heute erwachsen und selbständig zu sein. Die braven Mädchen der alten Zeit waren dagegen mit achtzehn Jahren noch richtige Kinder und höchstens selbst wieder verheiratet, so daß sie aus der Kinderei gar nicht herauskamen. Ich hatte die größte Mühe, meinen Freund Bob dazu zu bewegen, sich mit Betty unserem Kreis von Kunsthistorikern anzuschließen und nach dem Theater noch einen Kaffee zu trinken.

Ein Kaffeehaus kam wegen des Mädchens überhaupt nicht in Frage. Schließlich einigten wir uns auf das altehrwürdige und denkbar respektable Leipziger Lokal mit dem Namen: Kaffeebaum. Hier erfuhr ich, daß Betty zum ersten Mal in einem „Lokal" war und sich dementsprechend in der für sie neuen Welt der Erwachsenen mit einiger Scheu umsah.

Ihre Kirschenaugen erforschten zögernd die Gegend und die Menschen. Gesprochen hat sie wenig. Und ich dummer Junge fand das fade.

Ich Schafskopf bildete mir ein, wissenschaftliches Interesse von einem Mädchen verlangen zu müssen, und in dieser falschen Richtung brachte mir das weibliche Geschlecht fast nur Enttäuschungen. Also ließ ich sie links liegen und unterhielt mich mit den anderen. Ein klein bißchen fühlte ich denn doch einen unbekannten Wurm bohren, besonders wenn ich mich mit gespielter Absichtslosigkeit und Flüchtigkeit nach ihr umdrehte. Dann sah ich ihre süßen Kirschenaugen ein wenig verwundert, ein wenig vorwurfsvoll und ein ganz klein wenig traurig auf mir ruhen, aber nur einen Augenblick, und dann blickten wir sofort irgendwo an die Decke oder auf den Tisch.

Es ist wohl nötig, die so gänzlich andere Welt zu beschreiben, in der Mädchen von damals aufwuchsen. Die Trennung der Geschlechter war ziemlich streng. Poussieren gab es nicht. Allein ausgehen war unmöglich. Wir Jungen sahen in den Mädchen eine Art überempfindlicher Porzellanfiguren, denen man nicht zu nahe kommen durfte. Ein Alleinsein, auch auf der Straße am hellen Tage, war undenkbar. Das Mädchen hätte sofort als kompromittiert gegolten.

Natürlich kritisierte man nicht, sondern betrachtete diese Weltordnung als ewig und unumstößlich. Alle handgreiflichen Liebeleien blieben außerhalb der „Gesellschaft", es sei denn, daß man bereits zu Konsequenzen entschlossen war. Heute findet man das albern und menschenunwürdig, aber die heutige Moral – sofern man überhaupt den Begriff Moral auf voreheliche Beziehungen ausdehnt – läßt erkennen, daß die überaus strenge Obhut junger Mädchen gar nicht so sinnlos gewesen sein kann. Die Jugend ist nun mal dumm und zu keiner Selbstverantwortlichkeit befähigt, heute ebenso wenig wie damals.

Demgemäß habe ich Betty nur selten gesehen. In Begleitung ihrer Mama besuchte sie mich einmal in meinem Atelier, und eines Tages wurde ich zum Abendessen eingeladen.

Die Sache hatte einen großen Haken. Ich wußte von Bob, daß sie sehr, sehr arm waren, und ich fürchtete, den häuslichen Etat mit meinem Besuch übermäßig zu belasten. Die gute alte Zeit hatte die in kleinen Bürgerkreisen nachteilige Besonderheit, daß die richtige Armut damals nur sehr ungern zugegeben wurde.

Papa Schulze war einmal ein reicher Mann gewesen. Er war Amerikaner, und mit dem ererbten Reichtum hatte er, der Sitte seiner englisch-amerikanischen Zeit entsprechend, als „gentleman" gelebt, d. h. nie einen Beruf ausgeübt und nie gearbeitet. Das Unglück kam durch einen Bürgschaftsbetrug, mit dem ihn ein Freund hereinlegte. Das einzige,

was man ihm ließ, war ein Teil seiner Sammlungen und Bücher, deren Wert wohl schwer zu ermitteln war. Diesen Rest seiner Habe hat er bis auf wenige Ausnahmen verkauft, und von den Zinsen des kleinen Kapitals versuchte er, sich in dem billigen Deutschland einigermaßen über Wasser zu halten. Aber Bob wäre beleidigt gewesen, wenn ich mit einer erfundenen Ausrede erst nach dem Essen gekommen wäre.

Das kleine Wohnzimmer war denkbar gemütlich, und ich erlebte viele Überraschungen. Neben ein paar unansehnlichen Korbstühlen fand ich Mahagonimöbel mit schönen Intarsien, Restbestandteile der alten Zeit. Voll berechtigtem Stolz zeigte mir Papa Schulze einige herrliche Gemmen unter einem starken Vergrößerungsglas, und dazu legte er die Erstausgabe von Pilgrims Progress.

Zum Abendessen gab es Kartoffelsalat. Einfach Kartoffelsalat mit etwas Brot und Butter. Munter legte ich mir aus der großen Schüssel eine anständige Portion auf den Teller.

Der zweite Bissen blieb mir beinahe im Munde stecken.

Donnerwetter, dachte ich, das ist ja toll.

So einen Kartoffelsalat hatte ich noch nicht gegessen. Ich schmeckte und schmeckte andachtsvoll, ohne noch an die Außenwelt zu denken. Dann legte ich die Gabel an den Tellerrand und dachte nach. Ist so etwas möglich?

In einem der Märchen von Hauff wird ein Salat beschrieben, der mit seinen geheimnisvollen Kräutern das Schönste sein soll, was es an kulinarischen Genüssen gibt. Ich sah den kleinen Zwerg mit der großen Nase vor dem Herd stehen und hantieren, während die zur Gans verzauberte Prinzessin im Küchengarten nach Gewürzen suchte. Es war ein Salat gewesen, der den Zwerg wieder in einen Menschen verwandelte, nach dessen Genuß man zu einem neuen königlichen Dasein erwachte. Diesmal war die Wirkung umgekehrt. Ich fühlte mich verzaubert, statt entzaubert, aber es war wie in einem Märchen.

Vor mir saß die holde Prinzessin mit ihren dunklen Kirschenaugen und blickte so lieb auf den Salat und mich, als ob sie auf die Befreiung aus irdischer Gebundenheit wartete.

In dem kleinen Raum war es still geworden, und dadurch wurde ich an die Anwesenheit der anderen Familienmitglieder erinnert. Es war in den guten alten Zeiten zwar streng verpönt, vom Essen zu sprechen, aber unwillkürlich sagte ich halblaut: Gott, wie zauberhaft ist der Salat.

Das war ein Stichwort, wie ich jetzt merkte. Alles lachte und freute sich. Ein wenig benommen sah ich mich fragend um, ohne daß ich zuerst eine Antwort bekam. Nur Betty nickte mir mit einer Art zärtlicher Genugtuung zu. Sie schien mit sich und der Welt zufrieden zu sein.

Dann erklärte mir der Alte die Sachlage.

Sein nach modernem Maßstab nutzloses Dasein widmete er unterschiedlichsten Verfeinerungen des Daseins, und dazu gehörte auch die Kultur des Gaumens. Viele Jahre hatte er damit zugebracht, alle erreichbaren Gewürze der Welt zu studieren, mit ihnen zu komponieren und Geschmackssensationen raffiniertester Art zu erfinden. So entstand im Laufe der Zeit ein Kartoffelsalat, für den sechzig verschiedene Zutaten benötigt wurden. Ansehen konnte man dem Salat nichts, denn er sah so aus wie üblich. Auch der Geschmack war eigentlich nicht unüblich, gar nicht etwa aufdringlich gewürzt. Aber es war irgendein feierlicher Zusammenklang, ein gewisses Etwas, das sich nicht beschreiben läßt. Es war ein Märchen.

Das Problem der Einladung hatte die Familie lange beschäftigt. Tage hindurch war darüber diskutiert worden, ob man mit den bescheidenen Mitteln einen Vertreter der jeunesse dorée (dazu wurde ich irrtümlicherweise gerechnet) einladen könnte, aber endlich hatte man den Versuch gewagt. Es war gewissermaßen eine Prüfung, ob ich Geschmackskultur genug besäße, um wahre Kunst zu erkennen

und mich durch Kunst an Stelle einer Reichhaltigkeit entschädigt zu fühlen.

Das war nun geglückt. Der Alte war stolz auf meine nunmehr ungehemmten Lobpreisungen. Bob fühlte sich erlöst, denn er hatte öfter in meinem Elternhaus gegessen und wegen des fehlenden Drum und Dran Angst gehabt. Die hausmütterliche Mama war zufrieden und ich im besonderen Maße. Erstens aß ich mit Begeisterung weiter, und zweitens dachte ich mit Erleichterung darüber nach, wie katastrophal es hätte werden können, wenn ich mit meiner leider so häufigen Geistesabwesenheit bei dem Genuß des Kartoffelsalates unaufmerksam geblieben wäre.

Betty sagte in der nachfolgenden Gesprächspause – schon etwas zusammenhanglos – „Ich habe es euch gleich gesagt!" Und dann wurde sie sichtlich rot, so daß ich schnell ein neues Thema anschlug.

Süße Betty.

Im 23. Lebensjahr rechnet man nicht in Jahren, sondern in Wochen. Die Glasfenster in der Kathedrale von Chartres erschienen mir wichtiger als alle Frauenzimmer der Welt, denn über die ersteren mußte ich ein Referat für das Seminar schreiben, und für die letzteren war ich zu dumm.

Bei einer der nächsten Veranstaltungen unserer Literarischen Gesellschaft, die im Hause Thesing stattfand, ergab es sich, daß ich Betty dazu einlud, ohne an die für weibliche Wesen unvermeidlichen Kleiderprobleme zu denken. Erst als ich sie abholte, wurde mir die Waghalsigkeit bewußt, ein so bescheidenes junges Mädchen einzuführen.

Ihr Kleid war sehr anspruchslos, grau in grau aus einem schlichten Wollstoff, und beim Eintreten in die Festräume hatte ich – als dummer Junge ist man ja immer krankhaft genierlich – richtiges Herzklopfen. Sie selbst war auch verschüchtert. Sie hängte sich noch etwas Gesticktes über die Schultern, und damit ging's hinein.

Die Hausfrau blickte bei der Vorstellung kurz und kritisch. Der Hausherr lächelte sanft, die vielen übrigen Freunde und Bekannten waren gnädig. Trotzdem merkte ich eine nicht geringe Unruhe unter den Damen.

Wie wir langsam weiterschritten, sah ich mir nochmal flüchtig das Gesicht meiner Schutzbefohlenen an. Sie war doch sehr niedlich, und ich empfand einen starken Trotz gegen die verwöhnten Menschen. Ihre Bäckchen waren rosig vor Aufregung, und ihre dunklen Kirschenaugen fingen mit flinken Wendungen möglichst viel Eindrücke ein. Als wir endlich zum Schluß der Vorstellung einen gemeinsamen Bekannten trafen, lieferte ich sie erst einmal ab, um mich zu verpusten und Distanz zu gewinnen.

Aber schon kam die Hausfrau auf mich zu. „Wer ist die entzückende Person, die Sie eingeführt haben? Bisher hat sie noch kein Mensch in der Gesellschaft gesehen, aber sie muß doch aus sehr guter und sehr vermögender Familie sein."

Nanu, dachte ich, vermögend? „Haben Sie die Spitze bewundert, die sie in so raffinierter Weise auf dem schlichten grauen Kleid trägt? Das ist die kostbarste Alt-Brüsseler Spitze, die ich jemals im Leben gesehen habe, und von einer Größe, daß sie sich darin einwickeln kann!"

Ich sah kritisch in die Ecke, wo Betty von einigen neuen Bekannten umringt stand, und jetzt erst erkannte ich das feine Gespinst, das ihr bescheidenes Kleid zu zwei Dritteln überdeckte. Mehr und mehr machte sich eine allgemeine, wenn natürlich auch nur zurückhaltend geäußerte Bewunderung bemerkbar. Betty erlebte einen vollen Erfolg.

Wahrscheinlich kam es ihr selbst nicht zum Bewußtsein, weil ihr mit den Erfahrungen auch die Vergleichsmöglichkeiten fehlten. Der Vater hatte einfach aus den Restbeständen seiner wertvollen Sammlung ein Museumsstück herausgeholt, und das war in einer Zeit, wo man überhaupt nur echten Schmuck trug, zweifellos richtig gewesen.

Ich war erleichtert.

Auf dem Heimwege plauderte sie munter und angeregt. Alle Menschen waren gut, klug und noch sonstwie ideal. Einmal ertappte ich ihre dunklen flinken Augen, wie sie forschend und stetig in meinen Mienen nach der Gewißheit suchten, daß ich mit ihr zufrieden war. „Gute Nacht, Betty, ich werde mich morgen erkundigen, wie Ihnen der Abend bekommen ist."

Ich erschien zum Tee. Betty war still. Aber der Vater war sehr aufgeräumt. Nachdem ich erneut die Brüsseler Spitze bewundert hatte, zeigte er mir seine anderen Schätze. Das Schönste und Kostbarste schien mir eine Schnupftabakdose zu sein, die der Königin Marie Antoinette gehört haben soll. Es war ein mehrfach geschwungenes Kästchen aus massivem Gold, das so fein gearbeitet war, daß der Deckel sich trotz der komplizierten Form und des mehrteiligen Scharniers richtig aufsaugte. Der große Wert lag jedoch vor allem in einer wundervollen Ziselierung irgendeines der berühmten französischen Goldschmiede des 18. Jahrhunderts. Auch mit einer starken Lupe war die Sauberkeit und Genauigkeit der Arbeit nicht abzusehen. Ein echtes Kunstwerk. Wenn Keats es in den Händen gehabt hätte, dann wären wir heute sicherlich um eine „schönste" seiner Oden reicher.

Daß dieser feinsinnige und hochkultivierte Vater Schulze in so beengten Verhältnissen leben sollte, war gar nicht einzusehen. Bereits seine kritische Zunge mußte ihm eine Erwerbsquelle ermöglichen lassen. Tatsächlich hat ihm W. Päge, das damalig angesehenste Weinrestaurant in Leipzig, ein Angebot gemacht. Er solle jeden Abend eine halbe Stunde zum Abschmecken kommen und dafür eine ansehnliche monatliche Bezahlung erhalten. Vater Schulze hat es abgelehnt. Er war zu sehr in den Vorstellungen von einem Gentleman befangen und befürchtete den Verlust seiner Kaste.

Seine Lieblingsbeschäftigung war eigenartig und ungemein

reizvoll. Er kam damit sehr zögernd heraus, und auch nur nach Bettys Ermunterungen. Er schnitzte Kirschkerne.

Diese Mitteilung verstand ich nicht. Er selbst hatte wohl Angst, sich damit lächerlich zu machen. Behutsam öffnete er ein flaches längliches Etui und entnahm ihm einige geschnitzte Kirschkerne.

Mit einem asiatischen Müheaufwand waren die harten Kerne mit den reichsten Ornamenten geziert. Manche Gehäuse bildeten nur noch ein zartes Netzwerk. Das Mark war durch kleine Öffnungen des jeweiligen Musters herausgeholt worden, so daß das Holz eine Hohlkugel bildete. Die Dicke der Wandungen mag bis zu einem Millimeter Stärke betragen, doch auch diese Dicke wurde in zwei oder drei Ebenen unterteilt. Einzelne Stege, mit denen Sterne, Kreuze oder Arabesken gestützt wurden, konnten nicht stärker als $^1/_3$ oder $^1/_4$ Millimeter sein. Ich ging Stück für Stück der Sammlung durch. Es mögen etwa dreißig gewesen sein, jeder Kirschkern mit anderen Ornamenten.

Zuerst wagte ich nicht, die bizarren Kugeln anzufassen, da das feine Filigran keine Festigkeit zu haben schien. Merkwürdigerweise hielten sie sogar einen Fall aus der Hand auf die Tischplatte aus. Sie sprangen elastisch wieder in die Höhe wie kleine Zelluloidbälle.

Da ich eine ausgesprochene Schwäche für Absonderlichkeiten habe, konnte ich mich nicht von diesen Kunstwerken trennen. Der Alte kam auch in Eifer und erzählte von dem Jahrzehnt, das er dieser Arbeit gewidmet hatte. Ist das kein Künstlertum?

Betty ergänzte, daß ihr Vater auf allen Spaziergängen nach Ornamenten suchte. Selbst die bunt gemusterten Tischdecken in Gartenrestaurants dienten als Anregung. Zur Kirschenzeit mußten die beiden Kinder fleißig nach der Sortenauswahl ihres Vaters Kirschen essen. Unter hundert Kernen mag wohl nur ein einziger geeignet gewesen sein.

Mit echter Geberfreude schenkte er mir dann ein Exemplar. Es wurde in Watte gepackt und in einem von ihm selbst gedrechselten Kästchen untergebracht. Ich war sehr stolz darauf.

Inzwischen war Bob ins Kunsthistorische Institut gegangen, das ich wieder einmal schwänzte. Vater Schulze machte seinen obligaten Spaziergang. Ich wollte auch gehen, aber Betty hielt mich fest und führte mich in die Geißblattlaube ihres kleinen Gärtchens.

Da saßen wir uns in einiger Verlegenheit gegenüber. Betty schwieg, und ich hatte auch nichts zu sagen. Die Situation war ungewöhnlich.

Ich dachte darüber nach, wie seltsam es sei, daß ich neben diesem so überaus ängstlich behüteten jungen Mädchen allein sitzen durfte. Die Laube war sehr dicht bewachsen.

Ob das wohl amerikanisch ist? Sind die Männer in USA. so schüchtern, daß man ihnen billigerweise eine Chance geben muß?

Betty zupfte nervös an einem grünen Blatt. Vielleicht haben wir doch miteinander gesprochen, irgendwelche Redensarten gewechselt, vom Wetter, vom gestrigen Abend. Die Luft war drückend. Betty sah beunruhigt aus. Sie war süß und lieb, aber ich war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte Prinzipien.

Ob sie mich wohl gern hatte? Ob sie mir etwas anvertrauen wollte? Vielleicht hatten die Eltern Sorgen, vielleicht stand eine Katastrophe vor der Tür. Die dunklen Kirschenaugen waren voll großer Traurigkeit, aber ich fand keine Worte.

Die Minuten schlichen schmerzlich bohrend weiter, viel zu langsam. Ob ich wohl in zehn oder zwanzig Minuten mit Anstand den Abschied begründen könnte? Sie sah süß aus. Ihr Kleidchen war rührend einfach, aber sie trug es wie eine Prinzessin im Exil.

„Was ist Ihre Lieblingsfarbe?“ fragte sie unerwartet. – „Lieblingsfarbe?“ meinte ich – ich hatte eben Prinzipien – nach angestrengtem Nachdenken, „ja, das gibt es ja nicht. Es kommt immer auf den Zusammenklang mehrerer Farben an, die in ihrer Reizwirkung nur durch einander bestehen.“ –

„Haben Sie denn wirklich nicht eine Farbe lieber als eine andere? – Sind Sie denn in Ihren Neigungen so unparteiisch?“

Dummes Mädchen, dachte ich, mit dir kann man eben nicht wissenschaftlich reden. Es hat keinen Zweck. Da hob sie ein leuchtend grünes Blatt an die Lippen und sah mit ihren dunklen Kirschenaugen zum ersten Mal mir wieder voll ins Gesicht.

„Grün, Betty!“

Sie überlegte eine kleine Weile, dann verstand sie den Gedankengang und lächelte. Mit einer fließenden Bewegung strich sie das große Blatt auf ihrem Schoß glatt. Sie war kein kleines Mädchen mehr. Mit gekünstelter Sachlichkeit stellte ich fest, daß sie „schön“ war.

Als wir ins Haus zurückgingen, war auch der Vater wieder da. Bevor ich ging, durfte ich noch ihr eigenes Zimmer sehen, das sehr wohnlich und stilrein war. Auf dem kleinen Schreibtisch standen die Photographien der Eltern und ihres Bruders. Davor lag ein altes versilbertes Hufeisen. Auf meine konventionelle Frage nach der Herkunft des Hufeisens erzählte sie mir eine Geschichte, die ich vergessen habe, aus der jedoch hervorging, daß dies alte Stück Eisen mit Silberüberzug für sie eine besondere Bedeutung haben mußte.

Bob bestätigte mir am nächsten Tag die Geschichte und fügte hinzu, daß seine Schwester ihr eigenes Glück oder Unglück mit dem Hufeisen unlösbar verbunden fühlte. Na, dachte ich, kleine Mädchen sind nun einmal so, und kleine Amerikanerinnen sind wohl besonders abergläubisch. Ein richtiger junger Mann lächelt nur milde darüber.

Es war Herbst geworden. Ich habe Betty selten gesehen.

Allmählich war ich wieder genügend gekräftigt, um zur Fliegerei zurückzukehren. Das Jahr 1916 fing mit finsteren Wolken über dem amerikanischen Kontinent an. Familie Schulze wurde ängstlich.

Wenige Tage vor meiner Abreise zur Flieger-Ersatz-Abteilung V in Hannover kam ich spät abends in meine kleine Atelierwohnung zurück. Mein dienstbarer Geist zeigte mir ein Paket, das ein Bote abgegeben habe, und zog sich zurück. Ich öffnete die flache Schachtel neugierig. Drin lag ein altes versilbertes Hufeisen mit einer großen blattgrünen Seidenschleife zum Aufhängen. Zum ersten Male war mir in meiner Überheblichkeit doch etwas seltsam zu Mute, aber ich fuhr ab, nachdem ich mich schriftlich mit einigen nichtssagenden Worten bedankt hatte.

Kurz vor der amerikanischen Kriegserklärung reiste Familie Schulze in die Schweiz. Der Rest ihres Geldes ging damit wahrscheinlich verloren. Später hörte ich, daß Bob in Zürich am Theater kleine Rollen gespielt hat, um die Seinigen zu ernähren. Er war ein sehr treuer Sohn und Bruder.

Aber dann starb er plötzlich an einer Lungenentzündung. Die Mutter starb wenige Tage danach. Vater Schulze und Betty standen allein auf der Straße.

Sobald ich davon hörte – ich war noch im Feld –, habe ich versucht, die Verbindung aufzunehmen. Sie blieben verschwunden.

Der Krieg ging zu Ende. Als ich in das Elternhaus zurückkehrte, sah ich dort einige der mir bekannten Möbel mit den schönen Intarsien. Vater Schulze hatte sie bei der überstürzten Abreise zu meinen Eltern in Pension gegeben. Außerdem zeigte mir meine Mutter das schmale flache Etui mit noch etwa fünfundzwanzig Kirschkernen, ein Abschiedsgeschenk.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Betty und ihr Vater haben sich nie wieder gemeldet. Irgendwie sickerte einmal

das Gerücht durch, daß sie bei Verwandten in Schottland Zuflucht gefunden hätten, aber auch diese Spur verlor sich im Ungewissen.

Das kleine selbstgedrechselte Kästchen mit dem einen Kirschkern steht noch immer auf meinem Schreibtisch. Das alte versilberte Hufeisen hängt zwischen den Familienbildern an der Wand. Die seidene grüne Schleife ist schon ein dutzendmal erneuert worden.

Irgendwo in der Welt liegt die wundervolle Brüsseler Spitze. Irgendwo anders glänzt die Schnupftabakdose der Königin Marie Antoinette. Die Erstausgabe von Pilgrims Progress liegt vielleicht in einer Bibliothek, denn solche Dinge gehen nicht mehr unter.

Vater Schulze schläft sicherlich längst den langen Schlaf. Und Betty?

Ob ich wohl in meinem Leben die Gelegenheit finde, Betty einen Kuß zu geben? Mit Kartoffelsalat bin ich nie wieder zufrieden gewesen, aber immer muß ich dabei an die dunklen Kirschenaugen denken.

Im Februar 1916 konnten mich weder die übertriebenen Darstellungen meiner durch den Flugzeugabsturz 1914 erlittenen körperlichen Schäden noch meine persönlichen Beziehungen vor dem Zwang retten, irgendwo als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Meine kritischen Beobachtungen der Geschehnisse dämpften das vaterländische Verpflichtungsgefühl und erweckten den Verdacht massenpsychologischer Infektionen, die sich allseitig verhängnisvoll auswirken mußten. Ich glaubte auch nicht mehr an die Möglichkeit eines militärischen Sieges, und ich empfand ihn sogar nicht mehr als wünschenswert, da – nach meiner damaligen Ansicht – alle nationalen Begriffe nur auf Kollektiv-Eitelkeiten und auf einer materiellen Zielstrebigkeit beruhen, die jede Vertiefung des geistigen Heimatbewußtseins in der deutschen Tradition behindern.

In meinem Freundeskreis wurde viel darüber diskutiert, ob nicht die großen schöpferischen Perioden der Menschheit, z. B. das perikleische Zeitalter und die italienische Hochrenaissance regelmäßig an national-politische Erfolglosigkeiten ursächlich gebunden waren, da die machtvollsten Staaten in der Weltgeschichte zwar zivilisatorische Fortschritte, aber damit zugleich kulturelle Verödungen zeigten. Kennzeichnend für unsere Stimmung waren der berühmte Brief des Fürsten Lichnowsky und die Kriegsbiologie des Professors Nicolai, die wir heimlich kennenlernten. Immerhin fühlte ich eine gewisse Stilverpflichtung, deren ich mir bei einer Unterhaltung mit Moeller van den Bruck besonders deutlich bewußt wurde.

Der seltsame Mann hatte eine merkwürdig weinerliche

Stimme, und mit echter Verzweiflung fragte er mich nach einem geeigneten Delikt, um mit einer Gefängnisstrafe von ein oder zwei Jahren jeder Verpflichtung zum Dienst an der Front enthoben zu werden. Hier handelte es sich offenbar nicht um eine weltanschauliche Überzeugung, die mutig vertreten wurde, sondern einfach um Angst vor dem Heldentod, wie mir Moeller bereitwillig bestätigte. Als er das erste Mal eingezogen wurde, gelang es ihm, den Regimentskommandeur von der angeblichen Ethik seiner Kriegsdienstverweigerung zu überzeugen, und man ließ ihn laufen. Jetzt stand er vor der zweiten Vorladung bei erheblich verschärften Rekrutierungsmethoden, und seine Hoffnung auf nochmalige Befreiung war gering. Er schlotterte am ganzen Leibe, und damit bestärkte er mich in dem Vorsatz, auch ohne innere Anteilnahme erneut wenigstens das Risiko eines kriegerischen Einsatzes zu übernehmen, indessen möglichst ohne Waffen. Dieserhalb meldete ich mich bei der Flieger-Ersatz-Abt. V Hannover mit dem Ziel, Flugzeugführer für Beobachtungen zu werden. Ich wollte zwar nicht schießen, aber ich wollte mich auch nicht drücken.

Törichterweise lehnte ich aus diesem Grunde das Angebot eines Telegraphenbataillons ab, dessen Kommandeur ein Bekannter meines Vaters gewesen war, und der mir eine rasche Beförderung zusicherte. Die Beschäftigung mit technischen Dingen hätte mir ungemein zugesagt, und diese Gelegenheit zum praktischen Studium wäre mir zweifellos auch für spätere Zeiten sehr nützlich gewesen, aber der Protest gegen Moeller ließ mich diesen in jeder Hinsicht vorteilhaften Ausweg wie eine Art feiger Flucht empfinden. Später erfuhr ich, daß Moeller auch bei der zweiten Vorladung Gnade vor seinem Oberst gefunden hatte und endgültig gestrichen worden war.

Am Vortage meines Eintritts in die kaiserliche Armee als Rekrut erlebte mein Stilbewußtsein einen fürchterlichen

Katzenjammer. Mein Vetter Hart, der in der FEA V Hannover Flugschüler war, und dessentwillen ich diese Formation gewählt hatte, schilderte mir mit seinen vorsorglichen Lehren die ganze Grauenhaftigkeit der seelischen Knechtung. Ich mußte mit Angst und Schrecken an den Tag denken, an dem ich zum ersten Mal mit dem dämonischen Organismus der staatlichen Kampfmaschine in Berührung kam. Als Deutscher war es für mich von jeher unmöglich gewesen, allen militärischen Schaustellungen zu entgehen, obwohl ich wegen meiner Überempfindlichkeit gegen den psychischen Druck großer Menschenansammlungen immer um derartige Ereignisse herumzukommen suchte, aber meine bisherigen Eindrücke beschränkten sich auf Paraden und ähnliche militärische Aufzüge. Ich gestand mir trotz aller Vorbehalte sogar einen gewissen Genuß an den historischen Figurinen und Dekorationen ein. Mich störte lediglich, daß so bedeutende Amtsträger wie der Kaiser und die Könige sich zu Akteuren bei diesen Schaustellungen hergaben, die ganze Sache wichtig nahmen und phantasievoll überladene Uniformen anzogen, in denen ich mich wie bei einem Kostümfest gefühlt hätte.

Doch jetzt sollte der todsinnende Organismus eine schmucklose feldgraue Wirklichkeit werden. Der Gedanke war herzbeklemmend, und mein Vetter bestätigte, daß er selbst trotz aller Vorübungen als Korpsstudent in den ersten Wochen vor dem Selbstmord stand, wie fast alle denkfähigen Menschen.

Im letzten Schuljahr hatte mich mein Vater zu einer militärärztlichen Untersuchung begleitet, die er mit einem ihm bekannten Regimentskommandeur vereinbart hatte, um mich von der Ableistung des Einj.-Freiw.-Dienstes zu befreien. So geschah es auch, und hinterher enthüllte mir mein Vater die Absprache mit den Worten: Ich wollte dir und mir die unvermeidbaren Folgen deiner Unkorrigierbarkeit ersparen.

Als ich damals das Kasernengelände betrat, verspürte ich zum ersten Mal, wie ein grauenhafter Moloch mit scharfen Krallen nach meinem Hals griff. Auf dem Kasernenhof bewegte sich maschinenmäßig eine Gruppe seelenlos gewordener Menschenwesen, aller Natürlichkeit entkleidete Zerrbilder eines anthropologischen Entwicklungsideals. Dabei erschien es mir gänzlich gleichgültig, ob der Abscheu vor dem Kommandieren oder das Entsetzen des Kommandiertwerdens größer wäre. Weit schlimmer noch war die Atmosphäre, die mich in der Kaserne selbst empfing. Wie gut war der Gedanke meines Vaters gewesen, mir die Schritte auf diesem Wege unmittelbar selbst zu ebnen, in Anbetracht des damals üblichen Abstandes zwischen Eltern und Kindern ein ungewöhnlicher Fall. Sicherlich wäre ich ohne seine Begleitung einfach davongelaufen.

Die hallenden Korridore, der harte Klang der genagelten Stiefel und der Gewehrkolben auf den Steinfliesen, alle die ungedämpften Geräusche unnachdenklicher Lebensäußerungen, die grauenhafte Nüchternheit, die durch ein billiges Schablonenmuster als einziges Schmuckband an den Wänden verstärkt wurde, die Abkehr von jeglicher Verfeinerung, Veredlung und Vergeistigung des Daseins, der Geruch unbarmherziger Seifenlauge – mein Gott, das hältst du nicht aus!

Muß das so sein? Forderte es nicht die Gerechtigkeit, den Schutz anzuerkennen, den ein gut ausgebildetes Heer für die bürgerlichen Menschen, für materielle Wohlfahrt und schließlich für das geistig schöpferische Ausleben bietet? Am Schluß dieser Gedankengänge, für die ich die in Kasernen obligate Wartezeit auf den Regimentsarzt benutzte – mein Vater war inzwischen zum Kommandeur gegangen –, wurde ich mir darüber klar, daß ich mir die Praxis des soldatischen Berufes von Grund aus anders vorgestellt hatte.

Ich sah im Geiste naturhaft geschmeidige Raubtiere auf lautlosen Sohlen feindliche Stellungen angehen. Die Ver-

ständigung untereinander war leise, und die einzig unvermeidlichen Geräusche waren Schüsse. Ein Raubtier und ein männlicher Krieger können schön sein, beide im Höchstmaß ihrer tödlichen Zweckerfüllung, doch hier war alles auf Krach und Plumpheit ausgerichtet, und meine wahrscheinlich aus Indianerbüchern der Jugend gewonnenen Vorstellungen verloren ihre Anwendbarkeit.

Der Arzt lehrte mich die völlige Auslöschung des Individuellen. Während er mich angeblich unter Assistenz zweier Sanitätsunteroffiziere untersuchte, tauschte er mit einem zufällig anwesenden Kollegen wichtig genommene Meinungen über die reglementarisch zulässige Höhe des Mützenoberteils aus. Zwischendurch probierten die beiden ihre neuen Mützen auf und dokumentierten mit ihren leidenschaftlichen Ansprüchen an möglichst repräsentative Kopfbedeckungen eine sonderbare Unerfülltheit ihres Lebensbereiches. Ich empfand es geradezu symbolisch, als nackter Mann die Verpflichtung zum Schweigen zwischen echten höheren Kollektivlebewesen darzustellen.

Als das hohe Tor des Kasernengeheges wieder hinter mir lag, stellte ich mit gläubigem Erstaunen fest, daß die Sonne schien. Nach dem Abitur ging ich nach Paris, und ich glaubte, bestimmt nicht noch einmal in die Griffweite des Molochs zu kommen.

Später hat man mir einzureden versucht, daß mein Eintritt in das Rekrutendasein der FEA V Hannover sich in besonders milden Formen abspielte. Ich war anderer Meinung. Es bedurfte gar nicht des Kammerfeldwebels, der mir mit einem solchen Nachdruck einen Tschako verpaßte, daß meine ohnehin sehr empfindlichen Kopfnerven revoltierten und mich für den Rest des Tages die düstere Umgebung nur wie durch einen glühenden Schleier sehen ließen. Mir genügte die Forderung, alte, abgetragene und schlecht geflickte Uniformstücke anzuziehen, deren fragwürdige

Sauberkeit erst noch von mir selbst gesichert werden sollte. Das speckige Krätzchen auf dem Kopf und die nicht viel weniger unappetitliche Halsbinde unmittelbar auf der Haut verursachten eine schwer zu beherrschende Übelkeit. Das sinnlose Anschnauzen, das ewige Männchenmachen, die Massenquartiere, die Reinigungsarbeiten, die Abortanlagen und der Verlust aller Menschenwürde galten als normal, obwohl der Mangel an jeglicher Zweckbegründung allein schon quälend sein mußte. Die beabsichtigte Prozedur der Einschmelzung ließe sich wahrscheinlich auch auf eine andere Art erreichen. Doch die sehr bald fühlbaren Schikanen brachten mich erst richtig an den Abgrund.

Die erste Zeit hatten wir einen soldatisch sehr strengen, aber ungemein korrekten Feldwebel. Dafür bildeten die Unteroffiziere mit wenigen Ausnahmen eine Sammlung sehr übler Burschen, die ihren Minderwertigkeitskomplex auf widerliche Weise abreagierten. Der eine war im Zivilberuf Tapezierer und verkündete mir gleich am ersten Tage seine Rache dafür, daß er vordem von meinesgleichen nicht angesehen worden wäre. Ein anderer entstammte einer Unteroffiziersschule, die einer meiner namensgleichen Vettern leitete. Die vielleicht übertriebene Strenge dieses Verwandten gab ebenfalls einen Anlaß zur Erklärung offener Feindschaft. Am gefürchtetsten war ein Offizier-Stellvertreter, der als Pedell einer Hochschule in Hannover einen geradezu sadistischen Haß gegen Studenten aufgespeichert zu haben schien und hiervon mir gegenüber Zeugnis abzulegen versprach. Ich habe jedoch nicht beobachten können, daß er die Rekruten aus Arbeiterkreisen einen Deut besser behandelte. Den einzigen Trost bildete für uns nach stundenlangem Hetzen über die sandige Vahrenwalder Heide die Tatsache, daß er in gewissen Zeitabständen bei nächtlicher Heimkehr fürchterlich verprügelt wurde und demzufolge in den nächsten Tagen vertreten werden mußte.

Die alten Vorrechte als Einjähriger und als Kriegsfreiwilliger waren aufgegeben worden, und die Voraussage meines Vetters erfüllte sich sehr schnell: Ich war in weniger als acht Tagen selbstmordreif. Erschwerend kam hinzu, daß ich finanziell in eine sehr bedrängte Lage geriet. Wahrscheinlich hätte ich mir mit großzügigen Bestechungen manchen Vorteil verschaffen können, doch mein Vater war im Felde, und meine Mutter hatte aus Anlaß grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten nicht nur meinen monatlichen Wechsel, sondern auch das bei meinem Vater angelegte Sparkonto in unverstandener Vollmacht gesperrt. Außer einer kleinen Barreserve mußte ich daher mit der dienstlichen Löhnung von 30 Pfg. pro Tag auszukommen versuchen, bis zufällig ein Freund unserer Familie, der Hochbauchef der Firma Ph. Holzmann A. G. Helmuth Cuno von meiner mißlichen Lage erfuhr und mir monatlich 100 Mark übersandte. Diesem Mann, den ich persönlich nur flüchtig kannte, und von dem ich nur wußte, daß er durch seine Arbeiten in der Türkei (Bagdad-Bahn, Regierungsbauten in Ankara usw.) ein großes Ansehen erworben hatte, habe ich es zu verdanken, nicht zu einem Verzweiflungsakt getrieben worden zu sein.

Um das Bild zu vervollständigen, muß ich bekennen, daß ich eine große Enttäuschung in einer Liebe mit unglücklichem Ausgang erlebte, die den Absprung aus dem bürgerlichen Rahmen meiner Studienzeit in Leipzig belastete. Es war das alte Lied, durchaus ohne Originalität, aber eben deshalb um nichts leichter.

Meine Einäugigkeit machte mich zu vielen Verrichtungen ungeschickt, meine Erziehung machte mich zu den meisten Anschauungen untauglich. Der einfachste Befehl erzeugte eine bedrohliche Verwirrung, da er stets eine Fülle von Angst-Assoziationen auslöste. Es wiederholte sich die Tragödie meiner Schulzeit, in der es mir trotz wirklich besten Willens nicht gelang, mich auch nur einigermaßen dem Normaltyp

anzupassen und unauffällig zu bleiben. In dieser ausweglosen Situation gewann ich unerwartet einen psychischen Halt.

Es gehörte zu meinen Obliegenheiten, die Unteroffizierstube zu heizen. Dazu gab es Kohlen, aber weder Papier noch Holz zum Anmachen. Auf dem Kasernenhof trafen sich viele Leidensgenossen, die Holz zu klauen trachteten, um nicht das Anrecht auf ihren Ausgang zu verlieren oder in sonstige Strafserien verwickelt zu werden. Schließlich lernte ich es, auch ohne Holz Feuer zu machen, und zwar dadurch, daß ich Kohlestückchen zu Pulver zerrieb und mit kleinen Papierschnitzeln durch eifriges Pusten zum Glühen brachte. Die Methode war zwar sehr langwierig, aber das Holzsuchen war selbst im Falle eines Erfolges noch viel zeitraubender. In der Kohlenkiste sortierte ich verschiedene Größenklassen an Kohlestücken, um das Feuer allmählich hinaufzusteigern, und das bedeutete eine Extratour für das Reinigen der Uniform.

Bei der Gelegenheit des Feuermachens sah ich zum ersten Mal den seltsamen Menschen im Rahmen der offenen Stubentür stehen, der mich als schweigsamer Zeitgenosse einen großen Teil meiner stumpfsinnigen Soldatenzeit begleitete. Er trug die gleiche schäbige Uniformgarnitur und blickte mich mit seelenlosen Augen an. Er interessierte sich nicht mehr für die äußeren Kennzeichen eines Selbstbewußtseins, um die ich selbst noch mit allen restlichen Kräften, einer Extrauniform usw. kämpfte. Mein Kommandeur hatte mir bei meinem Eintritt wohlmeinend gesagt: „Geben Sie Ihr Gehirn auf der Kammer ab, wir haben bei den Preußen hierfür keine Verwendung.“ Das war mir noch nicht gelungen, doch der Mensch, dessen Bekanntschaft ich jetzt machte, war schon so weit.

Ich hatte ihn nicht in Wirklichkeit gesehen, sondern seine melancholische Figur in dem blau angelaufenen Spiegel der

Unteroffiziersstube entdeckt. Die blaue Gesichtsfarbe behielt er jedoch auch bei näherer Bekanntschaft, und deshalb redete ich ihn sofort als „Spiegelmensch" an, wozu er mir durch willfähriges Nicken mit dem Kopf sein stummes Einverständnis gab. Wortlos half er mir bei dem weiteren Pusten des schwach glühenden Kohlenpulvers, und seltsamerweise empfand ich diese Kameradschaft bereits tröstlich. Das Geheimnis der seelischen Unterstützung beruhte jedoch noch auf etwas anderem. Er wurde mein Blitzableiter.

Obwohl es mir im allgemeinen genau so schlecht erging wie dem Spiegelmenschen, bewertete ich ihn wie ein Studienobjekt. Ungeachtet der eigenen Nöte an Kälte, Hitze, Hunger, Schlaflosigkeit und Zusammenstößen mit der Umgebung notierte ich genau alle seine Reaktionen, das Zittern seiner Hände nach Überanstrengungen, das Krümmen seines Rückens unter den Peitschenhieben entwürdigender Beschimpfungen und das Entspannen seiner Gesichtszüge nach verkündeten Verboten.

Ich hatte kein Mitleid mit ihm, und er erwartete das auch nicht. Es stellte sich heraus, daß er auf meiner Stube lag, wo wir zu vierundzwanzig Mann hausten, und wenn ich ihm auch außerhalb der Kasernen – später, als ich die Erlaubnis zum Ausgehen erhielt – nur selten begegnete, blieb er während der Dienstzeit mit ihren lärmreichen Pausen einschließlich der Nachtruhe fast immer mein treuer Begleiter. Manchmal erzählte ich ihm von mir, was er seinerseits niemals in Gesellschaft und nur flüsternd zumeist in der Nacht zu tun wagte. In allen sachlichen Dingen war er keineswegs scheu, doch der Rest an menschlichen Gefühlen, der hin und wieder sichtbar wurde, äußerte sich nur mit größter Schamhaftigkeit und Unsicherheit.

Gleich in der ersten Nacht unseres Zusammenseins konnte ich mit meinen nüchternen Beobachtungen beginnen. Wir lagen schon im tiefen Schlafe, als die Tür aufgerissen wurde

und ein Unteroffizier das Licht anknipste. Schwankenden Schrittes und mit Apostrophierungen wie: Das Edelschwein, das stinkende Aas usw. erreichte er mein Nachbarbett und riß dem unglücklichen Spiegelmenschen die harte Decke weg. „Raus, du fettgefressener Hund! Ich will dir beibringen, was Rekruten sind!" Der arme Kerl stand mit nackten Beinen vor dem Unteroffizier in der vorgeschriebenen Haltung, die auch ohne das zerknitterte Hemd außerordentlich lächerlich wirkte. Nun begann ein Schauspiel, das von den meisten Beteiligten als ungemein peinlich empfunden wurde. Einige Rohlinge lachten.

Der Unteroffizier war schwer betrunken, aber die preußische Disziplin gestattete keine Möglichkeit, auch nur den leisesten Versuch einer Befehlsverweigerung sinnfällig werden zu lassen. „Unters Bett, marsch, marsch!" – „Auf den Schrank, marsch, marsch!" – „Auf den Korridor, marsch, marsch!" Alle Kommandos wurden mit jenem blinden Eifer ausgeführt, der als einziger Ausweg vor neuen Mißhelligkeiten empfohlen wurde. Inzwischen beteiligten sich noch zwei weitere angeheiterte Unteroffiziere an dem Unfug, und zwei weitere müde Bettinsassen mußten daran glauben, Objekte einer infernalischen Unterhaltung zu sein.

Das wiederholte sich periodisch Monate hindurch, ohne daß jemand wagte, sich zu beschweren. Beschweren war nicht nur nutzlos, sondern sehr gefährlich, denn das Unteroffizierkorps hielt zusammen wie Pech und Schwefel. Die Sache nahm erst ein Ende, als der Haupttreiber versetzt wurde.

Ein anderes beliebtes Spiel war das Zielen auf den Blechnapf. Hundemüde kam man vom Exerzierplatz. Kaum hatte man seinen Eßnapf voll irgendeiner dünnen Suppe empfangen und am Tisch der Stube Platz genommen, als auch schon ein dienstfreier Unteroffizier mit grimmiger Vorfreude herein kam. Alles spritzte hoch, der Mann vom Stubendienst

meldete, und dann mußten die Eßnäpfe auf die Spinde gestellt werden, um solange für Zielübungen mit Karabinern zu dienen, bis die dünne Suppe kalt und vollends ungenießbar geworden war. Das Unangenehmste an diesen männlichen Scherzen war der Zeitverlust, denn nur selten reichten die restlichen Minuten aus, um sich für die Parole so vorzubereiten, daß man nicht auffiel.

Der Spiegelmensch hatte einen verletzten Fuß. Das wußte der dicke hämische Waffenunteroffizier, und deshalb brachte er bei ihm am häufigsten seinen Lieblingssport an, nämlich ungesehen vom Feldwebel den in Reih und Glied stehenden Leuten auf die Zehen zu treten. Darin besaß er eine bemerkenswerte Geschicklichkeit, und die Leute durften nicht mucksen. Die gleiche Freundlichkeit zeigte der immer gutgelaunte Tressenträger auch beim Kleiderappell. Jedes Staubkörnchen, jeder Fussel in den Nähten einer umgekrempelten Hose und jeder nicht mehr entfernbare Fleck in dem ausgedienten Zeug wurde mit Nachdruck auf den Zehen verspürt, auf denen ihm sogar eine elegante Drehung gelang.

Der Kleiderappell ließ uns nicht zur Ruhe kommen, denn davon hing der Ausgang am Sonnabend nachmittag ab. Eine ganze Woche hindurch freute man sich auf die wenigen Stunden, machte Verabredungen und plante eine möglichst intensive Ausnutzung der Freiheit, aber der leiseste Verlust an Beherrschung, und wäre es auch nur ein Zittern der Hand, veranlaßte die höhnischen Erzieher, eine Urlaubssperre auszusprechen, der nicht nur der halbe Sonnabend, sondern auch der ganze Sonntag zum Opfer fiel.

Wie oft habe ich mit der Kühle des Forschers den Spiegelmenschen einsam auf seinem Hocker sitzen sehen, stets gewärtig, für irgendeine Dienstleistung zumeist privater Natur von der Unteroffiziersstube in Anspruch genommen zu werden. Einmal hatte er Stubendienst und nach Ansicht

des Diensttuers ein Kohlekörnchen in der Nähe des Ofens übersehen. Dieserhalb wurde er verurteilt, die Stubenecke am Sonntag mit seiner Zahnbürste und Wasser zu reinigen, während seine Braut – er hatte mir verraten, daß er verlobt sei – stundenlang vergeblich auf ihn wartete.

Eine ähnliche Schreckensminute bildete die Bettenkontrolle. Ein richtig „gebautes" Bett war an sich eine anerkennenswerte Leistung, und trotzdem kann man sicher sein, daß auch der bedeutendste Künstler in diesem Fach niemals vor Beanstandungen sicher ist, wenn der Unteroffizier eine Pieke auf ihn gerichtet hat. Nun waren schon 1916 die Mangelerscheinungen allgemein. Statt der Kochgeschirre hatten wir Blechnäpfe und statt der Wolldecken in den blau karierten Leinentüchern erhielten wir grob zusammengefädeltes Zeitungspapier. Dieser Deckenersatz war brettsteif, und da er sich nicht an den Körper anschmiegte, war auch die isolierende Wirkung von Papier illusorisch. Doch bei Nacht konnte man heimlich seinen Mantel zu Hilfe nehmen, sobald die mutmaßliche letzte Störung vorüber war. Aber bei Tage, wenn es darauf ankam, den militärischen Hauptzweck des Bettenbauens zu erfüllen, ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten und dauernde Bedrohungen.

Eines Tages wurden uns wegen des zunehmenden Mangels auch noch die Spinde weggenommen. Die privaten Effekten – es waren allerdings nicht viele – mußten entweder in die Taschen der zweiten Garnitur verstaut und diese an einem Haken aufgehängt werden, oder sie lagen einfach in kleinen Schachteln auf dem Boden.

Mein Vetter Hart war zu meinem Leidwesen nicht lange nach meinem Eintreffen ausgeschieden und in das Infanterieregiment hinüber gewechselt, dessen Nummer sein Vater trug, als er an der Spitze seiner Kompanie 1915 vor Perthes fiel. Es war ihm bestimmt, an der Spitze der gleichen Kompanie vor Verdun in den Tod zu gehen, und sein jüngerer

Bruder war der dritte in dieser makabren Tradition. Dieser begnügte sich mit einer schweren Verwundung und überlebte den Krieg, bis ihn der Tod im zweiten Weltkrieg im Osten ereilte.

Damals hatte mein Vetter sich während der Dienstzeit in einem Kaffeelokal von einer Streife aufgreifen lassen, als er einen Besuch beim Zahnarzt noch ein wenig privat verlängern wollte. Seine bildhübsche kleine Freundin Mieze ging aufs Ganze. Sie verdrehte dem Kompanieführer den Kopf und verlangte dann bei einer nächtlichen Schäferstunde als Bezahlung für einen Kuß die Niederschlagung des Strafverfahrens. Daraus ergab sich eine unerfreuliche Geschichte, denn Mieze hatte nicht bedacht, daß ein enttäuschter Liebhaber nicht zur Milde geneigt ist. Drei Tage Mittelarrest bildeten die erste Folge, und das ist eine scheußliche Sache. Er wappnete sich dagegen mit Morphiumpillen, und nachdem er die für denkselbständige Menschen schwere Strafe überstanden hatte, drückte er sich vor dem Versagen einer Beförderung durch den Waffenwechsel.

Der Weg zum Heldentod auf dem Schlachtfeld war bei den Preußen so steinig, daß es mir rätselhaft war, wie sich überhaupt noch ein Wille zur Aufopferung erhalten konnte. Vielleicht ist der wahre Idealismus unbrauchbar und nur das Gefühl eines unerbittlichen Zwanges geeignet, die Menschen in den Kugelregen zu treiben. Schon von der friderizianischen Armee sagte man, daß die Feldgendarmerie hinter den Linien das Schicksal noch zuverlässiger bestimmte als der Gegner. Der Vorwurf der Feigheit vor dem Feind war tödlich. Aber die wirkliche Lösung des Problems liegt in einer massenpsychologischen Erfahrung verborgen, die gänzlich ohne wissenschaftliche Erkenntnis einfach nach vieltausendfachen Erprobungen eine methodische Ausprägung erfuhr. Wenn es dem Exerzierreglement gelang – und es gelang fast ausnahmslos –, das Individualbewußtsein mit

seinen Rechtsbegriffen gänzlich abzutöten, wenn also der Mensch wie eine Marionette auf Draht gebracht wurde, dann erlosch auch sein privater Handlungswille, und er wurde ein brauchbares willenloses Instrument, dessen Eigenleben im Rahmen der Urlaubsbegriffe: Essen, Trinken und Liebesabenteuer begrenzt blieb.

Deshalb war es gar nicht nötig, die Leute bei guter Laune zu halten und – wie gelegentlich theoretisch erwogen wurde – an eine individuelle Überzeugung zu appellieren. Von einem bewußten Patriotismus habe ich an der Front nichts, aber auch rein gar nichts verspürt. Darüber sprach man nicht, und daran dachte man auch nicht. Entscheidend war der Dienst und der Gehorsam ohne Nachdenklichkeit.

Der Spiegelmensch entging der Gefahr des Mittelarrestes. Er hätte es nicht durchgehalten. Aber mir ist ein Fall in Erinnerung, der einen anderen Stubengenossen betraf. Der Unglückliche war Schreiber in der Kompanieschreibstube, und aus Unkenntnis oder Leichtsinn hatte er einen bedeutungslosen Schreibfehler ausradiert, um sich einen Tadel zu ersparen. Trotz seiner Geschicklichkeit verriet ihn das dünn gewordene Papier, und da jedes Radieren streng verboten war – man durfte nur ausstreichen –, so erhielt er drei Tage Mittelarrest als übliche Mindeststrafe.

In der gräßlichen Langeweile und Bedrücktheit beschäftigte er sich damit, auf einem kleinen, in der Uniform versteckten Zettel einen komischen Wunschtraum zu stenographieren. Er malte es sich aus, wie er ruhmbekränzt, mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse dekoriert in seine Heimatstadt zurückkehrt. Bei dieser Beschäftigung wurde er von einem boshaften Unteroffizier durch das Loch in der Zellentür beobachtet, der den Zettel beschlagnahmte und ihn zur Anzeige brachte. Die neue Strafe bildeten zehn Tage „Dikken", d. h. mit Hungertagen und Verdunkelung der Zelle. Ich habe den armen Kerl gesehen, wie er herauskam, kreide-

bleich, zerbrochen und erloschen. Mir schien es unfaßbar, daß mit solchen Strafen eine todesmutige Armee gezüchtet werden könnte. Leider war die Sache damit noch nicht beendet. Ein mitleidiger Mann auf der Wache hatte ihm etwas Schokolade zugesteckt, und beim Abführen bedankte er sich dafür! Daraufhin verschwand er im Militärgefängnis, und an seine Stelle trat wegen schweren Wachvergehens der Mann mit der christlichen Nächstenliebe, der außerdem als Flugschüler abgelöst wurde.

Einmal sah ich mit Schrecken, wie sich der Spiegelmensch in eine ähnliche Gefahr begab. Wir hatten eine praktische Feuerwehrübung unter Aufsicht des sagenhaften Pedells. Dieser Teufel machte sich ein Vergnügen daraus, das Tau herumzuschleudern, mit dem die Rekruten von dem Dach einer Flugzeughalle sich nacheinander abseilen sollten. Es kam sehr darauf an, daß das Tau nicht aus der Hand glitt, und die Schleuderbewegungen des Offz.-Stellvertreters zielten darauf ab. Die Sache war atemberaubend, denn die Höhe war beträchtlich und unten war Zementboden. Der assistierende Feuerwehrfachmann wagte nichts zu sagen, und als ein kleiner ängstlicher Stubengenosse in seiner Kopflosigkeit zwischen Himmel und Erde das umstrittene Tau schon freigeben wollte, wodurch das andere Ende ausgerutscht und er selbst auf den Boden geknallt wäre, sprang der Spiegelmensch aus dem Glied, stieß den Pedell fort und ermunterte den verwirrten Mann, sich vorschriftsmäßig festzuhalten, sich Zeit zu nehmen und sich langsam abzuseilen.

Ich war überzeugt, daß diese spontane Disziplinlosigkeit schwere Folgen haben würde. Es geschah jedoch nichts. Die Übung wurde zu Ende geführt, ohne daß der Pedell sich nochmals einmischte. Dagegen genügte irgendein unbedeutender Anlaß, um dem Spiegelmenschen ein Strafexerzieren einzutragen, das der Menschenschinder mit Wonne veranstaltete. Zwei oder drei blieben immer auf der Strecke,

und sobald sie ins Revier gebracht wurden, konnte der Hilfsarzt noch einmal sein Mütchen an ihnen kühlen.

Dieser Hilfsarzt war ein verbummelter Student, der es nicht bis zum Staatsexamen gebracht hatte. Die Offiziere lehnten ihn ab, verweigerten ihm ihr Kasino, und deshalb hatte er sich mit den Unteroffizieren verbrüdert. Seine einzige Tugend bestand darin, daß er die russischen Gefangenen, die auf dem Flugplatz arbeiteten, genau so behandelte wie die deutschen Soldaten. Er duldete keine Unterschiede, und das war auch kaum noch sinnvoll. In meiner Nachbarstube hatten wir den betrüblichen Fall eines kranken Mannes, den er zu behandeln verweigerte, wenn er nicht ordnungsgemäß zur Revierstube käme. Dazu war der Mann aber nicht in der Lage. Erst nach einigen Tagen fühlte er sich auf Befehl des Kompanieführers anläßlich einer Meldung des Feldwebels veranlaßt, den Unglücklichen in der Stube zu verarzten. Es war jedoch zu spät, und der Mann verstarb an Blinddarmentzündung auf dem Wege zum Lazarett.

Über diese Erlebnisse habe ich auch Jahrzehnte später nur sehr selten und sehr ungern gesprochen, aber dann tauchte regelmäßig die Frage auf, ob die beschriebenen Zustände verallgemeinert werden dürfen. In dieser krassen Form scheint mir dies auch nicht wahrscheinlich, aber andererseits wäre es unbedingt falsch, nur von einer seltenen Ausnahme zu reden. Ich habe mich darüber oft genug und sehr eingehend sowohl mit meinem Vetter wie auch mit dem Spiegelmenschen unterhalten.

Mein Vetter erzählte mir begeistert von seinem Infanterie-Regiment, wo sie wie Menschen behandelt würden. Bei dem Nachforschen von Einzelheiten glaubte ich jedoch zu beobachten, daß bereits ein leises Nachlassen des fürchterlichen Druckes wie eine Befreiung wirkt. Daß sich dann an der Front die Situation von Grund auf änderte, ist nahe-

liegend. Hierfür gab es allzu viele Gerüchte über das Abschießen der Quälgeister von hinten. In den Mannschaftsquartieren redete man sehr offen und oft sogar prahlerisch über unbezahlte Rechnungen.

Sofern man das Grundprinzip unangetastet läßt und nicht vergißt, daß die übermäßigen Machtbefugnisse kleiner Leute sich stets verhängnisvoll auswirken, will ich zugeben, daß sich bei der FEA V ein trüber Bodensatz des berühmten preußischen Unteroffizierkorps ansammelte. Teilweise waren sie von den harten altpreußischen Garderegimentern abgeschoben worden, wo der Unterschied zwischen Herrn und Knecht durch eine biologische Auslese vorgezeichnet war. Schon von jeher konnte der Nachweis erbracht werden, daß die im Osten selbstverständliche soziale Kluft westlich der Elbe viele ihrer Voraussetzungen entbehrte. Entscheidend war es jedoch, daß ich selbst, wie auch der Spiegelmensch und noch ein dritter, ein Hamburger Kaufmannssohn, ohne eigenes Zutun einer höheren Kaste zugeordnet wurden, die wir nicht straflos hätten verlassen dürfen, um in einer völlig traditionslosen Formation als einfache Soldaten unterzugehen. Mit großer Instinktsicherheit nutzte die soziale Gegenseite diesen Verzicht auf Vorrechte aus. Der Idealismus war sozusagen naturwidrig, und ich mußte mir selbst eingestehen, daß die Weltordnung unangetastet geblieben wäre, wenn ich einfach die Beziehungen meines Vaters ausgenutzt hätte und – wie dies ein anderer Vetter bereits getan hatte – in dem Telegraphenregiment Offizier geworden wäre.

Meine Spekulation auf Fortsetzung der Flugausbildung war in jeder Hinsicht falsch, denn der Andrang zur Flugschule war so groß, daß ich trotz der riesigen Verluste des Flugbetriebes mit seinen sehr unzulänglichen Maschinen keine Aussicht mehr sah und resignierte. Statt dessen meldete ich mich zur Ausbildung als Photograph, und das bestimmte

mein Schicksal, bis zum furchtbaren Ende des Krieges herumgestoßen zu werden.

Die Verhältnisse bei der FEA V verschärften sich besonders dadurch, daß die Aufsicht durch Offiziere praktisch fehlte. Immer muß ich betonen, daß die Organteile einer Militärmacht nicht ohne Tradition gesund bleiben können. Die Offiziere müssen mit ihrer Formation innerlich verbunden sein, und die Regimentskommandeure müssen den Stil eines auch seelisch lebendigen Organismus fühlbar machen. Das bedeutet noch keine Konzession an allmenschliche Vorbehalte, aber immerhin überhaupt einen Stil, der in der FEA V nicht den geringsten Ansatzpunkt fand.

Eine weise Vorschrift verlangte, daß beim Exerzieren stets ein Offizier anwesend zu sein habe. Um dieser Forderung zu genügen, hatte man den Pedell der Hochschule als altgedienten Kapitulanten zum Offz.-Stellvertreter gemacht. Der Organismus hörte sofort zu funktionieren auf, sobald die bis in die untersten Schichten reichenden normalerweise konstanten Aufsichtszügel abrissen. Darüber hinaus gab es auch schon vor dem ersten Weltkrieg genügend Selbstmorde in den Kasernen. Militärisch gesehen, waren die Leistungen des preußischen Unteroffizierkorps bewunderungswert, aber wehe, wenn solche Organteile hypertroph wurden und mangels genügend aufmerksamer Kontrolleinrichtungen eigenwillig zu wirken begannen.

In einem abgeschwächten Maße trifft das auch auf die unteren Offiziersgrade zu, mit denen wir anfänglich gar nicht in Berührung kamen. Die Befreiung aus den aktuellen Schwierigkeiten hatte ich erst einem komischen Vorfall zu verdanken, der mir zwar eine stillose, aber deshalb nicht weniger wohltuende Befriedigung brachte.

Eines Mittags war ich wieder einmal in der unmittelbaren Nähe des Kasernentors die Zielscheibe eines Unteroffiziers, der sein Machtgefühl auszukosten suchte. Mitten in seiner

groben Suada, die ich ohne Gemütsbewegung über mich ergehen ließ, sah ich, daß die eisernen Torflügel aufgerissen wurden, die Wache heraustrat und ein offenes Auto hereinfuhr, dem ein General in vollem Ornat entstieg. Der Unteroffizier war so in Fahrt, daß er davon nichts bemerkte. Zum Höhepunkt seiner rhetorischen Leistung, die ja nicht in eignen Erfindungen, sondern nur im Ablaufen einer altbekannten Grammophonplatte bestand, wurde er plötzlich durch die ruhige Frage des herantretenden Generals unterbrochen: „Was machen Sie da mit meinem Sohn?" Der General war mein Vater, der sich meiner Existenz erinnerte, nachdem er sie allzu lange unter der gewaltigen Last seiner Dienstgeschäfte vergessen hatte.

Der Schrecken auf dem Kasernenhof war beträchtlich. Mein Vater ging zur Kommandantur, die Unteroffiziere verschwanden mit scheuen Blicken, und ich blieb allein hinter dem Tor stehen. Kurz danach raste der Kompanieführer an mir vorbei zum Hauptgebäude, und das Ende vom Liede war ein freier Nachmittag. Noch in der gleichen Nacht fuhr mein Vater zum kaiserlichen Hauptquartier zurück, und nachdem ich die Vorwürfe aller Vorgesetzten wegen des Verschweigens meiner Herkunft ausgestanden hatte, wurde ich vorsorglich in eine Frontorganisation versetzt, und zwar in die Armeefliegerabteilung 18, aus der viele berühmte Jagdflieger hervorgingen, darunter auch Göring.

Zu meinem Trost folgten der Spiegelmensch und der kleine Hamburger allmählich ins Feld nach, so daß ich die trüben Erfahrungen, die sich nunmehr auch auf die unteren Offiziersgrade ausdehnten, mit der Technik des Gedankenaustausches und der kühlen Objektivierung ertragbar machen konnte. Das klingt vielleicht harmlos und wenig ernsthaft, aber man möge nur einmal in einem Kükenstall beobachten, wie grausam schon diese kleinen zarten Massenwesen auf einem zu-

fällig kümmerlichen Mitlebewesen herumhacken, das nur der Tod von seiner Friedlosigkeit befreit.

Unser neuer Kommandeur war bereits größenwahnsinnig geworden. Er lebte wie ein Börsenfürst auf dem schönen Schloß La Rosée bei Tourmigny, das ihm offenbar auch noch nicht genügte. Jedenfalls baute er unmittelbar am Flugplatz ein luxuriöses Teehaus, in dem sich sinnigerweise unten das Arrestlokal und oben ein Festraum für besondere Vergnügungen befanden, wozu die Fronttheater die benötigte Weiblichkeit lieferten. Der Baumeister flüsterte mir zu, daß die Requisitionsscheine für das Teehaus schon damals (Sommer 1916) die Million überschritten hätten.

Meine Herkunft ließ sich nicht geheim halten, denn der Kommandeur kannte meinen Vater. Folgerichtig wurde ich wiederum von der verständnislosen untersten Schicht wie ein Ausgestoßener angesehen und entsprechend behandelt. Der gute Wille zur Anpassung blieb wertlos. Ich gehörte unentrinnbar zur oberen Klasse, und da mir hierzu nicht nur die rangbedingten Vorrechte, sondern auch die finanziellen Attribute fehlten, mußte meine Schutzlosigkeit verderblich werden. Mein Vater, dem ich einmal hilfesuchend die massenpsychologischen Instinkte zu erklären suchte, konnte mich nicht begreifen. Leider hat er auch noch meinen erneuten Anlauf zur Schulung als Flugzeugführer dadurch vereitelt, daß er den Kommandeur von meiner Einäugigkeit in Kenntnis setzte, wahrscheinlich in der freundlichen Absicht, mein Leben zu erhalten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mein neuer Kommandeur mit seinem schlechten Gewissen sehr argwöhnisch meine Beziehungen zum Großen Hauptquartier beobachtete und eine plötzlich einsetzende Kritik seiner prunkvollen Despotie auf mein Konto setzte, übrigens sehr zu Unrecht. Er sagte mir dies offen, und wir beide, der Spiegelmensch und ich, verspürten nicht nur sehr bald die natürlichen Folgen der

Ungnade im Reflex der Unterorgane, sondern auch direkt die Drangsalierung mit der Steigerung von unangenehmen Aufgaben. Das letzte Ereignis dieser Art war kennzeichnend.

Eines Tages halfen wir beim Verladen großer schwerer Instrumentenkisten, als der Kommandeur eine dieser Kisten wieder vom Wagen herunternehmen ließ und dem Spiegelmenschen befahl, sie zu Fuß nach dem zwanzig Kilometer entfernten Pionierpark zu tragen. Der Adjutant mischte sich ein und erklärte dies als unmöglich, aber es blieb dabei. Der Kommandeur bestand auf seinem Befehl unter Hinweis darauf, daß die leere große Kiste nicht mehr als einen halben Zentner wiege, was nach dem Reglement als tragbar galt. Das stimmte, jedoch die Würfelform mit über 60 cm Kantenlänge war so ungefügig, daß wir schon beim Aufladen stets zu zweien anfassen mußten.

Das nur halbvolle Lastauto fuhr ab, und der Spiegelmensch zu Fuß hinterher. Zuerst trug er die Kiste vor sich auf dem Bauch. Doch dabei konnte er nicht sehen, wo er hintrat. Dann versuchte er es auf dem Rücken, wozu die Länge der Arme nicht ausreichte. Nach etwa einer Stunde qualvollen Bemühens war er noch nicht aus der Sichtweite des hochgelegenen Schlosses gekommen. Nach vier Stunden hatte er ein Drittel des Weges geschafft, und völlig erschöpft blieb er in einem Straßengraben sitzen, wo er die Nacht zuzubringen gedachte, da ihm die Kniee weich geworden waren. Glücklicherweise fuhr abends ein Wagen vorüber, der ihn mitnahm, und sein trauriger Zustand erregte soviel Anteilnahme, daß man ihn mit der Kiste unmittelbar im Park ablieferte.

Am nächsten Abend konnte er dem Kommandeur melden, daß der Befehl ausgeführt sei. Damit war allerdings auch für mich das Maß des Erträglichen überschritten. Ich teilte meinem Vater den Sachverhalt mit und forderte sein sofortiges Eingreifen. Der Brief brauchte nur zwei Tage, da

sich das Große Hauptquartier damals noch an der Westfront befand. Ich verlangte vor allem einen deutlichen Beweis, daß ich nicht von meiner Familie ausgestoßen sei, wie seine Zurückhaltung mutmaßen ließ.

Am dritten Tage klingelte das Telefon mit den bei Generälen üblichen Streckenmeldungen. Jede Station, die der Wagen meines Vaters passierte, mußte bei der Zielstation hiervon Meldung machen. Eine gewisse Pause trat im Armeehauptquartier ein, woraus ich eine kleine sachliche Unterhaltung mit dem allmächtigen Armeechef erriet, was sich auch als richtig erwies. Die ganze Fliegerabteilung geriet in Aufregung, und der Kommandeur beeilte sich, mich zum Mittagessen im Schloß einzuladen.

Mein Vater erschien. Das Essen verlief schweigsam. Dann durfte ich bis nach Lille mitfahren, wo mir im Hotel neben meinem Vater ein Generalsquartier zugewiesen wurde. Mich interessierte nichts so sehr als die Aussicht, wieder einmal in einem Bett zu schlafen. Ein herrlicher Gedanke, der eine bittere Enttäuschung brachte. Ich war dazu nicht mehr fähig, und nachdem ich einige Stunden in dem weichen Pfühl nach Luft gerungen hatte, legte ich mich tief betrübt auf den Bettvorleger.

Die Sache schloß mit einem Witz. Am nächsten Tag ließ mich der Chef des Parks in Lille mit einem Auto zurückbringen, das von einem Unteroffizier gesteuert wurde. Trotz meines Protestes fuhr er am Schloßeingang vor und nahm in Gegenwart des neugierig herausgetretenen Kommandeurs vor mir stramme Haltung an, wie es sich für einen geschulten Chauffeur beim Öffnen des Wagenschlags geziemte.

Einige Tage später wurden der Spiegelmensch und ich wiederum versetzt, da es vom Armeehauptquartier durchgesickert war, daß wir heißes Eisen geworden seien. Die Leidenszeit dauerte unvermindert bis zum November 1918,

also noch über zwei Jahre. Wir mußten nach Hannover zurück, wo der Pedell die ihm vertrauten Quälobjekte mit Begeisterung empfing. Der alte Kompagnieführer, der ein anständiger Kerl war und nur durch seine Liebhabereien allzusehr von der Kontrolle seiner Leute abgelenkt zu werden schien, milderte die Situation und verschaffte mir vor allem das Recht der privaten Wohnung. Von ihm erfuhr ich auch, daß der in jeder Hinsicht widerliche Feldfliegerkommandeur eine geradezu fürchterliche Konduite meinen Papieren angefügt hatte, von der ich mich nicht befreien konnte, und die bei jeder Versetzung hinter mir herreiste, obwohl der mir mitgeteilte Inhalt auf freier Erfindung beruhte und nie nachgeprüft wurde.

Bald mußten wir beide erneut an die Front, wohin uns auch der kleine Hamburger nachkam. Es war eine grauenvolle Zeit, und obwohl wir ängstlich darauf bedacht waren, uns niemals die geringste Kleinigkeit zuschulden kommen zu lassen, ist es ein Wunder, daß unser Strafregister unbeschrieben blieb, vor allem, da der Kompagniefeldwebel von der Minute meiner Ankunft an seinen Klassenhaß nachdrücklich demonstrierte.

Im Herbst 1917 war der Verfall der Armee schon sehr deutlich. Zweimal hatte ich das kontrastreiche Vergnügen, meinen Vater im Großen Hauptquartier – damals in Kreuznach-Bingen – zu besuchen und an der Tafel des Generalquartiermeisters zu essen. Die hohen Herren, vor allem der Chef des Feldsanitätswesens, Exz. Scherning und der Chef des Feldkrankenwesens, der Herzog von Hatzfeld und später der Fürst Solm-Baruth waren sehr an einem Stimmungsbericht von der Front interessiert. Nur zögernd erklärte ich die Schau von tief unten und stieß dabei mit meinen trüben Prognosen begreiflicherweise auf wenig Verständnis.

Zwei Dinge empfand ich als bemerkenswert. Einmal die

große Bescheidenheit und die fast spartanische Lebensweise im Kaiserlichen Hauptquartier. Der Kaiser selbst hielt sich genau an die Verpflegungsvorschriften, wahrscheinlich ohne die Völlerei in der Etappe zu ahnen. Zum anderen die Korrektheit gegenüber der Bevölkerung. Nach meiner festen Überzeugung muß der Prozentsatz an Diebstählen, Übergriffen und Unmenschlichkeiten im besetzten Frankreich erheblich niedriger geblieben sein als bei allen späteren Geschehnissen vergleichbarer Art. Außer Vorräten an Wein, die überall eine gute Beute bildeten, ist den verbliebenen Einwohnern sicherlich im allgemeinen nichts genommen worden. Hinsichtlich der Verführungen zu Plünderungen war die Disziplin der Truppe erstaunlich. Die geübte Höflichkeit gegenüber den Franzosen wirkte um so drastischer, als wir selbst in bedrohlichem Maße unter der Mißachtung unserer Vorgesetzten – zumindest in der Etappe – zu leiden hatten. Einige Wochen mußte ich als Dolmetscher bei einem Feldgericht Dienst tun, und so konnte ich mich überzeugen, daß zumindest von dem Augenblick der Beteiligung eines deutschen Juristen an absolut korrekt verfahren wurde. Dagegen blieb mir die wilde Denunziererei der Franzosen gegeneinander zu jener Zeit solange unbegreiflich, bis ich im besetzten Deutschland die gleiche massenpsychologische Erscheinung beobachten konnte.

Nur wenn es sich um innerdienstliche rein deutsche Fälle ohne Beisein von Kriegsgerichtsräten handelte, wurde der zunehmende moralische Zerfall der Truppe offensichtlich. Der Spiegelmensch und ich hatten bis ziemlich zum Ende des Krieges wieder unseren Photoladen, der militärisch bedeutungslos war und eigentlich nur als Privatsport der Offiziere erhalten blieb. Deswegen splitterte auch der kleine Hamburger ab und wurde Telephonist. In den dienstlich ruhigen Abendstunden weckte er mich häufig und schaltete mich in ein Netz ein, das die Telephonisten eines beträcht-

lichen Teils der Westfront gleichzeitig untereinander verband. Dabei tauschten wir in gemeinsamen Unterhaltungen die Skandalgeschichten aus, bei deren Ablauf die Telephonisten heimlich mitzuhören pflegten. Lag nichts besonderes vor, so veranstalteten wir ein Orchester mit Mundharmonika, Geige, Flöte usw. Fast jede Station beteiligte sich mit einem Instrument. Die Stimmen der Beteiligten waren uns allen vertraut, gesehen haben wir uns nie, und trotzdem bildeten wir eine Art Freundschaftsbund.

Ganze Liebesgabenzüge wurden nach Belgien verschoben und dort verschachert. Riesige Geheimläger entstanden in Mons, Brüssel, Maubeuge usw., und es war sehr spannend zu verfolgen, wie die Gerichtsoffiziere untereinander die gefaßten Delinquenten zu entlasten suchten. Einmal war der größere Teil unserer eigenen Offiziere verhaftet worden, weil irgendein Gefreiter sich in einer der großen Schiebergesellschaften benachteiligt fühlte und einen Berufsjuristen auf die Spur brachte. Manchmal traten seltsame Umkehrungen ein, und als ich auf einem belgischen Bahnhof mit Erschütterung erlebte, wie ein Gefreiter einen Oberleutnant derartig anschnauzte, daß man es einfach nicht ignorieren konnte, mußte ich erst über den Rangwechsel in der Unterwelt aufgeklärt werden, bevor ich mein Gleichgewicht zurückgewann. Der Krieg dauerte zu lange, und der Menschenwechsel erfolgte zu rasch, um Erziehungswerte intakt zu halten. Massenwesen haben keine Ethik sondern respektieren nur den Zwang.

Auch unsere Offiziere kehrten wieder zurück, mit den wenigen Ausnahmen, die einem richtigen Kriegsgerichtsrat in die Hände geraten waren. Eins der Opfer war sogar ein Ritter des Pour le mérite vom hohen Adel, dem unser Adjutant den Revolver in die Zelle legen mußte. Er soll jedoch keinen Gebrauch davon gemacht und nur gelacht haben, wie der Adjutant mir gegenüber verdrossen andeutete.

Anfang November 1918 saß ich mit dem Spiegelmenschen auf der Bekleidungskammer der FEA XI in Halle. Die Revolution vollzog sich dort auf eigenartige Weise. Früh morgens war in unserem Massenquartier mit je drei Betten übereinander eine halbe Stunde früher als gewohnt geweckt worden, und zwar überraschenderweise von Offizieren, die Pistolen in der Hand trugen. Das Ahnen eines bevorstehenden Zusammenbruchs war allgemein, aber der aktuelle Anlaß fehlte.

Die Werftkompagnie zog zum Flugplatz, und dort wurde sie vor den Flugzeugschuppen, auf denen Offiziere mit Maschinengewehren standen, wiederum mit gezückten Pistolen empfangen. Damit scheint der Grenzwert des Zumutbaren überschritten worden zu sein. Ein Sprecher trat disziplinwidrig aus dem Glied und fragte herausfordernd, was das bedeuten sollte. Blitzschnell verschwanden die Offiziere, und als eine Abordnung der Leute zur Abteilungsschreibstube vordrang, kam ihnen der Kommandeur, ein Graf Westarp, waffenlos mit den Worten entgegen: „Ich bin allein, meine 80 Offiziere haben mich sämtlich im Stich gelassen!“ Tatsächlich waren sie über die Umzäunung geflüchtet, wie mir die Wache erzählte.

Das war in Halle der Anfang vom Ende.

Mit dem Spiegelmenschen saß ich am Abend des gleichen Tages melancholisch in einem kleinen Café, um voneinander Abschied zu nehmen. „Wir sind beide schon längst Proletarier geworden“, meinte er, „was bedeutet es für uns, was da draußen geschieht?“

Große Lastwagen mit Maschinengewehren und roten Fahnen fuhren die Straßen der Stadt Halle sinnlos herauf und herunter. Eine Infanteriekaserne verweigerte noch die Beteiligung an der Revolution, offenbar echte Frontsoldaten, der letzte Adel der deutschen Armee. Der Wirt berichtete schreckensbleich, daß die Aufrührer einen gänzlich unbeteiligten Major in die Saale geworfen hätten. Als er sich am

Ufer zu retten suchte, hackten sie ihm die Hände ab, so daß er ertrank. Es gab viele ähnliche Geschichten.

Vor mir hing über einem verschlissenen Sofa ein trüber Spiegel im Goldrahmen, und darin erblickte ich die wohlbekannten bläulichen Gesichtszüge des Spiegelmenschen.

„Wir wollen noch einmal darüber nachdenken, welchen Sinn die letzten zweidreiviertel Jahre gehabt haben mögen. Warum ist es dir nicht gelungen, dich reibungslos den Verhältnissen anzupassen?" Der Spiegelmensch antwortete: „Den Sinn kann nur der Engel erfassen, der uns diesen bittren Trank zu trinken gab. Ich ahne lediglich, daß unser Recht, im Namen der Menschlichkeit zu reden, ohne diese Gewaltkur und ohne solche Erfahrungen von tief unten herauf fadenscheinig geblieben wäre. Auch hinsichtlich unserer Unfähigkeit zur unauffälligen Anpassung kann ich hinterher nur eine Begnadung des Schicksals erkennen, denn andernfalls wäre die Zeit seelisch unwirksam gewesen."

Damit gab ich mich nicht zufrieden: „Ich betrachte dich wie mein besseres Ich. Nach allen meinen sorgfältigen und sogar sehr lieblosen Beobachtungen habe ich an deinem Tun wohl mancherlei taktische Fehler entdeckt, aber nichts, was diese kontinuierlichen Verfolgungen rechtfertigt. Warum also? Hast du keine Rachegefühle?"

„Nein", antwortete er, „warum soll ich die Vergeltung nicht der gleichen Macht überlassen, die ohnehin unsere Zukunft bestimmt? Es waren doch alles nur Marionetten, und mit einem ausreichenden Wissen könntest du in jedem Falle die geistige Unverantwortlichkeit feststellen. Charakterliche Selbständigkeit ist nur sehr wenigen Menschen vorbehalten. Die einzige Erklärung ist das Eingeständnis, sich zu den Ausnahmen von der Regel zu zählen. Die anderen sind nur so lange gut, so lange ihre Direktion gut ist, und sie sind schlecht, wenn ihre Direktion schlecht oder auch nur ohnmächtig wird."

Das leuchtete mir ein, aber dazu gehört noch mehr: „Unser Fehler lag also darin, daß wir den Verlust unserer automatischen Zugehörigkeit nicht durch die Kenntnisse der Mechanik des seelischen Funktionierens ersetzen konnten, d. h. mangels eines zuverlässigen Wissens?"

„Das ist die eine Möglichkeit", meinte der Spiegelmensch, „die wahrscheinlich für dich als Anlaß zum Studium in Betracht kommt. Ob es gelingt, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Reaktionen jemals wissenschaftlich zu erfassen, ist allerdings fraglich, aber du solltest es versuchen."

„Und du?"

„Ich gehe den anderen Weg, den Weg, den nur eine Totalität wie der Krieg versperrte. Ich will allein bleiben und in der Einsamkeit das ganze Problem leugnen."

Der Spiegelmensch versank mehr und mehr in der einsetzenden Dämmerung. Im Spiegel sah ich nur noch die Schatten seiner Augen unter der bläulichen Stirn. Von draußen her hallten Schüsse, die nichts aufregendes mehr für uns hatten.

„Ich will dir ein Geheimnis erzählen", sagte er in dem mir seit langem vertrauten Flüsterton, „bei unserer letzten Affäre in Belgien, als wir unschuldig für die Fehlmengen der Vorratskammer einstehen sollten und zur Bestrafung gemeldet waren, ohne den Mut zur Anzeige des eigentlichen Täters aufzubringen, bat ich die Leiterin unseres Soldatenheimes um Vermittlung. Ich traf sie mit ihrer Assistentin in ihrem Wohnzimmer, wo sie sich von der schmuddeligen französischen Köchin die Karten legen ließ. Das sollte sie auch einmal für mich tun. Die Französin mischte, legte aus, mischte nochmals, legte wieder aus und schließlich sah sie mich ganz verwirrt an. Langsam begann sie: „Sie werden in zwei Wochen auf Urlaub fahren, dann werden Sie für einen Tag zurückkommen, um endgültig nach Deutschland versetzt zu werden."

Ich hatte mit Erstaunen zugehört, denn genau so hatte sich unsere Versetzung nach Halle vor einem Monat abgespielt. „Hat sie dir sonst noch etwas Interessantes gesagt?"

Der Spiegelmensch nickte: „Sie sagte, daß wenige Wochen nach meiner Rückkehr der große Umschwung eintreten würde, der die alte Zeit abschließt."

„Wie war der französische Text", fragte ich zweifelnd, doch er winkte beruhigend ab. „Es ist alles richtig, aber was dann kam, beunruhigt mich. Ich soll einsame Wege gehen, mehr und mehr Erfolg finden, reich werden, in einem schönen Hause hoch über einem Fluß so breit wie der Rhein wohnen, bis ich noch einmal, wenn auch nur für eine kürzere Zeit, auf eine sehr ähnliche Weise in Abhängigkeit und Verzweiflung geraten würde, wie während dieses Krieges. Und dann . . ."

Ich wartete gespannt, aber er schwieg lange. Schließlich fügte er sichtlich widerstrebend hinzu: „Sie war so merkwürdig, schrecklich verlegen, und dann stand sie auf, verbeugte sich tief und sagte beschwörend: Mein Herr, denken Sie an mich! – Das war alles."

Es war schon ziemlich dunkel in dem kleinen völlig leeren Gastraum. Jeder von uns dachte über die Zukunft nach. „Was soll die Französin gemeint haben? Es ist wirklich erstaunlich, wie sicher sie die zweimalige Reise und den Umschwung vorausgesagt hat. Deine Zukunft gestaltet sich ja danach sehr erfreulich, und was dann kommt . . ., meine nüchterne Kombinationsgabe reicht nicht aus, um zu ermitteln, was deiner Seherin vorschwebte. Ich würde nicht darüber nachdenken." – „Doch, doch", seine Worte verrieten eine große Besorgnis, „doch, mein Freund!" Dann wurde er sehr leise: „Ich bin entsetzlich feige!" Mir kroch ein kaltes Rieseln über den Rücken. Er wiederholte noch einige Male: „entsetzlich feige!"

„Glaubst du, daß du das Glück der kommenden Zeit mit

irgendeiner Verpflichtung bezahlen mußt?“ Das Thema wurde für mich uninteressant. Meine Gedanken zogen mich nach Hannover, nach meinen Malgeräten, nach produktiven Aufgaben. Der gute Weggenosse versank langsam im Schatten des Spiegels.

„Noch eine Frage!“ bat er mich zögernd, „warum hast du mich verwirklicht?“ Bevor wir uns trennten, gab ich ihm eine klare Antwort: „Einfach nur, weil ich mich schämte, die erniedrigenden Erlebnisse von mir selbst zu berichten.“ – Es dauerte 27 Jahre, bis ich ihm wieder begegnete.

MUSIK

Die gegenstandslose Komposition, um deren Anerkennung die bildenden Künste seit Jahrzehnten gegen geistige Rückständigkeit mit ehrlichem Bemühen, Opportunismus und krampfhaften Verirrungen streiten zu müssen glauben, ist in der Musik eine beinahe allgemein gültige Selbstverständlichkeit. Kein ernsthafter Genießer musikalischer Erlebnisse wird erwarten, daß ein klassisches Kunstwerk die Kopie naturalistischer Lautvorgänge, d. h. ein Bild der Wirklichkeit bedeuten soll, wie dies auf Grund einer fast unvermeidlichen Anschaulichkeit des Stoffes von der Plastik, der Dichtkunst und vor allem von der Malerei verlangt wird.

Die Folge dieser Sonderstellung hat die Musik zu einer Art absoluten Kunst werden lassen und die Musiker in den Rang der Adepten erhoben. Es gibt nur wenige Menschen, die ihr kritisches Unvermögen gegenüber den darstellenden Künsten zugeben, wohingegen die Einteilung in musikalisch und unmusikalisch in weit höherem Maße – wenn auch durchaus nicht frei von spießbürgerlichen Machtansprüchen – mit einer gewaltlosen Selbstkritik möglich ist.

Die Musiker bilden eine Welt für sich. Der Absolutismus der Musik schließt bei den Priestern dieser Kunst sogar vielfach jedes andere künstlerische Interesse aus. Es gibt wohl Maler, Dichter usw., die musikalisch außerordentlich interessiert sind, aber es gibt kaum einen schöpferisch oder nachschöpferisch ausübenden Musiker, der zu einer der anderen Künste in ein ungeheucheltes inneres Verhältnis kommt.

In der verzweifelten Zeit nach dem ersten Weltkrieg, in der jeder einzelne zusammenhanglos und ohne eine übergeordnete Idee seine materielle und weltanschauliche Exi-

stenz neu zu gründen suchte, war der abstrakte Gestaltungsbereich der Musik wahrscheinlich die einzige Welt mit unveränderlichen Gesetzen und mit inflationssicheren Werten. Sogar um die Interpretation des Menschentums eines Goethe tobte der Kampf von der Mystik seiner Naturwissenschaften bis zum Dadaismus seiner Gedichte. Noch schlimmer war es in der Malerei und teilweise in der Architektur. Auch die exakten Wissenschaften vermochten keine zuverlässigen Mauern um die Heiligkeit ihrer Bezirke zu legen, ganz zu schweigen von der Prostitution populärer Philosophie.

In der Musik hatte dagegen selbst ein kakophonischer Einbruch das Adeptentum nicht entweihen können, und das Dreimädelhaus fand ebenso häufig verschlossene Türen wie die Tanzplatten eines Jazzorchesters. Deshalb konnte keine Kunst ein so starkes Gefühl des Geborgenseins für alle Eintrittsberechtigten auslösen wie die Gemeinschaft der Musik. –

Wir saßen in dem kleinen Wohnzimmer eines Gartenhauses, das mein Freund Maxl, ein Leipziger Kapellmeister, gemietet hatte. Seine Frau, eine gebürtige Wienerin, konnte ausgezeichnet kochen, und als besondere Delikatesse – in der Nachkriegszeit war so etwas einprägsam – gab es Palatschinken mit Mohn und zerlassener Butter darüber.

Der Freundeskreis bestand aus einem Musikkritiker, einem Kunstkritiker, einem Kunsthistoriker und mir. Außerdem war noch ein Neuling dabei, den ich anfangs wenig beachtete, zumal er klein, unscheinbar im Äußeren und so schüchtern war, daß man ihm mit dem Übersehen seines Daseins offensichtlich nur einen Gefallen tat. Meines Erinnerns hatte ihn der Musikkritiker mitgebracht.

Maxl erzählte sehr interessante Geschichten.

Er war einer der besten Erzähler, die ich kennengelernt habe, und ich bedauere nur, daß seine Glanzstücke unwiederholbar sind, da bei ihm alles auf den Vortrag ankam. Es war erstaunlich, wie wenig Substanz die Geschichten manch-

mal enthielten, die er täglich mit einem großen Spannungsreichtum erlebte. Wenn irgendeine Frau auf der Straße hinfiel und er sich aus Mitleid gleich daneben legte, oder wenn er mit seiner Frau einen Kochtopf einkaufte und an den Verkäufern Erziehungsversuche unternahm, dann waren das hochdramatische Begebenheiten mit dämonischer Steigerung aller Gespanntheit des Zuhörers. Erst wenn man später die Geschichte weiter erzählen wollte, merkte man zur eigenen Überraschung, daß eigentlich nichts Nennenswertes passiert war.

Unerschöpflich waren seine Gulli-Anekdoten. Gulli war ein Professor am Gymnasium in Brixen, wo Maxl sein Maturum gemacht hatte. Er muß ein besonders komisches Original gewesen sein, denn eine nicht geringe Zahl von Histörchen über ihn sind im Druck erschienen, wie ich später einmal auf einer Auktion bei dem Erwerb zweier Gulli-Bändchen feststellte.

Maxl hat aber auch wirklich gehaltvolle Erlebnisse darstellen können, und das waren druckreife Kabinettstücke. Die erzkatholische Tiroler Gemeinde Brixen mit ihren bürgerlichen Dogmen und den stumpfsinnigen Überheblichkeiten des Spießertums mag Anlaß genug für Lausbubenstreiche und Schulskandale gegeben haben, wie die Verwandtschaft der Geschichten mit dem Modellmaterial von Ludwig Thoma beweist. Eine der nettesten Erzählungen betraf ein echtes Thoma-Thema:

Bei irgendeiner großen Kirchenfeier ärgerte den von Haus aus unbemittelten Maxl der Wettstreit in der Größe von dargebrachten Wachskerzen. Er konnte sich nur eine ganz kleine Kerze leisten, und da die Opfergaben in ihrer blauen Umhüllung eingesammelt wurden, kam er auf die Idee, einen langen Besenstiel in das traditionelle Papier einzuwickeln und mit berechtigtem Stolz als einen beachtlichen Gesinnungsbeweis abzugeben.

Den weiteren Verlauf der Sache mit einer hochnotpeinlichen Untersuchung und Beschwörung mit allem Drum und Dran kann man sich nach der Lektüre von Thoma mit einigen Varianten selbst vorstellen. Wenn Maxl fertig war, dann hatten wir Leibschmerzen.

Dieses Mal berichtete er von der Uraufführung des Heldenlebens von Richard Strauß durch die Wiener Tonkünstler, wo er als Bratschist mitspielte. Das Bemerkenswerteste daran war die für Musiksachverständige erstaunliche Tatsache, daß sich bei den Korrekturproben des Komponisten keine einzige schwache Stelle oder Fehlerhaftigkeit und dementsprechend keine einzige Änderung in der Partitur ergab.

Der Musikkritiker sah sich nach seinem mitgebrachten kleinen Mann um, und dieser schüchterne Unbekannte bekam einen feuerroten Kopf. Nanu? Maxl brach ab, und alles wartete gespannt auf eine Erklärung, und da sie immerhin etwas Besonderes bedeutet, soll sie der Nachwelt übergeben werden.

Der kleine Mann hieß Oskar Kaller. Er lebte das stille unscheinbare Leben des Musiklektors eines Leipziger Musikverlegers in den bescheidensten Verhältnissen. Wahrscheinlich hat auch Richard Strauß den kleinen Mann längst vergessen, und doch hat er ihm einen ungewöhnlichen Respekt abgenötigt.

Kaller war ein großer Strauß-Verehrer und seit langem hoffte er, einmal ein Werk von Strauß für seinen Verlag gewinnen zu können. Endlich war es so weit, und die Verhandlungen über den Erwerb des „Heldenlebens" waren im Gange. Leider blieb eine unüberbrückbare Differenz zwischen Angebot und Forderung bestehen, so daß zu seiner Verzweiflung die Sache zu scheitern drohte. Wenn ich mich recht entsinne, forderte Strauß M 50.000.–, und der Verlag weigerte sich, über M 40.000.– zu gehen.

Da faßte Kaller einen kühnen Entschluß. Ohne als kleiner Angestellter hierzu berechtigt zu sein, telegraphierte er an Strauß den vermittelnden Vorschlag von M 45.000.–, und daran hängte er als Ausdruck seiner zerwühlten Seele die Schlußworte: Kyrie eleison, Herr erbarme Dich!

Strauß gab nach und schickte das Manuskript. Kaller nahm das Manuskript mit nach Hause und legte sich ins Bett. Ein sauberes Blatt Papier und einen Bleistift neben sich, las er die Partitur sorgfältig Zeile für Zeile durch. Sein Vorstellungsvermögen musikalischer Klangwirkungen muß ungeheuerlich gewesen sein, denn die Partituren von Strauß sind ungewöhnlich vielzeilig, und außerdem ist er ein wirklicher Neutöner.

Kaller schrieb sich etwa ein Dutzend Stellen auf, wo einzelne Noten nach seiner Ansicht nicht der vom Komponisten beabsichtigten Klangwirkung entsprachen. Daraus entwickelte er Gegenvorschläge zwecks Bereinigung.

Diesen Zensurzettel schickte er an Strauß, sicherlich zu dessen größter Überraschung. Das Erstaunlichste daran war, daß er alle Vorschläge rückhaltlos anerkannte. Und so kam es, daß Maxl in Wien das im Musikleben seltene Ereignis einer Korrekturprobe ohne irgendeine Korrektur bezeugen konnte.

Man kann sich denken, daß Oskar Kaller von nun ab zum eisernen Bestand unseres Kreises gehörte. Sein musikalisches Vorstellungsvermögen und sein Gedächtnis waren phänomenal.

Beinahe regelmäßig erschien er abends nach Geschäftsschluß bei mir im Atelier, meist um mich ermüdeten Graphiker nötigenfalls mit Gewalt in ein Konzert zu schleppen. Wie alle Menschen, die den größeren Teil ihres Daseins vereinsamt zugebracht haben, verband er die sehr enge Freundschaft mit einem gut gemeinten, aber unwiderstehlichen Despotismus.

Nach den Konzerten und besonders nach den Gewandhausabenden traf man sich traditionell in meinem Atelier. Ich selbst hatte auch kein Geld, aber die Firma Blüthner stellte mir hilfreich einen großen Flügel zur Verfügung, so daß die dringendste Vorbedingung gegeben war. Viele Nächte hindurch wurde musiziert und diskutiert, denn die einzigen Nachbarn, die wir hätten stören können, waren ein musikliebendes Hausmeisterpaar im Haus nebenan, das die halben Nächte mit den Ohren an der Wand klebte und zuhörte.

Vormittags saß Kaller auf dem Kontorschemel und las in den eingereichten Manuskripten. Abends berichtete er dann von dem meist kümmerlichen Ergebnis. Wenn es die Erklärung verlangte, konnte er sich auch an das Klavier setzen und von irgendeiner der Orchester-Partituren, die er am Vormittag erstmalig gelesen hatte, einen Klavierauszug improvisieren.

Selbstverständlich waren seine Ansichten radikal und seine Urteile sehr schwarz-weiß gefärbt. Das gehört sich so für einen echten begeisterungsfähigen Künstler. Aber er war doch neuen Dingen gegenüber bemerkenswert unbefangen und vorurteilslos. Auch die extremste Kakophonie prägte sich ihm ein, sobald irgendein Einfall darin enthalten war. Es war praktisch unmöglich, ihm einen geklauten Einfall vorzusetzen.

Eines Vormittags hörten wir von der Orgelempore des Gewandhauses aus der Hauptprobe zu, in der Nikisch die Siebente von Bruckner dirigierte. Kaller knurrte über die Striche, die seit jeher üblich gewesen waren. Immerhin war es eine herrliche Aufführung. Nach dem Konzert trafen wir Nikisch vor dem Künstlerzimmer, der sich freundlich wie immer nach unserer Meinung erkundigte.

Maxl bekannte seine Begeisterung in der für ihn typischen treuherzigen Liebenswürdigkeit, aber mit einer unklaren

Note darin. Nikisch hörte das heraus und drängte nach einer ehrlichen Kritik, und da nahm sich Maxl ein Herz und erklärte – mit allen Vorbehalten und höflichen Einschränkungen –, daß es doch nicht recht sei, an einem Bruckner zu deuteln und mit Strichen Einschränkungen zu machen.

Nikisch war erst ganz erstaunt, denn die Striche waren schon eine so alte Tradition, daß er nie auf die Idee gekommen war, an ihrer Zweckmäßigkeit zu zweifeln. Dann aber rief er noch eben rechtzeitig seine im Aufbruch befindlichen Musiker zusammen und verkündete, daß sie am Abend zur Hauptaufführung sämtliche Striche aufmachen wollten.

So etwas brachte der große unvergeßliche Nikisch fertig. Ohne Probe hat er dann das gewaltige Werk mit seinen so sparsamen Handbewegungen dirigiert und dabei die aufgemachten Striche improvisiert. Man merkte ihm nicht das geringste an. Wie ein Fürst stand er auf seinem Podium, und mühelos folgte ihm das Orchester auf den leisesten Wink eines kleinen Fingers.

Oskar Kaller versteckte seinen puterroten Kopf hinter der Partitur in seinen Händen. Er hatte es bis zuletzt nicht glauben wollen.

Das geistige Leipzig wurde zu jener Zeit unsichtbar von Musikern regiert. Man lebte und nährte sich fast von Musik. Nur Max Klingers Kunst hat die gleiche öffentliche Anerkennung gefunden, aber niemals die gleiche Popularität.

Nikisch hieß im Kreise seiner engeren Vertrauten allgemein Väterchen, und ein Väterchen war er auch mit seiner großen Güte und der natürlichen Hoheit des gottbegnadeten Künstlers, gänzlich ohne die sonst so deprimierenden kleinlichen Nebenerscheinungen des Neides, der Mißgunst und der Habgier, wie sie bei Musikern, Schauspielern und auch bei den anderen künstlerischen Berufen üblich sind.

Sein letztes Konzert dirigierte er in der Nacht des 10.

Januar 1922. Kurz darauf starb er unerwartet, einer der letzten ganz Großen, der vielleicht nicht so vielseitig war wie dieser oder jener andere Stern am Himmel der Dirigenten – Nikisch war einseitig Romantiker –, aber der die Seele zum Schwingen bringen konnte, wie ich es seitdem nicht mehr verspürt habe.

Eine kleine Geschichte, die mir Nikisch erzählte.

Seine weltweite Popularität war in Moskau besonders ausgeprägt, und deshalb hat er dort viele Konzerte gegeben. In diesem Falle handelte es sich um die Festsetzung des Programms für eine solche Konzertplanung. In Leipzig hatte Nikisch nicht sehr viel Einfluß auf die Programmgestaltung, denn der Gewandhausvorstand war außerordentlich selbstherrlich. Dem hohen, vorzugsweise aus Musikverlegern gebildeten Direktorium gegenüber galt Nikisch nur als bezahlter Angestellter, und ich habe mich oft genug darüber ärgern müssen, daß Nikisch meine eigenen gelegentlichen Programmwünsche – meistens war ich nur Kallers Sprachrohr – mit dem besten Willen nicht durchsetzen konnte.

Im Ausland dagegen war Nikisch souverän, sicherlich nicht zum Nachteil der Konzerterfolge. Er wollte in Moskau die e-moll von Tschaikowskij aufführen, und das wurde zu seinem Erstaunen rundweg abgelehnt.

Tschaikowskij galt nichts in Moskau. Die e-moll-Symphonie war wohl überhaupt noch nicht aufgeführt worden, und die Konzertleitung beschwor den Meister, von seiner Idee abzulassen und sich nicht für die Mittelmäßigkeit zu opfern.

Nikisch erzählte voll Stolz von seiner telegraphischen Antwort: „Mache Konzert von Tschaikowskij e-moll abhängig.“ Kurz und bündig. Die Russen gaben nach, wenn auch mit allen Zeichen ihres Unwillens und der Enttäuschung. Wie dann Nikisch erst einmal die schlechte Stimmung des Moskauer Orchesters überwand, ist eine besondere Geschichte. Er war eben ein Grandseigneur. Das Schönste

aber waren die spontanen Erfolgskundgebungen. Nach dem Konzert stellte sich die Musikkritik von Moskau auf den Kopf. Die Formel lautete: „Nikisch schenkt Rußland einen großen Komponisten!“ In der winterkalten Nacht hat die begeisterte Menge die Pferde vor dem Schlitten ausgespannt und das Gefährt im Triumph durch die Straßen nach seiner Wohnung gezogen. Die e-moll wurde das Lieblingswerk der Moskauer, und sie ist das Lieblingswerk Nikischs geblieben.

Neben Nikisch gab es noch den Generalmusikdirektor Otto Lohse, der ein bedeutender Kapellmeister, aber weniger populär war und im Schatten des größeren Meisters bleiben mußte. Dagegen besaß noch ein anderer Leipziger Musiker einen internationalen Ruf, und das war der Orgelspieler Karl Straube.

Wenn man früher von einem Orgelstil sprach, dann kam man zwangsläufig zu der Alternative: hie Karl Straube, hie Albert Schweitzer. Beide vertraten sehr extreme Richtungen. Schweitzer war ein Träumer, ein Theoretiker, der seine Berufung zum Musiker und Theologen durch das Studium der Medizin ergänzte und als ärztlicher Missionar in Zentralafrika eine Station gründete. Man erzählte sich Märchendinge, wie er mitten im Urwald am Kongo Orgel spielte und sich in den Flammen einer Wirkungsleidenschaft verzehrte, für die kein irdisches Ziel absolut genug war.

Sein Orgelspiel war sehr streng. Er verlangte von der Interpretation Bachs einen sehr herben protestantischen Stil. Bach wurde früher oft als strenger Mathematiker der Musik dargestellt. Seine musikalische Gewissenhaftigkeit hat das Nacherleben seines Musikantentums vielfach verhindert, wie z. B. auch Mozart heute noch aus dem gleichen Grunde mit allen seinen unendlichen Schönheiten vielen Leuten innerlich allzu jenseitig und gefühlsfremd geblieben ist.

Das Gegenteil hierzu bildete die Auffassung Straubes von Bach und seinem protestantischen Kreis. Er wühlte geradezu

in der barocken Fülle von musikalischen Einfällen. Er steigerte die Tempi bis zur Atembeklemmung, er kannte kein Maß, keine Grenze, keine Theorie, er spielte, und das herrliche Instrument mußte alles hergeben, was darin war. Die wundervolle Unbekümmertheit des echten Musikantentums zerbrach die akademischen Überlieferungen, und Bach ertönte mit einer Inbrunst, die eine sehr heißglühende Seele in der Brust des strengen Thomaskantors offenbarte.

Natürlich war Straubes Spiel nicht verwaschen, verschwollen und gesetzlos, aber die innere Gesetzlichkeit der Bewegung aller Gestirne in mathematisch vorgezeichneten Bahnen wurde niemals durch Mechanik dargestellt, sondern sie blieb unergründlich naturhaft, und sie drängte zu der Erkenntnis, daß das Leben der Wirklichkeit und der Kunst nicht mit Formeln gedeutet werden kann.

Straube standen unerhörte technische Fähigkeiten zur Verfügung. Ich habe es mehrfach gesehen, daß irgendein Schweller oder eine der sonstigen Hilfen ausfiel und er unbehindert weiterspielte. Er blieb unabhängig, und er würde sicherlich der Orgel noch bedeutende Wirkungen abgerungen haben, wenn die halbe Apparatur verlorengegangen wäre.

Die Menschen saßen mit großen, rund gewordenen Augen in der Kirche, wenn Straube spielte. Die D-dur-Fuge von Bach mit ihren starken Bewegungssteigerungen begann er bereits in einem Tempo, daß man eine Steigerung überhaupt nicht mehr für möglich hielt. Es geschah wie in der Musikbeschreibung des alten chinesischen Weisen Tschuang Tse: Die Menschen wurden leere Gehäuse und verloren das Bewußtsein ihres Daseins.

Als ich nach meinem Fliegerunglück im Dezember 1914 zu Hause wohnte und allmählich wieder bewegungsfähig wurde, klingelte Straube gelegentlich vormittags an, um mich zur Thomaskirche einzuladen. Es waren seine Übungsstunden, und ich durfte mir regelmäßig etwas wünschen.

Ich kann mir nicht denken, daß einem Menschen größere musikalische Geschenke gemacht werden können.

Die alte Kirche, die trotz der Geschmacklosigkeiten späteren Schmuckes den Geist der großen musikalischen Tradition Bachs atmet, war menschenleer. Das Licht stufte sich verdämmernd hinter den hohen Steinpfeilern ab. Mucksmäuschenstill saß ich auf einer Bank der linken Seitenempore und ertrank in der Flut der Donnerworte des alten Meisters.

Mich ergriff übermächtig die Sehnsucht nach der Zeitlosigkeit im Unendlichen. Jedes Maß und jede Zahl schien mir zu gering und zu erdhaft. Die Einsamkeit in der weiten Kirche und das unwahrscheinlich kleine Licht auf den Notenblättern am Orgelpult als Ausgangspunkt des kosmischen Geschehens erhöhten die Weite des Weltenraumes, so daß es mich Mühe und Zeit kostete, auf Straubes gelegentliche Fragen eine Antwort zu finden.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich Straube als den größten Orgelspieler vieler Zeiten bezeichne. Es ist mir von allen bestätigt worden, die ihn und entsprechende Vergleichsmöglichkeiten kannten. Darin lag eine große Tragik, die Tragik der Vorbildlosigkeit. Ganz im Gegensatz zu seinem Spiel war Straube ein Grübler und Sinnierer. Er glaubte nicht an sich und sein Können. Ewig zweifelte er an seinen Leistungen, wie es so häufig das Kennzeichen eines großen Künstlertums ist und die Begnadung zur Quälerei werden läßt.

Es kam eine Zeit, wo er annahm, daß sein Gehör und sein Können nachließen, und als der alte Thomaskantor Schreck starb, bewarb er sich um dessen Amt. Kirchenmusikalisch hat der Thomaskantor wohl die angesehenste Stellung, die es in Deutschland gibt, und es mochte ihn reizen, aus der Enge des Organistendaseins herauszukommen.

Schon der alte Bach hat sich über die Verständnislosigkeit seiner theologischen Herren beklagt. Es war wirklich sonder-

bar, daß internationale Größen wie Nikisch und Straube weitgehend von Menschen abhängig waren, die offenbar hierfür nicht das richtige Format und vor allem nicht das im Verkehr mit Künstlern nötige Feingefühl zu besitzen schienen. Hierfür möchte ich ein komisches Beispiel anführen.

Günther Ramin, der Nachfolger Straubes sowohl als Organist wie später als Kantor, kam eines Abends ziemlich verstört zu mir ins Atelier und sagte, daß er gerade Geburtshelfer gewesen sei. – ?? – Sein Pastor hatte ihn zu sich gerufen, damit er auf dem Klavier eine längere Zeit „schöne" Musik mache, und gehorsam hatte er dies natürlich auch getan. Er blieb allein im Zimmer und spielte. Als er wieder gehen durfte, hat ihm der Pastor erzählt, daß seine Frau während dieser Zeit ein Kind bekommen habe. Er wollte dies Kind in der Welt mit guter Musik empfangen, weil er sich davon eine heilkräftige Wirkung auf Mutter und Kind versprach.

Die Stellung eines Thomaskantors war etwas unabhängiger. So ist es verständlich, daß Straube die Gelegenheit ergriff, um sich dadurch außerdem von seinen künstlerischen Gewissensnöten zu befreien.

Nach dem Kriege kam er häufig abends zu mir, wo wir eifrig über musikalische, politische und philosophische Probleme diskutierten. Der Einfachheit halber brachte er gewöhnlich mehrere Gläser Bier mit, in einem Drahtgestell wie die Bauarbeiter. Es war ein Anblick für Götter, wenn der würdige Professor mit seinem Handwerkszeug hereinspazierte und die dicken Glasseidel verteilte.

Meistens traf er irgendeinen interessanten Besuch an, denn in jener Zeit verdichtete sich der Verkehr von Künstlern untereinander interprovinzial. Oder aber er brachte selbst einen musikalischen Besuch mit. Auf diese Weise habe ich viele bedeutende Komponisten und Interpreten kennengelernt.

In der vorerwähnten kritischen Zeit seiner Zweifel traf er mich einmal allein an, und dieses Mal brachte er alle seine Sorgen und Überlegungen zur Sprache. Als ich ihn nachts um 2 Uhr nach Hause bringen wollte, waren wir in der Sache noch keinen Schritt weitergekommen. Sein Weg nach Hause dauerte höchstens zehn Minuten, aber um 4 Uhr morgens wanderten wir immer noch um den Häuserblock herum, in dem meine Wohnung lag.

Ich beschwor ihn, nicht sein eigentliches Künstlertum aufzugeben. Allerdings dachte ich dabei weniger an die profanen Begleitumstände der besseren Besoldung, die für einen Familienvater von unabweislicher Bedeutung sind. Er bezweifelte seinerseits die Echheit seiner Meisterschaft und begann wieder, sich mit ungerechter Selbstkritik zu kasteien.

Er meinte, daß mehrere seiner Schüler ebenso viel und manche darunter sogar noch mehr könnten als er. Dabei dachte er vor allem an seinen Lieblingsschüler, den jungen Günther Ramin. Ich versuchte ihm das auszureden, denn mit der Übernahme des Thomaskantorats war das Aufgeben des Orgelspiels verbunden. Eine vorsichtige diesbezügliche Anfrage brachte sofort die Bestätigung: „Selbstverständlich kann ich dann niemals mehr als Orgelspieler auftreten, denn das wäre meinem Nachfolger gegenüber sehr illoyal!"

Man kann sich denken, in welche Angst mich meine große Verehrung seines Orgelspiels versetzte, und wie eindringlich ich mich bemühte, ihn von seinen Zweifeln abzubringen. Deshalb erwähnte ich auch den Umstand, der einen Bruch mit der Tradition bedeutete: schon seit den Zeiten vor Bach war der Thomaskantor stets ein Komponist gewesen, und auch der jüngst verstorbene Professor Schreck war mit eigenen Vokal-Kompositionen hervorgetreten. Straube hatte meines Wissens nie komponiert, ebenso wenig wie Nikisch, der gelegentlich humorvoll von seinen frühen kompositorischen Versuchen erzählte. Mit einer Ernennung Straubes

würde demnach zum ersten Male auf eine alte Gepflogenheit verzichtet werden.

„Wissen Sie einen geeigneten Komponisten?" fragte Straube kopfschüttelnd.

Am nächsten Tag hatte er sich entschieden. Er wurde Thomaskantor, und ich habe ihn nie wieder die Orgel spielen hören, obwohl er noch einige seltene Male auf Gastspielreisen Konzerte gegeben haben soll. Statt dessen studierte er mit dem Thomanerchor, den er bald auf eine bis dahin unbekannte Höhe brachte. Hierüber zu schreiben, würde ein ganzes Buch lohnen, das hoffentlich noch einmal von einem seiner Schüler geschrieben wird.

Jeden Freitag um 6 Uhr abends stand der alte Straube an der Kreuzung der Mittelgänge in der Thomaskirche. Kurz hinter ihm an dem Kopf der zweiten Bankreihe hatte ich meinen gewohnten Platz. So haben wir Jahre hindurch allwöchentlich der Motette beigewohnt.

Oft war die Kirche überfüllt, denn die ohnehin große Beliebtheit der Thomaner nahm schnell zu. Die uralte Einrichtung der Motetten in Leipzig ist einer der schönsten Gedanken, den eine Stadt erfinden konnte. Meine ganze Wocheneinteilung, die Reisen und sonstigen Unternehmungen richteten sich nach Gewandhaus und Motette.

Wie alt eigentlich der Thomanerchor ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß er sicherlich in der Zeit unter Straube der klangschönste Knabenchor der Welt war. Ich kannte die Berliner, Dresdner, Regensburger, den sixtinischen Chor, das Waisenhaus in Barcelona und viele andere, aber ich habe nirgends so glockenreine Knaben-Soprane, einen so sammetweichen Knaben-Alt und eine so feine Musikalität gehört wie in Leipzig.

Früher war es dem Thomanerchor untersagt, Konzertreisen zu unternehmen. Nach dem ersten verlorenen Weltkrieg wurde vermutlich aus Propagandagründen für das

Ausland manche Ausnahme zugelassen, und hierbei ergab sich auch einmal ein musikalischer Wettstreit.

Während einer Konzertreise in der Schweiz traf es sich, daß der sixtinische Chor drei Tage vor dem beabsichtigten Konzert der Thomaner in Zürich sang. Der päpstliche Kapellmeister wollte wohl den Thomanern den Wind aus den Segeln nehmen. Jedenfalls brachte er unerwartet einen Teil des Thomaner-Programms zur Aufführung, um das nachfolgende Konzert zu einer Wiederholung zu erniedrigen. Vielleicht wollte er auch nur einen Wettkampf ansagen. Die Züricher Kritik hielt sich zurück und wartete die drei Tage ab.

Straube warf sein Programm um und ließ seine Jungen die große Missa Papae Marcellae von Palestrina singen, das Glanzstück der römischen Kirchenmusik. Das war eine überraschende Antwort auf die Herausforderung, und der Erfolg muß außerordentlich gewesen sein. Straube brachte uns die Kritiken der schweizerischen Zeitungen mit, in denen spaltenlang der Triumph des Thomanerchors beschrieben wurde, während der sixtinische Chor nur eine recht bescheidene Zeilenzahl erhielt. „Für die Geschenke der Züricher Bevölkerung an die Jungen", meinte Straube, „brauchten wir fast einen Möbelwagen."

Noch schöner war die Begeisterung des päpstlichen Kapellmeisters, der sich für besiegt erklärte und damit sich selbst ebenso wie die Thomaner ehrte. Sein Bericht nach Rom muß sehr eindrucksvoll gewesen sein, denn in der Folgezeit wurde von dort aus mitgeteilt, daß dem erzprotestantischen Chor aus Leipzig eine Kathedrale in Rom zur Verfügung stände, wenn er einer Einladung Folge leisten würde. Leider konnte daraus nichts werden.

Worin eigentlich die Wirkung des Chores lag – es konnte nicht nur der Stil und die Technik sein –, habe ich nicht ergrübeln können. Die Solisten waren doch noch Kinder,

und die Reinheit ihrer Stimmen wurde von keinem Innenleben getragen. Ein Frauensopran dagegen kann niemals so glockenschön sein wie ein Knabensopran, und es muß außerdem geheimnisvolle Mittel geben, durch die das Menschentum des Thomaskantors Karl Straube beim Unterricht den menschlichen Klangkörper resonanzfähiger machte. Es ist Tradition, daß der Kantor nur bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei der Aufführung der großen Passionen oder allgemein bei Bachfesten usw., selbst dirigiert. Diese unmittelbare Beeinflussung fehlt demnach bei der üblichen Aufführung der Motette. Der Dirigent ist im allgemeinen ein Primaner, der den Titel Präfekt führt.

Trotzdem habe ich es erlebt, daß die Innerlichkeit des Chores die Menschen beinahe reihenweise umwarf. Einigen liefen die Tränen über die Wangen, ohne daß sie es merkten, andere fielen gänzlich in sich zusammen, und wieder andere verließen schwankenden Schrittes die Kirche, um sich draußen von der Übergewalt der Gefühlseinbrüche zu befreien.

Besonders augenfällig wurde dies einmal bei der Aufführung einer Motette von Johann Bach mit dem thematischen Satz: Unser Leben ist ein Schatten. Am Vormittag hatten die Thomaner einen Mitschüler beerdigt, und sie mochten noch unter dem Eindruck der Begebenheit gestanden haben. Das Wort Schatten verklang eindringlich geflüstert, und wie ein verstörtes Gespenst huschte ein deutlich fühlbarer Schatten durch den weiten Kirchenraum. Es war ein Klangschatten, aber ich glaubte, einen Augenblick das Licht verdunkelt zu sehen und das Rauschen der Flügel des Todesengels zu hören.

Neben mir stand ein Jüngling, der zusammenbrach. Ich fing ihn halb auf, und mit einigen Helfern trug ich ihn auf den Vorplatz hinaus. Gleichzeitig sah ich in der Nähe mehrere Menschen sich auch noch um einen anderen Ohnmächtigen bemühen.

Wir betteten den bewußtlosen Jüngling auf dem kalten Fußboden, da der dort stehende Sarkophag mit einer dicken Steinfigur besetzt war. Langsam kam er wieder zu sich, und nun fragte ich ihn vorsichtig aus. „Sind Sie Mediziner?" erkundigte er sich. Ich verneinte und riet ihm, mit mir in meine dicht dabei liegende Wohnung zu kommen, damit wir notfalls einen Arzt holen könnten. Er schüttelte den Kopf und sagte nur schlicht: „Hunger." Es war das Jahr 1920.

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, war er nicht zu halten, obwohl ich ihm alles mögliche anbot.

Das Vorkommnis hatte noch ein Nachspiel. Geraume Zeit später wurde die Neue Messe eines jungen Leipziger Komponisten mit Namen Thomas aufgeführt. Neben Straube und mir stand wieder der junge asketisch aussehende Student. Straube sprach seiner Gewohnheit nach ausführlich mit mir über das Werk, das auf mich großen Eindruck gemacht hatte.

Ich bezeichnete mich selbst manchmal als Straubes Köchin, in Erinnerung an die berühmte Köchin, der Molière seine Stücke vorzulesen pflegte, um die Wirksamkeit auf primitive und unsachverständige Menschen zu erproben. Straube lehnte zwar die Formulierung ab, aber meine Kritik hatte für ihn deshalb so viel Wert, weil ich kein ausübender Musiker war, also unvoreingenommen oder unverbildet und trotzdem sehr empfindsam sein sollte.

Nach unserem Gespräch über Thomas drehte sich Straube befriedigt nach dem jungen Studenten um und meinte lächelnd: „Sie haben sich ja schon kennengelernt!" Es war der Komponist. —

Nach Nikischs Tode kamen verschiedene Anwärter für den Posten eines Dirigenten am Leipziger Gewandhaus in Betracht. Auch das Konservatorium erhielt einen neuen Herrn. Das Musikleben blieb sehr rege, aber unmerklich

verlor die Kunst an Bedeutung. Die neue Zeit wurde amusisch, und die ungelösten wirtschaftlich-politischen Probleme erzwangen einen Vorrang, der die Künstler ihrer Gemeinde entfremdete. Der alte feine Stil ging mehr und mehr verloren.

Als Mitglied des deutschen Vorstandes der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik lernte ich viele Hoffnungen kennen. Damals war Furtwängler Vorsitzender und Brecher 2. Vorsitzender. Außerdem gehörten noch Straube, der Verleger Kippenberg und einige andere dazu.

Als ich einmal zu einer Sitzung mit Verspätung eintraf, war inzwischen ein Klagelied über die neue Radiotechnik angestimmt worden. Ich hörte eine Zeitlang andächtig zu, und dann platzte ich mit der ketzerischen Bemerkung dazwischen: „Das Radio wird einmal zum wichtigsten Sprachrohr der Welt entwickelt werden, und es bekommt seine größte kulturelle Bedeutung sicherlich für die Übertragung von Musik." – Tiefes Schweigen.

Ich plauderte weiter von meinen eigenen Versuchen, den nachweislich schnellen Fortschritten der Industrie und der Gewißheit einer technisch bald sehr befriedigenden Lösung. – Tiefes Schweigen.

Furtwängler löste den Bann mit der Bemerkung: „Nun haben wir also so einen Menschen sogar schon mitten unter uns!"

Sicherlich hatte Furtwängler mit seiner Abneigung gegen die Technik bis zu einem gewissen Grade recht, aber er müßte dann konsequent sein und auch die Grammophonplatten verdammen, was er nicht tat.

Das Thema wurde aufgegeben, und die beabsichtigte Resolution gegen die Radiotechnik unterblieb. Wahrscheinlich war ich damals einer der ersten Radiohörer in Leipzig, aber das änderte sich sehr schnell, und wenn Furtwängler heute ein Siemens-Kammermusikgerät hört, dann wird auch er zufrieden sein. Merkwürdigerweise ist nicht nur die Radio-

technik, sondern auch die Grammophontechnik viele Jahre später in meinen Berufsbereich gerückt, und das Kammermusikgerät bedeutete die Verwirklichung einer Lieblingsidee.

Von einem sehr bedeutenden Dirigenten, dessen Namen ich aus begreiflichen Gründen verschweigen möchte, soll noch folgende Unterhaltung aufgezeichnet werden, die den Stilwandel beleuchtet. Aus den Dienern an der Kunst im Stil eines Bach und eines Mozart waren Fürsten mit der Problematik einer Rangordnung geworden.

Wir saßen in kleinem Kreis friedlich zusammen und sprachen von den alten Zeiten großer Meister. Es handelte sich um die Aufzählung der Dirigenten der allerersten Kategorie, also Hans von Bülow, Weingartner, Nikisch, Muck und Toscanini. Einer der Anwesenden meinte höflich, daß unser Gastgeber auch dabei genannt werden sollte. Dieser gab jedoch ernsthaft die verblüffende Antwort: „Ich möchte doch wohl für mich noch einen darüberstehenden Rang beanspruchen dürfen."

Ein anderes Mal wanderte ich mit dem gleichen Meister stundenlang um ein Gartenviereck herum, in eine Diskussion darüber vertieft, ob er seine bisher zurückgehaltenen Kompositionen veröffentlichen bzw. selbst aufführen sollte. Natürlich suchte ich ihn dazu zu überreden, denn es wäre sicherlich eine Sensation und auch wirklich äußerst interessant geworden.

Die lange Unterhaltung endigte mit den Worten des Meisters: „Nein, die Welt ist noch nicht würdig und auch noch nicht reif genug dafür!" Dabei blieb es.

Solche Gedankengänge eines Künstlers waren für mich schmerzlich, und ich begann zu ahnen, wie wichtig doch die früher von mir oft verlästerte hohe Obrigkeit künstlerischer Pflegestätten ist. Die Gewandhausdirektion oder die Superintendentur mögen dem Menschen im Künstler

manchmal wehe tun, aber sie stützen den Stil und erhalten den Rahmen zur Verinnerlichung.

In dem Zwang zum engen Geltungsraum liegt viel Tragik, wie Michelangelo gezeigt hat, aber die Uferlosigkeit der Geltungsansprüche ist ungesund. Auch ein Widerstand kann zu einem psychischen Halt werden, und das Menschliche muß völlig unabhängig vom Schöpferischen bewertet bleiben.

Ich verlor bald das Interesse an den menschlichen Beziehungen zur Kunst und fand mehr Befriedigung in einem Abstand des Künstlers von seiner bürgerlichen Persönlichkeit. Das rein geistige Herrentum war im Erlöschen. Das äußerliche Herrentum hat kein Bach, kein Mozart, kein Beethoven und wohl überhaupt keiner der wirklich großen Musiker gekannt.

Bald danach starb Oskar Kaller. Still und unscheinbar, wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Man fand ihn eines Tages friedlich eingeschlafen in seinem Bett. Ob er sich innerlich verzehrt hat, oder ob sein früher Tod darauf zurückzuführen war, daß er seinem schwächlichen Körper zuviel zumutete, kann nicht mehr entschieden werden. Es ist jedenfalls Tatsache, daß er sich das Essen vom Munde absparte, um seinen frommen Leidenschaften zu frönen. Die bestanden einmal im Besuch bedeutender Konzerte, für die er auf eigene Kosten bis nach Mailand und Rom fuhr, zum zweiten in der Sammlung wertvoller Musikalien und Bücher und zum dritten in der Aufopferung für seine Freunde.

Ich war selbst am Anfang unserer Freundschaft einmal erstaunt gewesen, weil unmittelbar nach der Eröffnung einer Ausstellung eine Studie von mir verkauft worden war. Erst Jahre später erfuhr ich, daß Kaller der Käufer gewesen war. Auch von anderen Malern kaufte er öfter und immer weit über seine Verhältnisse.

Einem gemeinsamen Freund hat er den größten Teil einer

väterlichen Vermögensreserve geopfert, während er sich selbst und seinem Körper gegenüber richtig geizig genannt werden konnte. Wir gaben uns ernstlich Mühe, ihn zu geregelten Mahlzeiten zu erziehen. Er mag sich langsam etwas gebessert haben, aber es wird wohl zu spät gewesen sein.

Einen ähnlichen friedlichen Tod fand auch Max Reger. Ich hatte ihn noch einige Tage vorher mit Karl Straube in dem Literatencafé Merkur getroffen. Straube erzählte mir dann sein unerwartetes Ende.

Sie hatten in dem Musikerlokal „Hannes" gegessen, bis Reger müde wurde und nach Hause verlangte. Er wohnte in einem bescheidenen Hotel am Roßplatz, und der Weg ist nicht weit. Straube war kaum wieder in seiner eigenen Wohnung angelangt, als ihn das Hotel benachrichtigte, Reger sei soeben gestorben. In dem Hotelzimmer fand Straube den Freund friedlich im Bett sitzen, um zu lesen. Die Zigarre war ihm entglitten. Auf dem Nachttisch stand noch ein großes Glas Bier als Schlaftrunk. Vor ihm lag die Zeitung. Das freundlichste Bild des Todes an einem Lebensabend.

Die Welt geht weiter. Wie ein Dichter schrieb: das Ungeheuerlichste und Alltäglichste geschah, ein Mensch ist gestorben. Die Welt geht nicht weiter; es scheint noch eine kleine Weile die alte Sonne zu sein, aber ihr Licht verliert den hellen Glanz, und unaufhaltsam zerbricht die Zeit der Einzelmenschen.

Ein Jahrzehnt hatte ich Straube nicht gesehen. Geschrieben hatten wir uns auch nicht. Ich war weit herumgekommen und zwischendurch mit meinem Stammquartier von Leipzig nach Hamburg verzogen. Eines Tages las ich in der Zeitung, daß Straube mit den Thomanern in Hamburg ein Konzert geben würde. Nach dem Konzert ging ich zu ihm, mit klopfendem Herzen, denn es bewegte mich sehr, den gütigen Meister und väterlichen Freund nach so vielen Jahren

und nach so vielen guten und schlechten Ereignissen wiederzusehen.

Straube nickte mir wehmütig zu. Dann fragte er: „Machen Sie gute Geschäfte? Finanziell erfolgreich?“ –

Ich stand wie vor den Kopf geschlagen, stotterte eine halbe bejahende Antwort und grübelte verwirrt nach dem Sinn der Frage. Sollten neidische Menschen – sicherlich, aber trotzdem – was ist nur los? – Was bedeutet das? – Hat sich alles verändert? – Sind zehn Jahre zu lange, um eine längere vorangegangene Zeit lebendig im Gedächtnis zu bewahren? –

War es der Verrat an meiner Kunst, den mir ein Künstler nicht verziehen hat? Als ich hungerte und müde war, da war er mein Freund gewesen. War es nicht mehr möglich, weil ich mir einigen Boden unter den Füßen gemauert hatte?

Es war einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, ich fühlte mich wie ausgestoßen. Im stillen hatte ich gehofft, die alte Zeit wieder aufleben lassen zu können. Vorbei! Es können sogar Menschen leben bleiben, und doch ist die Zeit gestorben.

Sollte ich ihm erklären, daß ich nie in meinem Leben „Geschäfte“ gemacht habe, daß ich nie spekulierte, Geld an Menschen um Zins auslieh, daß ich keinen Orden trage, keine Titel besitze, und daß ich den Stolz habe, meinen profanen Beruf der praktischen Massenpsychologie zu einer Kunst und zu einer Wissenschaft erhoben zu haben? Würde er das verstehen?

Stumm standen wir uns gegenüber. Noch ein flüchtiger Händedruck, und ich ging, um die Sehnsucht nach einer alten Zeit endgültig zu begraben.

EINE SYMPHONIE

Der Krieg war längst vorüber, aber die furchtbaren Zeiten der Inflation ließen keine innere Abkehr von dem Geiste der kriegerischen Gespanntheit zu. Immer wieder kehrten die Gedanken – mit allen ihren unbeantwortet gebliebenen Fragen nach einem Sinn der Geschehnisse – zu den Erinnerungen an die Schlachtfelder zurück. Es war kein Frieden, und niemand konnte sich mit den Verhältnissen abfinden. Die menschliche Natur sinnt stets auf Auswege, auch wenn die Lage noch so hoffnungslos zu sein scheint. Nur der Tod oder die Harmonie können vor den fast regelmäßig unvorhersehbaren Ausbrüchen eines unterdrückten Daseins retten. Die Not macht erfinderisch, bis zum Ungeheuerlichen.

So ist es wohl ein Naturgesetz, daß die Einschränkung der elementaren Lebensbedingungen vielfach zugleich auch zur Flucht in künstlerische Erlebnisse anregt. Die entsetzliche Disharmonie der Siegerpsychosen drängte dazu, in dem uns verbliebenen Reiche frei waltender und gestaltender Kräfte mit Tönen, Formen und Farben ein Traumland zu schaffen, in dem die Seele alle Angst vor dem Tode und der Knechtschaft verliert.

Die Vorgänge mögen bei den meisten Menschen unterbewußt sein. Das zunehmende Interesse an den Künsten und das Versinken in teilweise sogar sehr verworrene Vorstellungen von unkörperlichen Weltbildern, wie es seit 1919 in einem erstaunlichen Maße beobachtet werden konnte, beweisen deutlich die Sehnsucht nach einer Ausgeglichenheit, die dem diffamierten Volke der Deutschen im profanen Dasein versagt wurde.

Es war für mich eine böse Hungerzeit, aber um nichts in

der Welt hätte ich den Luxus der Leipziger Gewandhauskonzerte aufgeben mögen. Draußen auf der Straße war ich ein armer Teufel, der oft genug nicht wußte, wovon er am nächsten Tage leben sollte. In dem strahlend erleuchteten Gewandhaus fühlte ich mich dagegen wie in der alten Zeit festlichen Glanzes und aristokratischer Sorglosigkeit geborgen.

An dem Hauptportal streifte ich mit dem Schnee auf meinem Mantel die Erbärmlichkeit der Zeit ab. Mit der Feierlichkeit des Kindes vor der Weihnachtstür erfüllte mich die frohe Erwartung eines berauschenden Genusses, der wie Opium in eine Vorstellungswelt führte, wo sich alle Konflikte spielerisch auflösen und der Organismus des Kunstwerks zur Offenbarung einer wirklich ewigen Gesetzlichkeit wird. –

Ich war mit Väterchen Nikisch zusammen vorzeitig in das festliche Haus gekommen. Geduldig wartete der liebenswürdige Meister, bis ich in der Garderobe Hut und Mantel versorgt hatte. Das Gewandhaus hatte viele schöne Einrichtungen, und dazu gehörte auch der große Garderobenraum, in dem jeder seinen eigenen Haken hatte und gruppenweise von altvertrauten Garderobenfrauen bedient wurde. Das lästige Warten vor der Kleiderablage fiel damit weg, denn es gab keine Schranken. Das Gewandhaus war ja keine öffentliche Einrichtung, sondern ein privatgesellschaftliches Unternehmen.

Die Plätze waren an einen Anteilsbesitz gebunden, der damals sehr hoch bezahlt wurde und nur selten in andere Hände überging. Gelegentlich konnte man zwar für einzelne Konzerte eine unausgenutzte Platzkarte in einem bestimmten Cigarrengeschäft der Goethestraße erwerben oder auch in dem Sekretariat beantragen, aber die Nachfrage überstieg solche Möglichkeiten sicherlich um ein zehnfaches.

Ich selbst hatte das Glück, daß mein Vater auf Grund

seines Amtes über zwei Plätze in der sogenannten Königsloge verfügte. Da meine Mutter musikalisch nicht interessiert war, und da mein Vater nicht immer Zeit zum Besuch fand, konnte ich stets mit einiger Sicherheit auf einen Platz für mich rechnen, und noch dazu auf einen der besten, die es im ganzen Hause gab.

Mit Väterchen Nikisch stieg ich die breite Treppe zum großen Saal hinauf und begleitete ihn in das Künstlerzimmer. Wie wohlig und hell war es im Hause! Ich fühlte mich unter guten Freunden und Bekannten, und all das Elend der vielen Jahre bis in die freudlose Gegenwart hinein war wie weggeblasen.

Nikisch erzählte ruhig und gütig, wie es seine vornehme Art war. Ich glaube fest, daß er niemals Lampenfieber gehabt hat. Er konnte gut erzählen, und auf seinen vielen Konzertreisen hatte er auch sehr viel erlebt. Sein Dasein war von viel Sonne erwärmt, alle Welt verwöhnte und verehrte den unbestrittenen Fürsten im Reiche der Musik. Grenzen existierten für ihn nicht, ebensowenig wie Feindländer oder Spannungen kriegerischer Art.

Als es Zeit wurde, sagte er lächelnd, wir sollten nun noch ein Harfenglissando machen, und dann müßte ich in die Loge gehen.

Harfenglissando?

Ja, meinte er, so ein Harfenglissando, und damit glitt er mit einer leichten Handbewegung die Knopfreihe seiner Frackhose hinunter. Er riet mir dazu, jedesmal, bevor ich durch eine Tür in einen feierlichen Raum ginge, schnell noch einmal an das Harfenglissando zu denken und vorsorglich damit die Kleidung nachzuprüfen. Es war ihm selbst passiert, daß er weithin sichtbar auf seinem Dirigentenpodium stand und sich vom Konzertmeister zuflüstern lassen mußte: Herr Geheimrat, das Hosentürl!

Eine äußerst peinliche Situation, denn im Gewandhaus

hat der Dirigent das Publikum nicht nur im Rücken, sondern auch rechts und links und unmittelbar vor sich, neben und unter der Orgel.

Nikisch hat immer sehr ruhig dirigiert. Er führte das Orchester mit kaum merklichen Winken seiner linken Hand, während seine Rechte den Takt mit großer Gleichmäßigkeit angab. In jener peinlichen Situation nützte er jedoch das Forte und Fortissimo aus. Unter der Wucht seiner rechten Hand bog er sich fast zusammen, und wupp, hatte die Linke den ersten Knopf an den richtigen Platz gebracht.

„Es war nicht leicht", erzählte er, „denn ich mußte beim ersten Satz mit allem fertig sein, und allzu viele Fortestellen kamen gar nicht vor. Im langsamen Satz gab es keine Möglichkeit mehr, und so habe ich es dann geschafft, wenn mir auch der Schweiß langsam auf die Stirn kam. Hinterher hat man dann gerade die Lebendigkeit und die geistige Konzentration im ersten Satz besonders gelobt, obwohl ich mich in Gedanken immer nur mit der Vorbereitung zum nächsten Forte beschäftigte."

Das Wort „Harfenglissando" als mnemotechnisches Hilfsmittel hat mir später viel Unannehmlichkeiten erspart und die Situation vor mancher Tür gerettet. Jedesmal, wenn ich eine Harfenistin spielen sehe, studiere ich das treffsichere rasche Gleiten der geschickten Finger als Vorbild. –

Die Logendiener schlossen die Türen, als ich zum oberen Korridor kam. Diese Leute sind unnachsichtig, und die Disziplin des Hauses ist berühmt. Ich hätte niemandem raten wollen, unmittelbar vor Beginn des Konzerts mit dem Programm zu rascheln, zu husten, mit der Handtasche zu klappern oder gar zu reden. War es im Hause einmal unruhig, wie es während der Erkältungsperiode gelegentlich vorkommt, dann wartete Nikisch erbarmungslos in unbeweglicher Haltung viele Minuten lang, bis er die von ihm verlangte Totenstille erzwang.

Es ist auch schon vorgekommen, daß er das Podium wieder verließ, wenn die Unruhe nicht nachließ. Infolgedessen hatten die Logenschließer sehr genaue Anweisungen, die sie ohne das geringste Mitleid mit Nachzüglern befolgten.

Das Bild des dichtbesetzten großen Saales war wundervoll. Die Damen im ganz großen Abendkleid mit tiefem décolleté. Die Herren merkwürdigerweise im Smoking und nicht im Frack; die Offiziere entsprechend ohne die große Ordenspracht.

Die halbe Minute, die Nikisch mit hocherhobenem Taktstock verharrte, war von einer überwältigenden Feierlichkeit. Alles war mäuschenstill. Nur das Auge durfte noch einen Augenblick umherwandern, um das Bild aufzunehmen. Ich saß in der zweiten Reihe der Königsloge. Vor mir saß der Reichsgerichtspräsident Simons, links von ihm der Oberbürgermeister, und dann folgte die Magnifizenz der Universität, mit deren Plätzen wir alljährlich abwechselten. Neben mir residierte der Oberreichsanwalt. Alle Sessel waren streng nach der Rangordnung verteilt. Alle kannten sich untereinander und bildeten in der ethisch tief fundierten Gemeinsamkeit der staatlichen Stilmanifestation eine richtige Familie.

Natürlich lassen sich viele Argumente finden, um die weltanschauliche Starrheit der alten Gesellschaft zu verurteilen und abzutun, aber die moralische Unantastbarkeit und die Vornehmheit der Gesinnung wird von niemandem geleugnet werden, der das Wunder des alten deutschen Beamtentums einmal kennengelernt hat. Ich hatte mich selbst davon losgerissen und die Befreiung von allen Vorurteilen gesucht. Ich weiß jedoch, daß ich damit meine Heimat verloren habe, und als der alte Stil zugleich mit dem Reich zerbrach, habe ich den Verlust sehr schmerzlich bedauert, obwohl ich ihn im Ringen um eine Weiterentwicklung vorher zu überwinden versuchte. –

Noch ein wenig Zunicken, ein Austausch freundlichen Lächelns, ein nochmaliger Blick auf das Programm, das vorsichtshalber auf nicht raschelndes Löschpapier gedruckt war, und dann die Augen gesenkt, um sich zu sammeln.

Der erste Ton schwang durch den Saal. Die Spannung löste sich, und willenlos ließ ich mich in die dramatischen Konflikte der Töne und Rhythmen treiben. Die Menschen in dem riesigen nunmehr halbverdunkelten Raum waren bewegungslos. Der große Meister auf dem Dirigentenpodium hatte das alleinige Recht zur Herrschaft über die Materie. Zu ihm kehrten die Augen wieder zurück, und von ihm strömte die unsichtbare schöpferische Kraft des Komponisten in die Seelen der entmündigten Zuhörer.

Ich weiß nicht mehr, was Nikisch an jenem Abend im ersten Programmteil dirigierte, aber ich erinnere mich noch mit großer Klarheit der merkwürdigen Stimmung, in der ich mich befand, gleich als ob jeden Augenblick irgendein bedeutsames Ereignis eintreten müßte.

Große Musik hebt mich sehr häufig aus dem Bewußtsein des Gegenwärtigen, wenn ich unkritisch eingestellt bin. Ich verliere dann jeden Sinn für die Wirklichkeit wie ein Traumwandler, der kein Schwergewicht verspürt. Vielleicht war es auch nur der krasse Widerspruch zwischen meinem ärmlichen Dasein und dem Scheinanteil an dem gesellschaftlichen Leben, vielleicht fühlte ich mit unbekannten Nerven die Verzweiflung der äußerlich gleichgültig und stumpf gewordenen Massen, die unter dem Fluch des Unfriedens und der Vernunftlosigkeit litten.

Noch immer sehe ich mit geschlossenen Augen das Irrlichtern der Töne über den Köpfen der Menschen, wie große Tropfen, durch die ein Sonnenstrahl bricht und unter deren Fülle die Menschen nebelhaft verschwinden.

Die freundlich grüßende Stimme des Reichsgerichtspräsi-

denten Simons brachte mich in den Saal zurück. Es war hell geworden, und man drängte zu den Ausgängen, um im Foyer die Freunde und Bekannten zu begrüßen. Ich hätte weinen mögen, wenn mir das jemals seit meiner Kindheit gelungen wäre, so elend war mir zumute, ohne aktuellen Anlaß, und vielleicht auch nur aus schwächlichem Mitleid mit mir selbst.

Deshalb blieb ich mit dem Reichsgerichtspräsidenten auf einer Bank an der Seite der Loge sitzen. Aus einer Art Parallelempfindung erzählte er von dem Trauerspiel der Friedensverhandlungen, denen er beigewohnt hatte.

Die Forderungen der Alliierten waren unerfüllbar gewesen. Jeder wußte es, aber der Siegesrausch war stärker als alle Vernunft. Die ganzen Verhandlungen waren eigentlich sinnlos, zumal die Vermeidung jeder Leistungsbegrenzung allen Hoffnungen auf einen echten Frieden den Boden entzogen. Ein großes Volk sollte Entschädigungs- und Zahlungsverpflichtungen eingehen, deren Höhe unbestimmt blieb, und wodurch die Unsicherheit zur stehenden Einrichtung wurde. Das war eine Grausamkeit, die wie eine Drachensaat neues Unheil erwarten ließ.

Für den Fall, daß die Zahlungstermine nicht eingehalten wurden, beanspruchten die Alliierten das Recht, in das Ruhrgebiet einzumarschieren und es so lange besetzt zu halten, bis die Forderungen erfüllt seien.

An dieser Stelle des Vertragsvorschlages hat Simons seinen bisher stereotypen Protest zu einem Ausdruck flammender Empörung werden lassen. Wie er davon erzählte, zitterte wieder die Stimme voll tiefstem Groll gegen die unnachdenkliche Feindseligkeit: „Erst stellen Sie Forderungen auf, von denen jedes Kind begreift, daß sie unerfüllbar sind, und dann verlangen Sie das Recht auf Strafe oder auf Zwangsmaßnahmen, sobald sich die selbstverständliche Unerfüllbarkeit auswirkt! Nehmen Sie doch gleich das Ruhrgebiet weg, wir können es nicht hindern, aber es ist schmachvoll, auf solche

plumpe Art von uns auch noch die rechtliche Anerkennung eines Einmarsches in das Ruhrgebiet zu verlangen!"

Der Sprecher der französischen Delegation antwortete, es sei doch nur eine reine Formsache ohne praktische Bedeutung. Hierauf sprang Simons erregt auf und schrie: „Wenn ich Ihnen jetzt eine Ohrfeige anbiete, dann betrachten Sie es bitte auch nur als eine reine Formsache ohne praktische Bedeutung!"

Alles erhob sich; die Sitzung wurde sofort abgebrochen. Die deutsche Delegation kehrte in ihr Hotel zurück. Die Verhandlungsfäden schienen zerrissen zu sein. Man wartete ab.

Die Erzählung des alten Herrn ergriff mich tief. Er schilderte die Vorgänge so lebendig, denn er befand sich selbst in dem unerklärbaren Zustand, in dem die Flügel des Schicksals bis in einen Konzertsaal hinein hörbar werden.

Und dann?

Viele Stunden später ließen die Alliierten zu einer neuen Besprechung bitten. Sie teilten mit, daß die Forderung auf das Recht des Einmarsches in das Ruhrgebiet im Falle der Nichterfüllung von Vertragsverpflichtungen fallen gelassen worden war. Praktisch hat es uns nichts genützt, die Franzosen sind doch noch einmarschiert. Aber für die Meinung der Welt und vor allem für die Engländer war es von großer Bedeutung, daß die Besetzung nunmehr rechtlos erfolgte und schließlich wieder aufgegeben werden mußte, ohne daß die wahren Absichten der Eroberer verwirklicht wurden.

In meinem Kopf entstand ein schreckliches Durcheinander. Als wir wieder auf unseren Plätzen saßen und Nikisch mit seinem Taktstock den Zeitpunkt völliger Lautlosigkeit angab, wußte ich kaum noch, wo ich mich befand.

Ganz leise wie das Erwachen der Naturlaute am frühen Morgen setzte das Orchester ein: Die Symphonie aus der Neuen Welt von Dvorák.

Bei dem ersten Forte mußte ich unwillkürlich an das Har-

fenglissando denken. Bei dem Fortissimo kehrte ich zu den Tagen der Sommeschlacht an die Front zurück.

Unaufhörlich brummte das Trommelfeuer. Die reflektierenden Wassertropfen waren Sprengpunkte über den Linien. Unaufhörlich polterten, bellten, dröhnten und krachten die Geschütze, während die Luft funkelte und glühte.

Es war eine dunkle mondlose Nacht. Ich stand ziemlich hoch über der Front vor den Quartieren einer Feldfliegerabteilung Wache und sah auf die leuchtenden Gürtel der Front hinunter.

Meine Stimmung war denkbar schlecht. Ich konnte mich einfach nicht damit abfinden, daß sich mein ganzer Anteil an dem Lebenskampf des deutschen Reiches auf Wacheschieben und ungeistige Handlangerdienste beschränken sollte.

Da stand ich nun mit aller meiner Weisheit und dem brennenden Verlangen eines vierundzwanzigjährigen Menschen, zur Rettung der bedrohten Heimat mit allen Kräften beizutragen und das längst als unaufhaltsam erkannte Schicksal abwenden zu helfen – einen Karabiner über der Schulter, eingehüllt in einen dicken Wachmantel und mit dem Krätzchen auf dem Kopf, um stundenlang sinnlos auf und ab zu gehen.

Es gibt nichts Grausameres als das Gefühl der Überflüssigkeit und eines sehr nutzlos erscheinenden Beschäftigungszwanges. Sollte das wirklich alles sein, womit ich der Gemeinschaft dienen könnte, in die mich Geburt und Erleben eingeschlossen hat?

Da unten in der Hölle des Trommelfeuers lagen die Menschen, die ich bewunderte. Sie dachten nicht nach, sie grübelten nicht über die Zwecklosigkeit des guten Willens. Sie lebten mit ihrer Naturhaftigkeit in einer Kameradschaft, die nicht die Qual des Alleinseins und keine Vorausschau auf das Verhängnis aufkommen ließ. Immer wenn ich den Ver-

such machte, mich aufzugeben und geistig unbelastet ein Mensch von vielen zu sein, um ein Heimatrecht zu erwerben, stieß mich irgendein unvorhersehbares Geschehen zurück.

Die gewaltigen Kräfteballungen wehten mit ihren Todesopfern wie ein Stöhnen aus den Frontlinien herauf. Die Gräser und die Bäume müßten von dem Hauch verdorren. Ist es möglich, daß man hier oben ruhig steht, die Hände in den Manteltaschen, und drüben wütet ein Vernichtungskampf, der Herz und Kopf wie am Tage des Weltunterganges in Gluten aufgehen läßt?

Sobald ich vor großen Naturereignissen stehe, die ich nicht bewältigen kann, verdichtet sich das Geschehen in ein symphonisches Erlebnis. Doch verwandelt sich die Dramatik des Erlebnisses häufig in die Kontraste einer zerstörten Pastorale, mit dem Ausklingen in einer unstillbaren Sehnsucht nach der unbekannten Heimat, wo ich wunschlos Frieden fände.

Es ist so wirr in meinem Kopf. Die süßen sehnsüchtigen Melodien aus der Neuen Welt mit ihren Freuden an kleinen Blumen, an dem Sonnenschein auf weiten Feldern, werden unter einer Fieberwalze zerdrückt. Scharfe Messer und die Zerstörungswut von Explosivmitteln sind ehrlich. Aber der Gedanke an die Dumpfheit des Erstickungstodes unter dem Massenwahn führt an die Tore des Irrsinns.

Ich kann deutlich inmitten des Geschützdonners die wehmütigen Takte des zweiten Satzes hören. Die kleinen Stimmen haben eine größere Wichtigkeit, bis ein harter Schritt auf dem Kiesweg den Spuk beseitigt.

Die Wache wird revidiert.

„Was stehen Sie hier draußen herum?“ – „Das gehört zu dem Postenbereich, Herr Hauptmann!“

Na, damit war der Offizier zufrieden. Es war gar nicht wahr, denn ich sollte eigentlich in dem engen Hofraum bleiben. Vorsichtshalber stampfte ich eine Zeitlang im inneren

Bezirk der Quartiere umher. Die wenigen Leute, die hier wohnten, brauchten ohnehin keine Wache. Wer sollte hierher kommen und Böses tun?

Bis zur Ablösung war es noch eine Stunde. Das ist eine langweilige Zeit. Draußen stand eine Bank unter den Bäumen, die sich wohl der Kommandeur hatte bauen lassen, um in Muße die Front betrachten zu können.

Trotz des strengen Verbotes setzte ich mich bald wieder friedlich auf die schon häufig in der Nacht auf Wache benutzte Bank und sah in das Tal hinüber, wo die Menschen um ihr Leben kämpften.

Die Melodie wurde klarer. Das Getöse war so allgemein geworden, daß man keine einzelnen Schüsse mehr unterscheiden konnte. Nur ab und zu übertönte ein in der Nähe befindliches gewaltiges Geschütz den Lärm an der Front. Es gab einen sonderbaren Ton von sich, keinen Knall oder Donner, sondern eine Art Röhren, wie trockener Husten. Das Ungetüm „hustete" seine Brocken weit hinter die feindlichen Linien.

Durch die zahlreichen Magnesiumfackeln, die an ihrem Seidenschirm minutenlang über der Front hingen, war die Gegend weithin erhellt. Trotz des Lärms hörte ich mehrfach deutlich das Hurra-Rufen einer Truppe im Sturmangriff.

Wozu? Warum? Was soll der Wahnsinn? Können die Menschen nicht friedlich nebeneinander leben? Wieviel Elend und Not bringt der Krieg den Siegern und Besiegten!

Ist das nicht alles ein Blendwerk musikalischer Phantasien? Sitze ich eigentlich in einem Konzertsaal, und träume ich nur von den todernsten Konflikten der Menschheit, oder sitze ich wirklich auf einer Bank hinter der Westfront, und suche ich mich vor dem Übermaß des Erlebens in das Bild einer streng geformten Symphonie zu retten?

In dieser Nacht entdeckte ich das Gesetz von der Über-

einstimmung der Struktur aller Vorstellungen. Alles, was ich begreife und konstruiere, ist von der Arbeitsweise meines Gehirns abhängig. Finde ich darin eine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit, so habe ich damit zugleich eine Gesetzmäßigkeit der Wirklichkeit gefunden. Sehr einfach.

Es überlief mich siedendheiß. Menschenskind, jetzt hast du den so lange erhofften Schlüssel: suche in der Wirklichkeit nach Symptomen der Denkmaschinerie. Du findest sie in stets wiederholten Besonderheiten der Struktur. Dann suche das Analogon in Vorstellungsstrukturen, und du findest ein Grundgesetz. Weiter: trenne zwischen bewußtem und unbewußtem Denken. Was dir die Sinne vermitteln, ist die Weltschöpfung des unbewußten Denkens, und mit dem bewußten Denken wird sie zum Wissen.

Die Folgerungen sind unheimlich. Jetzt endlich weiß ich, warum Kunstwerke durch unkontrollierbare Denkvorgänge entstehen, und warum sie strukturgesetzlich Spiegelbilder der Weltschöpfung sind. Es ist ja der gleiche Schöpfergeist, der ihr eigentliches Wesen zur Existenz bringt und in unseren Vorstellungen die ganze Wirklichkeit erschafft. Damit zerbricht die Kausalkette, die nur für das bewußte Denken die Gültigkeit einer Denkeigenschaft hat. Der Mensch ist frei, so weit er ursprünglich, also schöpferisch zu denken vermag!

Zeit und Raum mit allen ihren Geschehnissen sind Gestaltungsmaterial, vergänglich wie das Stoffliche eines Musikwerkes, und damit der Kausal-Kette unterworfen. Aber die schöpferische Seele ist ewig. Das ist die Lösung des Problems der Freiheit des Willens!

„Heiliges Donnerwetter, jetzt hat sich der verdammte Kerl auch noch auf die Bank gesetzt! Schwerstes Wachvergehen!“ – „Reden Sie keinen Unsinn, und setzen Sie sich auch hierher“, sagte ich zum Unteroffizier vom Dienst. „Die Welt ist von hier oben interessant genug.“

Da saßen wir nun beide. Er war auch ein Sinnierer und

stammte ebenfalls aus Nordfriesland, wo meine mütterlichen Ahnen ein Erbteil des Grübelns und des vorurteilslosen Denkens für mich angesammelt haben.

Das Zusehen erschütterte ihn ebenso wie mich. Ich versuchte, ihm tröstend zu erklären, daß nur das Leben grausam sei, aber nicht der Tod, und daß der Tod nicht das absolute Ende sei, sondern nur ein Wechsel des Kompositionsmaterials. Die schöpferische Seele ist ewig oder richtiger gesagt: der Begriff Zeit findet auf sie keine Anwendung.

„Eine nutzlose Weisheit", meinte der Unteroffizier, „seien wir froh, daß wir nicht da unten im Dreck stecken." Das sagte ich mir auch, trotz aller Vorbehalte, denn ich weiß nicht, ob eine Erkenntnis stark genug sein kann, um mich als erdgebundenes Wesen den Schmerz vergessen zu machen. Unser Verstand ist nicht Herr des Schicksals, sondern nur die Gestaltungsfähigkeit unseres ursprünglichen Denkens, das wir mit dem Verstand nicht dirigieren sondern nur nachprüfen können.

„Das ist doch nicht denkbar, was Sie da erklären", widersprach der Unteroffizier. „Es kann schließlich nicht jeder Mensch mit seiner privaten Gestaltungsfähigkeit das Schicksal bestimmen. Das würde ein heilloses Durcheinander geben."

Darin liegt ja gerade der Sinn der Entdeckung, daß alle Menschen und alle Natur einander ergänzende Teile ein und desselben Gestaltungswillens sind. Der verwirrende Privateinfluß kommt nur in den bewußt konstruierten Weltverbesserungen zur Geltung, und ganz allein die Überheblichkeit des unschöpferischen Verstandes hemmt den harmonischen Ausgleich. Du und ich sind weitgehend identisch, das heißt, so weit es unsere Seele angeht. Um dich zu begreifen, brauche ich nur wirklich vorurteilslos in mich selbst hineinzuhorchen, und was ich dir antue, das tue ich mir selbst an. Die Menschheit hat es oft geahnt, und die Berufenen

haben es verkündet, aber offenbar haben es immer nur wenige begriffen. Der Kompositionswille verlangt Konflikte, und er verschiebt den harmonischen Akkord an das Ende des Lebens.

Doch wenn du in einer Gemeinschaft des Geistes das Erleben zu einer Harmonie werden läßt – wie in einem Kunstwerk – verspürst du sogar in der täglich zwangsläufigen Disharmonie des Daseins die Erfüllung deiner Sehnsucht nach einer neuen Welt und die erlösende Gewißheit eines jenseitig fundierten Ethos.

Dvorák hat mit dem Namen seiner e-moll-Symphonie Amerika gemeint. Doch was er tatsächlich geschaffen hat, wurde zum Gruß aus einer Welt, die für unseren Verstand nicht greifbar ist, sondern nur in einem inneren Gleichklang verspürt werden kann.

Es war gar nicht der Unteroffizier, der darauf antwortete, sondern ein Freund, der mich aus der Loge im Gewandhaus abholte.

„Unbeschreiblich schön, vor allem das Finale. Man soll nicht literarisch daran deuteln und eine Programm-Musik daraus machen wollen", sagte er. „Die anderen warten schon unten, und dann kommen wir mit auf deine Bude. Einige Tassen heißen Tees werden sich dort wohl noch auftreiben lassen."

EINE DUNKLE NACHT

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges kehrte mein Vater auf seinen Posten als Präsident der Oberpostdirektion Leipzig zurück. In der Nachkriegszeit war er zwar von den mühselig um ihr Dasein kämpfenden Rechtsparteien als Kandidat für das Amt eines Reichspostministers aufgestellt worden, doch es sollte noch lange dauern, bis die wildeste Zeit überwunden war und das Fachbeamtentum wieder zu Ehren kam.

Nun war mein Vater bereits fünfundsechzig Jahre alt, und sein weiteres Verbleiben im Dienst galt als eine große Ausnahme. Die privaten Finanzverhältnisse verschlechterten sich mit der Inflation in einem beängstigenden Maße, und so mag er es noch dankbar empfunden haben, daß man ihm den Rückschritt in sein früheres Aufgabengebiet gestattete.

Gelegentlich besuchte ich ihn in seiner Dienstwohnung im Hauptpostgebäude am Augustusplatz in Leipzig, wo die mir altvertrauten Zimmer unverändert blieben. Die Dienstwohnungen waren im kaiserlichen Deutschland sehr großzügig bemessen, wenn auch die Räume in Leipzig im Verhältnis zu den ranggleichen Dienstwohnungen in anderen Großstädten sogar als bescheiden galten. Immerhin müssen sieben sogenannte Repräsentationsräume damals als unerläßlich angesehen worden sein, alle von erheblicher Länge bei 5 Meter Höhe und 7 Meter Breite. Der Saal war 12×12 Meter groß. Die eigentlichen Privaträume im engeren Sinne besaßen ähnliche Abmessungen. Mein Schlafzimmer war 8×8, mein Wohnzimmer stellte mit nur 4×6 den kleinsten Raum dar und war vielleicht deshalb besonders gemütlich.

Vor 1914 enthielt das gesellschaftliche Leben sehr viele repräsentative Verpflichtungen, die vielfach sogar als recht

lästig empfunden wurden, vor allem wenn kein Privatvermögen den geforderten Lebensstil erleichterte. Die allwinterlichen offiziellen Gesellschaften im Elternhaus betrafen zweimal je 120 und einmal 80 Gäste zu Tisch, wozu Bälle und sonstige private Veranstaltungen hinzukamen.

Der Rangerste war der Reichsgerichtspräsident, der über eine nahezu königliche Wohnung verfügte. Seit 1904 habe ich die ganze Reihe der Reichsgerichtspräsidenten bei uns im Hause kennengelernt. Ich entsinne mich noch des ersten, – er hieß Gutbrod oder so ähnlich –, der sich heimlich von mir in den Saal führen ließ. Dort holte er einen Stuhl heran, mit dem er hin- und herrückte, bis er sich nachdenklich hinsetzte. Nach einer kleinen Andachtsminute erzählte er: „Dieser Raum war früher der Plenarsitzungssaal des königlich sächsischen Landgerichtes, und an dieser Stelle habe ich während meines Examens gesessen. Ich wollte mir noch einmal die Situation ins Gedächtnis zurückrufen."

Die kaiserliche Zeit hatte eine etwas theatralische Würde, die jedoch nicht mit dem Pomp nach 1933 verglichen werden darf. In der heutigen Zeit kann man sich das nicht mehr vorstellen, denn es war kein bewußtes Theater, sondern aus einer uralten dynastischen Tradition entstanden und deshalb von einer Selbstverständlichkeit, die jede Auflockerung vertrug. Mehrfach hat der König von Sachsen als Gast meiner Eltern im Saal Cercle abgehalten. Wir Kinder durften dann den freundlichen Monarchen ganz zwanglos begrüßen. König August ist mit seiner betont sächsischen Aussprache in der Volksmeinung zu einer mehr komischen Figur geworden. In Wirklichkeit war er das keineswegs, und die vielen über ihn verbreiteten Witze sind weder tatsächlich noch dem Stil nach auf ihn zurückzuführen.

Er lispelte etwas und hatte auch sonst einige Merkwürdigkeiten, aber er war von seiner Mission als König und von seinem Gottesgnadentum felsenfest überzeugt. Er war ein

richtiger Fürst, stolz und ohne Konzessionen an Amerikanismen, aber gütig und stets für seine Umgebung menschlich besorgt. Das erfuhr auch unser alter Diener, der einmal einen Empfang in Unordnung brachte, weil der König nicht gestattete, daß er ohne Kopfbedeckung vor dem Hause Dienst tat. Der Unglückliche hat verzweifelt nach seiner Dienstmütze gesucht, bis ihm ein Unterbeamter aushalf.

Besonders für uns Kinder waren die Besuche große Feiertage. Das Summen, das wir aus den Staatszimmern hörten, war höchst geheimnisvoll. Auf dem endlosen Korridor eilte das Personal geschäftig herum. Das Geschirr klapperte, und die Gläser klirrten. Von den Süßigkeiten des Tages landete immer eine ordentliche Portion im Kinderzimmer, wo wir auf Abruf zur Vorstellung warteten.

Oft genug erschienen bei uns die Damen in einem beängstigend tiefen décolleté – ich genierte mich gräßlich vor der Schaustellung weiß gepuderter Rundungen größeren Ausmaßes –, um mit mütterlicher Neugierde den Nachwuchs kennenzulernen. Einmal kam auch der König allein in mein Revier und erkundigte sich mit scherzhaftem Ernst nach den Schulaufgaben.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Sicherheit und Ruhe die Weltordnung beherrschten. Eine Änderung der Verhältnisse war nicht denkbar. Obwohl wir Kinder sehr unter der Strenge der konventionellen Erziehung und unter der Starrheit mancher Anschauungen litten, hatten wir doch stets das Gefühl des Geborgenseins und der unvorstellbaren Ferne von Not und Sorge. Klassenunterschiede nach Herkommen waren außerhalb des Adels schon längst überholt und im Vaterhaus gänzlich unbekannt.

Das alte Reich ging zugrunde. Der Kaiser war ins Ausland geflohen, und dieser Verrat an der hierarchischen Vorstellungswelt erzeugte eine furchtbare Lähmung aller ethischen Kräfte.

In der großen Wohnung gingen wir wie Gespenster herum. Alles gemahnte an die glanzvolle Vergangenheit und den gewaltsamen Bruch der Revolutionszeit.

Meine Mutter und meine Geschwister waren in unser Landhaus an der Elbe in der Sächsischen Schweiz übergesiedelt. Mein Vater und ich waren allein geblieben. Die Stadt Leipzig wurde von den „Roten" beherrscht.

Ich saß wieder an meinem Schreibtisch, an dem ich schon meine ersten Schularbeiten gemacht hatte, und lauschte auf die altgewohnten Geräusche innerhalb und außerhalb des Hauses. Außerdem hörte ich meinen Vater auf der anderen Seite ruhelos umhergehen. Es dämmerte bereits, und draußen auf dem Posthof wurde es still.

Die neue Zeit hat alle Romantik weggefegt. Früher war es noch Sitte, daß die Postillone bei der Einfahrt durch das enge Tor ihre melodischen Signale bliesen. Dann ratterten die Wagen über das altmodische Pflaster. Die Stationen und Linien der Sendungen wurden laut ausgerufen, und das geschäftige Leben und Treiben in dem gewaltigen Gebäudekomplex ergab eine eigenartige Stimmung der Weltverbundenheit und der Lebensfülle.

Jetzt war es ruhiger draußen, und langsam wurde es ganz still.

Nur mein Vater war ruhelos.

Beim Abendessen war er schweigsam. Wir hatten nur einen einzigen dienstbaren Geist, und somit verlief die ehemals feierliche Handlung ohne Servieren.

Ich merkte deutlich, daß der alte Herr von irgendetwas Außergewöhnlichem sehr bedrückt wurde. Seine Position war in der ganzen Nachkriegszeit stets ungemein schwierig gewesen, denn trotz seiner großen Beliebtheit blieben naturgemäß die Wirkungen der summarischen Ideeninfektionen nicht aus. Als die „Roten" zuerst von ihm die Zustimmung zum Generalstreik gefordert hatten, war es ihm nach langen

Verhandlungen möglich geworden, das Verhängnis abzuwenden. Sein Argument lautete: die postalischen und telegraphischen Einrichtungen sind Institute der öffentlichen Wohlfahrt und deshalb ebenso unabhängig von politischen Manifestationen wie Ärzte, Krankenhäuser, Wasserwerke, Stromversorgung usw.

Als die Roten die Stadt in die Hand bekamen, war von den bürgerlichen Parteien ein Gegenstreik geplant worden. Mein Vater begründete auch diesmal seine Absage mit dem gleichen grundsätzlichen Argument. Der Gegenstreik fiel damit ins Wasser. In seinem eigenen Befehlsbereich hat ihm seine Unbeirrbarkeit sehr geholfen, denn beide Gegner haben seiner Konsequenz nicht die Achtung versagt, und seine eigenen Leute wußte er hinter sich.

Die Spannung in der Stadt wurde täglich bedrohlicher. Die Zustände der roten Gewaltherrschaft mit ihren Absperrungen, nächtlichen Streifen und Eingriffen in den wirtschaftlichen Organismus gestalteten sich unerträglich.

Meinem Fenster gegenüber lag der riesige Fernsprechsaal, der sonst immer blendend hell erleuchtet war. Darunter die technischen Räume, an denen noch die Vorhänge der kaiserlichen Zeit mit dem nach rechts gerichteten Adler hingen. – Aus mir unbekannten Gründen blickte der Reichspostadler im Gegensatz zum Reichswappenadler nach rechts. – Teilweise waren die Kronen übermalt oder angekratzt. Die alte Ordnung und Sauberkeit war vorbei.

Heute schien es mir drüben ungewöhnlich dunkel zu sein. Die Wagen standen still, es klang kein Rufen herüber. Mit zunehmender Nacht versank die Hauptpost der Stadt Leipzig in Schlaf.

Als ich durch die Vorderzimmer ging, fand ich meinen Vater im sogenannten kleinen Zimmer neben dem Saal am Schreibtisch mit Familienpapieren beschäftigt. Bei meinem Kommen legte er die Mappe zur Seite, seufzte tief und

meinte: „In diesem Schreibtisch findest du mein Testament und alle wichtigen Papiere. Wenn mir morgen etwas passieren sollte, dann mußt du als Ältester für die Familie sorgen."

Ich mag ihn wohl sehr betroffen und verständnislos angesehen haben. Auf meine Frage: „Ist irgendetwas los?" anwortete er zuerst gar nichts. Über das Geländer des großen Balkons sah er auf den Augustusplatz hinunter, der wie immer hell erleuchtet und nur sehr wenig bevölkert war. Der rötliche Schein der hohen Bogenlampen hüllte diesen stolzen Platz in ein ganz eigenartiges Licht. Die Gebäude der Oper, des Museums, der Universität und der Universitätskirche hatten die Veränderungen überdauert, aber sie ragten wie Überreste einer größeren Zeit in den dunklen Nachthimmel hinauf.

Dann erzählte mein Vater: „Heute nachmittag ließ sich ein ziemlich zerlumpter Mann mit einem sehr herrischen Auftreten zu mir führen. Mich wunderte nur, daß er durch die Vorzimmer durchgekommen ist, aber sein Auftreten hat wohl den Leuten imponiert. Er behauptete, ein Oberleutnant in der Armee des Generals Mercker zu sein, und er käme mit einem geheimen Auftrag zu mir.

Ausweise hatte er nicht bei sich. Irgendwelche Erkennungszeichen oder die Angabe von Beziehungen, aus denen sich die Wahrheit seiner Worte ermitteln ließ, konnte er auch nicht liefern. Aber er machte einen durchaus vertrauenswürdigen Eindruck auf mich.

Nach seiner Behauptung war es ihm gelungen, sich durch die rote Abriegelung der Stadt durchzuschmuggeln, um mir das Ersuchen des Generals Mercker zu überbringen, von 7 Uhr abends an den gesamten postalischen, telegraphischen und telephonischen Betrieb der Stadt Leipzig stillzulegen. Es handelte sich darum, den ganzen Bezirk vollkommen von der Außenwelt abzuschließen, bis der General etwa um

10 Uhr nachts die Stadt umstellt habe und in sie eingedrungen sei. Die Aufrührer sollen nichts davon merken, damit sie keinen Unfug stiften, und vor allem sollen ihre Führer durch ein Überraschungsmanöver gefaßt werden.

Ich weiß nicht einmal den Namen des Mannes.

Um 8 Uhr ist der gesamte Betrieb ausgelaufen. Die Beamten und Beamtinnen dürfen nicht nach Hause gehen. Überall sind unauffällig Sicherheitsorgane aufgezogen. Telephon- und Telegraphendienst sind gesperrt, und zwar derart, daß technische Störungen als Grund angegeben werden, sobald jemand dringlich nachfragt."

Mir lief es bei dieser Erklärung siedend heiß den Rücken herunter. Schon im ersten Augenblick dachte ich an eine Mystifikation nach dem Muster des Hauptmanns von Köpenick. Eine grauenhafte Situation.

Man muß sich vorstellen, was es heißt, wenn plötzlich eine Großstadt mit einer Dreiviertel-Million Einwohner von jeder Verbindung nach außen abgeschnitten ist und auch im Inneren jede Verständigung aufhört. Selbst die vielen lebenswichtigen Einrichtungen wie Wasser, Strom und Krankendienst sind davon betroffen. Die Verantwortung erschien mir so ungeheuerlich, daß ich lange sprachlos blieb.

„Ich hätte das sicherlich nicht getan!" platzte ich schließlich raus. „Der General kann sich auch eine andere Methode der Verständigung aussuchen, wenn die Behauptungen von seiner Existenz und seinem Anmarsch überhaupt der Wahrheit entsprechen." –

„Das habe ich dem Mann auch gesagt, aber er widersprach der Möglichkeit einer zuverlässigen Verständigung mit dem Hinweis auf unsere Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Vor allem meinte er, daß auch unter meinen Beamten mehr unzuverlässige Leute seien, als ich wüßte. Das nachträgliche Reden nützt nichts. Es ist nun einmal geschehen, und ich muß durchhalten. Geh wieder in dein Zimmer und laß mich allein!"

Von meinem Zimmer aus sah ich den dunklen Posthof. Das sonst so strahlend helle Bild der langen Fensterreihen war matt und leblos. Verschiedentlich konnte ich einzelne Gruppen erkennen, die sich im Flüsterton unterhielten. Man war zu jener Zeit noch nicht so sehr an Überraschungen und Unregelmäßigkeiten gewöhnt, und die Stillegung des Postbetriebes grenzte gefühlsmäßig an einen Weltuntergang.

Ich dachte voll Sorge an den alten Herrn, der fast fünfzig Jahre im Dienst seines Kaisers und seines Vaterlandes stand, und der morgen von allen Zeitungen der Welt ausgelacht werden würde. Mein Gott, die Zeitungen! Auch alle Redaktionen mußten festfahren, denn ihr Betrieb läuft nachts auf höchsten Touren! Sie werden morgen Rache nehmen, und ein Leben voller Arbeit und Hingebung, von der frühen Beteiligung an den Aufgaben des Krieges 1870/71 bis zur Nachkriegszeit des Weltkrieges wird mit Schande gebrandmarkt sein. Die Folgen waren nicht auszudenken.

Um 10 Uhr wollte General Mercker kommen. Es war bald 10 Uhr. Nichts regte sich. Ich ging durch den Saal zum Mittelbalkon und sah auf den Augustusplatz, wo einzelne Gruppen von Menschen sich müßiggängerisch zusammenfanden. Bei den Tausenden von Beamten erschien mir eine Geheimhaltung unsinnig, auch wenn eine strenge Personalsperre durchgeführt bliebe. Sollte die Stadt ahnungslos sein?

Wie dunkel ist die Nacht, und wie dunkel die Zeit!

Ich sehe noch meinen alten Herrn in seiner Generalsuniform im Kreise des Generalquartiermeisters, ernst und selbstsicher im Stolz auf sein ureigenes Werk, die Schaffung einer deutschen Feldpost, die vom Suez-Kanal bis nach Ostende reichte. Und jetzt sitzt er als alter Mann am Schreibtisch mit Bangen, den nächsten Tag nicht mehr ehrenhaft überleben zu können.

Als die Uhr elf schlug, ging ich trotz der eingefleischten Scheu vor dem Heiligtum seines Arbeitszimmers zu ihm

hinüber. Die Mappen hatte er teilweise mit sich genommen. Er saß an seinem gewohnten Platz unter der großen elektrischen Krone, neben sich die kleine grüne Petroleumlampe.

Das elektrische Licht war ihm nicht sympathisch. Er hat erst langsam seine Abneigung vor der Unheimlichkeit dieser Erfindung überwunden. Bevor er seine Dienstwohnung bezog, glaubte der Baurat sich dadurch ein besonderes Verdienst um ihn zu erwerben, daß er in allen Räumen die Leitungen für elektrisches Licht unter die alten Stuckdecken und Seidentapeten mit viel Mühe unsichtbar verlegen ließ. Der arme Baurat war entsetzt, als das Teufelszeug wieder herausgerissen werden sollte. Es geschah auch nur teilweise, und meine energische Mutter sorgte dafür, daß bald das elektrische Licht endgültig eingeführt wurde. Trotzdem behielt der alte Herr bis an sein Lebensende die Gewohnheit bei, neben sich die kleine grüne Petroleumlampe brennen zu lassen, obwohl sich das Licht gegenüber dem großen Kronleuchter sehr kümmerlich ausnahm und praktisch wirkungslos blieb.

Ich hatte den Eindruck, daß er die Krise überwunden hatte. „Wenn sie nicht bis 1 Uhr nachts kommen, dann weiß ich Bescheid und finde mich damit ab", sagte er ernsthaft und ruhig. „Geh man zu Bett und reg dich nicht auf. Ich warte sowieso auf meine Pensionierung, wenn ich mir das Ende meiner Laufbahn auch anders vorgestellt habe."

„Es kann ja alles gut gehen", tröstete ich. „Der Einmarsch mag sich verzögert haben. Es gibt immer unvorhergesehene Dinge. Kennst du eigentlich den General Mercker?" –

„Nein, ich habe ihn nie gesehen. Im allgemeinen habe ich mich ganz auf meinen Instinkt verlassen können, und ich glaubte, auch in ärmlicher Kleidung einen Menschen mit dienstlicher Verantwortung sofort erkennen zu können, aber diesmal muß ich mich wohl geirrt haben."

Die Uhr schlug Mitternacht.

Auf mehrfaches Drängen ließ ich ihn allein. Eine Weile

lag ich im offenen Fenster meines Zimmers. Zum Arbeiten fehlte mir die Ruhe, und die Ruhe draußen ging mir an die Nerven.

Alles war jetzt dunkel. Der Hof ausgestorben. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß mein Vater sehr strengen religiösen Anschauungen anhing und sich niemals einer Verantwortung entziehen würde, so hätte ich folgern können, daß seine Gelassenheit nur ein Anzeichen seines Entschlusses sein konnte, freiwillig aus dem Leben zu gehen.

Was soll nur jetzt noch geschehen?

Seit über vier Stunden ödeten sich die Leute im Amt gegenseitig an. Die vielen Telephonistinnen, die Dienstschluß hatten, wurden zu Hause erwartet, und man konnte sich nicht einmal telephonisch verständigen. Der General war mit seinem Namen aus dem Unbekannten geisterhaft aufgetaucht. Ich hatte seinen Namen nie gehört, und ich konnte mir nicht denken, woher seine Armee kommen sollte. Der Tag war grau und seelenlos dahingegangen, aber man lebte doch eben seinen anspruchslosen Trott der Ergebung unter das Schicksal. Wie anders ist diese Nacht. Ein Ende mit öffentlicher Brandmarkung des Namens!

Ruhelos wanderte ich wieder durch die Vorderzimmer und lauschte ab und zu ängstlich an der Tür des väterlichen Arbeitsraumes. Ich hörte nur das Rascheln von Papier.

Bei der Wanderung durch die unbeleuchteten Wohnräume erstand von neuem die Bilderfolge der Vergangenheit. Im rötlichen Bogenlicht, das vom Augustusplatz heraufschien, sah ich die Porträts meiner Vorfahren an der Wand. Sie alle waren Menschen der Unauffälligkeit und Einsamkeit, mit der altbürgerlichen Abneigung gegen jede Art von öffentlicher Aufmerksamkeit.

Um 1 Uhr sagte mein Vater hinter mir mit ruhiger Stimme: „Geh zu Bett, ich bleibe noch etwas auf und treffe die wichtigsten Verfügungen für morgen. Ich will versuchen, mich

zu verteidigen. Vor allem muß ich meinen Bericht fertig machen." –

„Willst du denn nicht den grauenvollen Zustand aufheben? Das kann doch nicht so weitergehen!" –

„Nein, noch nicht, es ist nicht mehr so wichtig. Um 6 Uhr läuft wieder der normale Dienst an, und bis dahin mag alles so bleiben."

Widerwillig verabschiedete ich mich, aber statt in mein Schlafzimmer ging ich an meinen Schreibtisch zurück. Ich versuchte zu lesen, es ging nicht. Ich legte mich auf das Sofa, was zwar wegen mangelnder Länge unbequem war, doch wollte ich unter keinen Umständen meinen Vater allein aufbleiben lassen. So sehr ich mich gegen das Einschlafen wehrte, ich versank doch bald in einen schweren traumlosen Schlaf.

Plötzlich schreckte ich auf. Irgendein ungewohnter Laut war durch das geschlossene Fenster eingedrungen. Als ich die Augen aufmachte, sah ich eine graue glanzlose Dämmerung. Der gräßliche Zustand kam mir wieder zum Bewußtsein, und mit einem Sprung war ich am Fenster.

Unten war es noch dunkel, aber deutlich konnte ich erkennen, daß der große Hof dicht mit Menschen in grauen Uniformen angefüllt war. Seltsam lautlos bewegten sich die Schatten umher. Dazwischen sah ich Geschütze stehen, Gewehre wurden zusammengestellt, und an einer Feldküche warteten die Kaffeeholer dicht gedrängt.

Ich stürmte nach vorn. Im Arbeitszimmer meines Vaters, der munter und elastisch sein Alter Lügen strafte, saß General Mercker mit mehreren Herren seines Stabes. Nach kurzer Vorstellung verschwand ich wieder.

Vom Balkon sah ich auf den Augustusplatz, der den Rahmen für ein riesiges Heerlager abgab. Was wollen sie nur mit den vielen Geschützen, denn man kann die Stadt doch nicht umlegen oder überhaupt zwischen den Häusern mit Mörsern schießen?

In der schwachen Dämmerung sah alles unwirklich aus. Also war es doch richtig gewesen, und mein Vater hatte sich nicht in der Erkennbarkeit eines Offiziers im ärmlichen Gewande getäuscht!

In den Vorzimmern hoffte ich, Einzelheiten zu erfahren, aber niemand hatte für mich Zeit. Eine große Verhaftungswelle setzte ein. Allerdings waren die eigentlichen Führer bereits geflohen. Es wäre auch sonderbar genug gewesen, wenn sie bei der großen Zahl der Beteiligten und bei der Auffälligkeit der Verkehrssperre nicht gewarnt worden wären.

Mein Vater war wieder der alte. Anscheinend wollte man das Hauptquartier in seinen Räumen aufschlagen, aber mit eleganter Energie warf er zu gegebener Zeit die ganze Gesellschaft hinaus und wies ihnen andere Zimmer an. Sein Amt ließ er sich nicht einschränken, denn es kostete ohnehin einige Mühe, den so jäh unterbrochenen Betrieb wieder in die gewohnten Geleise zu lenken. Beinahe wäre ich selbst noch verhaftet worden, denn meine Anwesenheit im Amt schien nicht recht verständlich oder sogar verdächtig. Erst als ich einen regelrechten Ausweis bekam, ließen mich die Posten und Wachen friedlich passieren.

Die Ereignisse hatten noch ein tragikomisches Nachspiel. Infolge der immer bei dem Verlust von Gemeinschaftsideologien üblichen Denunziationen wurden mehrere edelkommunistische Künstler ins Gefängnis gebracht, für deren Freilassung ich mich einsetzte. Darunter ein junger temperamentvoller Vertreter der gegenstandslosen Kunst, der offenbar die Langweiligkeit seiner Haft durch kleine expressionistische Zeichnungen zu mildern suchte.

Der Gerichtsoffizier, dem ich meine Bürgschaft für die Verhafteten antrug, fuchtelte mit mehreren solcher Zeichnungen zornig in der Luft herum: „Das sind wichtige Geheimdokumente, die entziffert werden müssen. Der Kerl behauptet, es seien harmlose graphische Einfälle seiner

beruflichen Kunstausübung! Das muß er einem Dummen erzählen, aber nicht mir."

Mit Mühe bewahrte ich eine ernsthafte Miene und unternahm es, ihn über moderne Kunst aufzuklären. Meine Beharrlichkeit erhöhte sein Mißtrauen: „Sie sind auch Kommunist?" Jetzt durfte ich lachen und versicherte ihm, daß ich die Mannigfaltigkeiten des Lebens grundsätzlich ohne eine eigene politische Stellungnahme zu beobachten und zu erforschen gewohnt sei. „Wenn Priester der Kunst und der Wissenschaft ein politisches Ideal aufstellen, so nehme ich das nicht ernst, denn es hat nichts mit ihrem schöpferischen Daseinszweck zu tun. Es sind rein menschliche Gründe, weshalb ich meine Bitte um Freilassung vortrage."

Meine Bürgschaft nahm er schließlich trotz seiner Unbelehrbarkeit an, und mit allseitig gespendeten Zigaretten konnte ich meinen Kollegen am folgenden Tage im Gefängnis die bevorstehende Entlassung ankündigen.

Über die dunkle Nacht habe ich mich mit meinem Vater niemals unterhalten. Er mochte nicht daran erinnert werden, daß ich ihn unsicher gesehen hatte.

EINE MUSIKALISCHE ENTDECKUNG

Es muß in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 gewesen sein, als der Expressionismus alle anderen „ismen" überschattete. An unseren kleinen Kreis, der als Erbe der Abende für Literatur und Geistespolitik zu dieser Zeit den stolzen Namen: „Gesellschaft für Neue Kunst" trug, wurde die Forderung gestellt, sich an einer Matinee im Schauspielhaus zu beteiligen. Es galt, eine expressionistische Tänzerin zu bewundern.

Die Tänzerin enttäuschte, dagegen verblüffte der unsichtbare Klavierspieler hinter den Kulissen. Er spielte Debussy mit einem ganz bestimmten Ausdruck, der nicht zu beschreiben war. Ich hatte in der Vorkriegszeit in Paris Debussy persönlich spielen hören, und deshalb frappierte mich die Ähnlichkeit des musikalischen Sprachklanges. Ich versicherte meinen Freunden, daß der Musiker ein spiritistisches Phänomen sein müsse, sofern er nicht unmittelbar bei Debussy in die Schule gegangen sei.

Debussy war große Mode. Die Welt war in zwei Richtungen gespalten. Die einen sahen in Brahms ihr Ideal, das waren für uns die musikalischen Spießer. Die anderen malten den Namen Debussy als Symbol auf ihr Schild, und zu den letzteren gehörte die Mehrzahl unseres Kreises.

Unser besonderes Interesse an dem Pianisten ergab sich aus der Hoffnung, einen guten Interpreten für unsere Veranstaltungen gefunden zu haben. In der Pause wanderten wir hinter die Bühne, wo uns ein junger, unbeholfener Mann ziemlich uninteressiert empfing.

Das Gespräch war enttäuschend. „Sind Sie Spezialist für Debussy?" – „Nein."

„Haben Sie ihn viel gespielt?" – „Nein."

„Liegt Ihnen die moderne Musik im besonderen Maße?" – „Nein." So ging das weiter.

Es stellte sich heraus, daß es ihm alles gänzlich gleichgültig war. Er spielte einfach, was verlangt wurde, und moderne Sachen kannte er nur wenig. Von Beruf war er Klavierspieler in einem Kino. Ein sonderbarer Fall.

Trotz allem vereinbarten wir ein Konzert in Leipzig mit einem Programm, das sensationell sein würde. Er war mit allem einverstanden. Oskar Kaller, das musikalische Lektorenphänomen, sorgte für Vorschläge, in denen neben Debussy besonders die achromatische Sonate „ad diem nativitatis Christi" von F. Busoni den Mittelpunkt bildete, denn ihre große Spielschwierigkeit hatte bisher eine Aufführung verhindert.

Der Tag des Konzertes rückte näher. Drei Tage vorher erhielten wir von der Konzertagentur, die den Pianisten üblicherweise verpflichten mußte, die briefliche Mitteilung, daß er noch auf die Noten zu dem Konzert wartete, um sie vorher zu studieren.

Das war kaltes Wasser. Natürlich hatten wir nicht daran gedacht, daß er sich die Noten bei seiner mangelhaften Finanzkraft schwerlich selbst besorgen würde. Obwohl es drei Tage vor der Aufführung zwecklos war, noch einen Versuch zu machen, schickten wir die Noten sofort los. Gott sei Dank fanden wir die Sonate von Busoni im Besitz meines Bruders, so daß alles glatt ging. Immerhin konnte der Pianist die Sache höchstens erst einen Tag vor seiner Abfahrt erhalten, und daher sah ich trübe.

Der Abend kam und der Pianist auch. Es war der Feuerbachsaal, den wir ausgesucht hatten, und der allen Leipzigern bekannt ist. Im Künstlerzimmer unterhielt ich mich mit dem jungen Musiker über die Frage, ob er wenigstens ein anderes entsprechendes Repertoire hätte, um die Erwartungen des Publikums bezüglich neuer Musik nicht zu enttäuschen. Wir

hätten einige maßgebende Kritiker zusammengetrommelt, und es wäre doch auch für ihn schade, wenn der Abend erfolglos bliebe. Ich wollte eine entsprechende Aufklärung vorausschicken.

Der Pianist verstand mich nicht. Er hatte ja doch die Noten bekommen, und er beharrte auf dem verlangten Programm, so daß ich achselzuckend und voll trüber Ahnungen in den Saal zurückging.

Ich hatte mich gründlich geirrt.

Mit maßlosem Erstaunen sah ich den Künstler ohne Noten herauskommen. Vollkommen unbekümmert setzte er sich an den Flügel und begann sein langes, technisch und musikalisch äußerst schwieriges Programm auswendig zu spielen. Bald hörte und sah ich wieder Debussy selbst am Klavier sitzen, mit seiner höflichen, fast überkultivierten Art des Vortrages. Aufmerksam verfolgte ich den Pianisten, an dessen Gesicht nicht die geringste innere Beteiligung zu sehen war. Die Hände spielten unbegreiflich meisterhaft, aber seine Gedanken waren irgendwo anders.

An den Saal grenzt außen eine Treppe. Ich hatte mich schon früher darüber geärgert, daß man die Schritte von Menschen auf der Treppe allzu deutlich im Saal hörte und sich dadurch gestört fühlte. Auch der Pianist hörte das, und während seine Hände mit unvergleichlichem Ausdruck den schwierigen Busoni meisterten, lauschte er sichtlich interessiert auf das tapp, tapp, tapp eines fremden Mannes auf der ärgerlichen Treppe.

Wie soll man dieses Künstlertum erklären? Kann das Menschliche zur Bedeutung eines reinen Mediums entseelt werden? Niemand weiß, wie Bach, Beethoven oder Mozart gespielt haben, aber ich bin überzeugt, daß man nach den ersten Takten die ungewollte Spielweise dieses Pianisten bei jeder Komposition unmittelbar mit dem Komponisten gleichsetzen kann.

Der Abend war ein voller Erfolg.

Nach dem gemeinsamen Essen im größeren Kreis fragte ich den Künstler nach seinem eigenen Eindruck, aber er verstand mich nicht. Er hatte keine innerlichen Beziehungen zu den Zuhörern, er merkte nie, ob ein Kontakt vorhanden war. Er spielte, und damit war die Sache erledigt. Er bekam sein Programm, und damit war er zufrieden. Er konnte keine Besonderheit des musikalischen Erlebens und keine deutbare Vorliebe für eine Epoche oder Spielart mit Worten verständlich machen. Mit moderner Musik hatte er sich am wenigsten beschäftigt. Unser Programm war ihm neu, und trotzdem konnte er es vierundzwanzig Stunden später auswendig mit allen Ungewöhnlichkeiten der Phrasierung.

An diesem Abend lernte er Frau Justizrat Zehme kennen, die schon viele Musiker auf die Pfade des Ruhmes geleitet hat. So kam er in gute Hände. Dem ersten Konzert folgte bald ein neues, ebenfalls in Leipzig, und von da an wurde sein Name langsam über ganz Europa bekannt. Er heißt Walter Gieseking. –

Ungefähr zehn Jahre später stand ich eines sehr frühen Morgens auf dem Bahnsteig in Frankfurt a. M., um nach Wiesbaden zu fahren. Der Zug war fast leer. Außer mir sah ich vor dem Wagen der zweiten Klasse nur einen einzelnen Herrn stehen, der sich als Walter Gieseking entpuppte. Natürlich hatte ich ihn oft in Konzerten gesehen, aber nie wieder gesprochen.

Zu meiner Freude setzte er sich absichtslos in das gleiche Coupé, in dem ich mich niedergelassen hatte, und so benutzte ich die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er sich noch an sein erstes Konzert in Leipzig erinnere. Er war ziemlich verwandelt. Freundlich und selbstsicher bestätigte er mit verbindlichen Worten meine Schilderung. Natürlich konnte er mich weder nach Gesicht noch nach Namen in Erinnerung behalten haben, denn ein so erfolgreicher Künstler muß zu viele

Bekanntschaften verarbeiten. Ich sagte ihm das und nannte ihm meinen Namen erst auf Verlangen.

Er lächelte etwas versonnen, nahm seine Mappe aus dem Gepäcknetz und holte ein Notenheft heraus, auf dem mein Name in der Handschrift meines Bruders groß und deutlich stand. „Ihren Namen kann ich nicht vergessen, denn seit ich durch das damalige Konzert und später durch die gütige Hilfe von Frau Zehme die ersten Schritte zum Erfolg meines Lebens tat, nehme ich das Notenheft als Talisman auf meinen Konzertreisen mit."

Es war die achromatische Sonate von Busoni.

Kaufleute waren in meiner Familie nicht sonderlich hoch geachtet.

Es muß vor meinem zehnten Lebensjahr gewesen sein (wir lebten damals noch in Erfurt), daß mein Vater beim Mittagessen ankündigte: „Heute abend bringe ich zwei Herren zum Essen mit. Der eine ist ein vortragender Rat vom Reichsschatzamt, und der andere ein Kaufmann, ebenfalls aus Berlin."

Tief betroffen von der Nachricht, wagte ich kaum, von meinem Teller aufzusehen. Meine Mutter sagte gar nichts, sie war nicht ein bißchen aufgeregt, und das konnte ich nicht begreifen.

Die meisten Kinder durchlaufen mit dem langsamen Erwachen ihrer Phantasie mehrere stereotype Vorstellungen. Sobald sie sich ungerecht bestraft fühlen, bilden sie sich während einer bestimmten Entwicklungsperiode ein, Stiefkind oder ein Findelkind zu sein, und wenn irgendeine häusliche Einrichtung ihr Stilgefühl verletzt, so sehen sie das Gespenst einer plötzlichen Verarmung der Eltern vor Augen. Die Stilwidrigkeit, daß ein Kaufmann mit uns am Tisch essen sollte, konnte ich nur mit einer drohenden Gefahr erklären. Wie tief mußten wir schon gesunken sein, daß so etwas möglich war. Meine Eltern schienen sich sehr gut beherrschen zu können, denn sie ließen sich nichts anmerken.

Als dann die Gäste eintrafen, musterte ich den Kaufmann scheu von der Seite. Den Herrn vom Reichsschatzamt sonderte ich sofort ab, dafür haben Beamtenkinder einen sicheren Instinkt. „So also sehen die Menschen aus, die ihre

Waren zu einem höheren Preise verkaufen, als sie selbst dafür bezahlt haben!" Furchtbarer Gedanke.

Heute bin ich selbst ein Spezialist im Organismus der Privatwirtschaft geworden, sehr zum Schmerz meines Vaters, der es immer noch zu erleben hoffte, daß sein ältester Sohn endlich zu einem ehrlichen Beruf zurückfände.

Von Freunden und Bekannten wurde ich oft gefragt, wie es kam, daß ich so vollständig aus der Art schlug. Darauf möchte ich eine Antwort geben.

Nach dem traurigen Ende des Krieges 1918 konnte ich noch eine kurze Zeit recht und schlecht leben, aber dann saß ich mittellos auf der Straße. Meine Eltern wollten mich auch nicht mehr unterstützen, einerseits weil sie ihr Vermögen aus patriotischen Gründen in Kriegsanleihe verwandelt und zur ungünstigsten Zeit zurückverwandelt hatten, und andererseits weil sie es für zweckmäßig hielten, daß ich mit nunmehr 27 Jahren endlich zwangsweise auf eigene Beine gestellt würde. Notgedrungen kehrte ich von Hannover nach Leipzig ins Elternhaus zurück, aber dann kam der Tag, an dem ich nur noch 2 Mark und 50 Pfennige in der Tasche hatte und entschlossen war, irgendetwas zu unternehmen.

Von Beruf war ich Kunstmaler, und zwar von der brotlosen Sorte. Was ich sonst an Kunstgeschichte, Philosophie, Psychologie und ähnlichen unnützen Dingen an Universitäten und aus Büchern gelernt hatte, versprach keine Anwendungsmöglichkeit. Aber ich hatte mehrfach im Theater mitgewirkt und an den städtischen Bühnen als Ausstattungskünstler einigen Erfolg gehabt. Ich setzte mich also an den Telephonapparat und klingelte den Direktor Viehweg vom Leipziger Schauspielhaus an: „Sie brauchen dringend einen tüchtigen Bühnenbildner, und der bin ich!"

Die anfängliche Abwehr des bedrohten Theaterdirektors zerschmolz in der Wärme meiner Überredungskunst, und schon am nächsten Tag unterschrieb ich einen Vertrag als

Mitarbeiter der Theaterwerkstätten. Wenn man sich in einer Zwangslage befindet, dann muß man sich nach der Decke strecken und mit Bedingungen zufrieden sein, die man mit einer gewissen finanziellen Rückendeckung wahrscheinlich nicht angenommen hätte. Ich fühlte mich als selbständiger Künstler, aber ich mußte die Vormundschaft eines sächsisch-kleinbürgerlichen Werkstättenleiters ertragen lernen, der mich – ausgerechnet mich, einen modellgewohnten Maler – bereits bei der ersten Bekanntschaft mit Photographien von nackten Mädchen für seine Wunschwelt zu interessieren suchte.

Langsam setzte ich mich durch, zumal ich mit einiger Handfertigkeit neue Methoden der plastischen Darstellung von Laub für Gebüsch und Bäume aus Packpapier erfunden hatte und mir rasch die wichtigsten Kenntnisse bühnenmäßiger Wirkungen für Atelierarbeiten erwarb. Die Aufgaben waren ungemein reizvoll. Leider ließ der Werkstättenleiter keine Gelegenheit vorübergehen, um durch Arbeitsbehinderungen und ähnliche Scherze die in mir gefürchtete Konkurrenz zu schwächen. Da ich mich nicht auf die gleiche Ebene stellen wollte, fehlte die Möglichkeit von Gegenmaßnahmen, und so dauerte es einige Zeit, bis ich als „prominent" und damit unverwundbar galt.

Das erste Mal, daß mein Name wieder auf einem Programmzettel stand, war die Inszenierung von Leonce und Lena von Georg Büchner, ein Stück, das nach den Tagen der Uraufführung des Woyzeck mir sehr am Herzen lag. Das Ergebnis war subjektiv befriedigend und wurde vom Publikum wohlwollend aufgenommen. Eine stürmische Anerkennung war bei dem literarischen Charakter des Experimentes nicht zu erwarten.

Zur gleichen Zeit – und das war wohl für Viehweg bei dem Vertrag bestimmend gewesen – war ein zweites Theater im Bau, das der Direktor des Schauspielhauses nebenher

übernehmen sollte. Es handelte sich um die Volksbühne. Hierzu mußte ich Architekt werden, denn für den bereits ziemlich weit gebrachten Bau fehlten alle Voraussetzungen für Bühnenideen.

Der beauftragte Baumeister war willig, aber ziemlich ahnungslos gegenüber den technischen Arbeitsbedingungen eines Theaters. Zu meinem Entsetzen war der Zuschauerraum von ihm mit einem Tonnengewölbe überbaut worden, das akustisch katastrophal wirkte und nur mühselig durch das Spannen von Drähten und Fäden erträglich gemacht werden konnte.

Eine besondere Vorliebe hatte ich für Beleuchtungseffekte, wie überhaupt das Problem der seelischen Beeinflussung durch Beleuchtungsmittel bei allen beruflichen Aufgaben mich bis heute immer wieder beschäftigt hat. Den Ingenieuren von Siemens legte ich einen neuen Schaltungsplan vor, der auch ausgeführt wurde und mit verhältnismäßig wenig Kosten eine kleine Lichtorgel ermöglichte. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich mir das große Haus Siemens einmal von innen her ansehen würde; denn sonst hätte ich nicht die Tatsache so geduldig ertragen, daß meine Ideen stillschweigend von den Fachleuten zu eigenem Nutzen beansprucht wurden. Meine Theaterzeit war rasend anstrengend. Der Erfolg bestand vorzugsweise darin, daß ich als Spezialist für Bühnenbeleuchtung bekannt wurde, da merkwürdigerweise die Presse gerade hierin eine Sonderleistung zu sehen glaubte.

Der Bau war noch nicht fertig, als die Eröffnungsvorstellung stattfand, und zwar mit dem traditionellen Sommernachtstraum. Als der Vorhang sich senkte, stand ich die fünfzigste Stunde auf und unter der Bühne. Der Souffleurkasten bestand aus zwei von einander getrennten Abteilungen, und auf diese Weise gewann ich mit meiner Lichtorgel einen besseren Beobachtungsposten, als es sonst üblich

war. Noch während der Aufführung mußten neue Kabel gelegt werden. Die Anschlüsse waren noch nicht fertig, und im Keller herrschte ein wildes Treiben, das sich nur mühselig dämpfen ließ.

In den letzten Stunden unmittelbar vor der Aufführung hatte ich mich gänzlich heiser geschrien. Ab und zu fütterte mich die Leiterin des Balletts mit kleinen Brötchen, Schnaps und Zigaretten. Zwischendurch kamen die Schauspieler und Schauspielerinnen mit ihren vielen Sorgen und der am Theater üblichen – unvermeidlichen – Ungeniertheit bezüglich ihrer Toilettenintimitäten. Alles war durchgedreht.

Viehweg ordnete als echter Jupiter das Durcheinander mit Gelassenheit. Nach jeder sichtbaren Leistung erhöhte er stillschweigend mein Gehalt, so daß ich mit leidenschaftlicher Unbekümmertheit arbeiten konnte. Es bekümmerte mich auch nicht, daß die Inflation beinahe ebenso schnell wie mein beruflich anerkannter Fortschritt dem Nullpunkt zustrebte. Der Regisseur Otto Werther war ausgezeichnet, und das bedeutete für mich damals vor allem die Eigenschaft eines verständnisvollen Eingehens auf meine Ideen. Ich war krasser Egoist, so weit es meine Kunst betraf. Um Geld und Ehrungen habe ich mich nie gesorgt, weil das im Fall des Geldes die anderen für mich taten, und weil ich im Fall äußerer Ehren keinen Triebstachel fühlte.

Die Schilderung dieser Zeit mit allen ihren Einzelheiten kann jedoch höchstens für einen echten Theaterhasen unterhaltsam sein. Ich erzähle nur deshalb und auch nur andeutungsweise davon, weil ich hierbei zum ersten Male mit kritischem Bewußtsein Experimente zum Zweck massenpsychologischer Beeinflussungen machen konnte. Die vielartigen Wirkungen der Raumaufteilung, des Zusammenhanges von Sprache und Bühnenraum, Bühnentiefe, Beleuchtung usw. sind für meinen späteren Beruf als Werbefachmann und Markentechniker ungemein wichtig geworden.

Es gibt Schwingungen eines Gedankenablaufes, die durch Konsonanz mit unmittelbaren und übertragenen Erlebnissen der Körperlichkeit verstärkt oder abgeschwächt werden können. Das ganze graphische Gefühl ist streng korrespondierend mit zumeist unbewußt bleibenden Muskelbewegungen, die wieder auf Stimmhöhe und Rhythmus des daran gebundenen Textes Einfluß haben. Durch Geheimrat Sievers, ord. Professor der Germanistik an der Universität Leipzig, erfuhr ich zuerst von methodischen Versuchsanordnungen, und das habe ich mit meinen wissenschaftlichen Freunden weiter ausgebaut.

Der große Vorteil von Experimenten am Theater lag vor allem darin, daß sich die meisten Beeinflussungsmittel hinsichtlich ihrer Zweckdienlichkeit oder Fehlwirksamkeit bereits im Verlauf einer kurzen Vorführungszeit zu erkennen gaben. Aus den einzeln schwer deutbaren Geräuschen des vollbesetzten Zuschauerraumes kann der erfahrene Theatermann sehr schnell ermitteln, ob die erhoffte Resonanz vorhanden ist, während es sich in anderen Kunstgattungen oft erst nach Jahren herausstellt, wie eine Leistung vom Publikum aufgenommen wird.

Die zweite Inszenierung an dem neuen Theater, bei der ich mich bereits als Nebenregisseur beteiligen durfte, war wiederum ein Stück meines Lieblingsdramatikers: Dantons Tod von Georg Büchner.

Das wurde endlich ein wirklich großer Erfolg.

Die Inflation, die Nervosität der haltlosen Zeiten, die mächtige Überlastung als Mädchen für alles und der Ärger über die kleinen Leute, besonders über den noch immer retardierenden Werkstättenleiter, der mit seiner Arbeit für zwei Theater alle Dringlichkeitsansprüche willkürlich verteilen konnte, machten mich schlapp und quengelig. Ich fühlte das selbst.

Die finanzielle Lage des Theaters gestaltete sich täglich

schwieriger, die Inflation schwemmte alle guten Absichten in den Kehrichthaufen wertlosen Papieres, und trotz des unerwarteten Angebotes, als Theaterdirektor in das Haus einzuziehen, schlich ich mich langsam aus dem Kreis heraus, der durch seine künstlerischen Aufgaben in hohem Maße befriedigend werden konnte, der aber auch bei angestrengtester Arbeit keinerlei Zukunft in Aussicht stellte.

Noch lange waren meine damaligen Freunde der Meinung, daß ich wieder zum Theater zurückkehren sollte, da ich dort meinen richtigen Lebensraum fände. Manchesmal denke ich voll Sehnsucht an die kurze Anlaufzeit der Publikumswirkung, an das unmittelbare Schaffen, an die Gemeinschaftlichkeit der Zielstellung, an den Reiz der Menschenführung und an das Heimatgefühl im Theater. Damals dachte ich mehr an die Flüchtigkeit des Bühnenerfolges und im Gegensatz hierzu an die schöne Unabhängigkeit der Arbeit im stillen Kämmerlein, wo mein Königreich unangetastet bleibt. Être dépendant, c'est bourgeois. Ich wollte ein Einzelgänger bleiben wie meine mütterlichen Vorfahren, die Marschbauern.

Viehweg geriet durch die beiden Theater mit sich selbst in Konflikte. Die von Gläubigern bedrängte geschäftliche Leitung wurde unsicher. Die in solchen Zeiten übliche Demoralisierung nahm zu, und das Raubrittertum triumphierte. Nach Dantons Tod kam Lysistrata an die Reihe. Bei den Vorarbeiten hierzu ging ich mehr und mehr in meinen Schmollwinkel und benutzte die freie Zeit, um wieder etwas mehr zu malen.

Mit dem Gang zum Theater hatte ich schon den entscheidenden Schritt getan, um mich finanziell zu sanieren. Ich zwang mich, auch weiterhin folgerichtig das Ziel zu verfolgen, und deshalb nahm ich neben einigen Porträtaufträgen die Aufgaben zur Schaffung von Plakaten an. Viel Erfolg hatte ich nicht damit, denn wenn man versucht,

freigraphischen Ansprüchen zu genügen, dann läßt man die handwerklichen Details wie Schrift und Werkzeichnungen lieber andere machen.

Damit setzte eine böse Hungerzeit ein.

Kurz nach dem Sommernachtstraum hatte ich im Vertrauen auf mein kleines Gehalt geheiratet, und das war wohl auch der Grund, weshalb man mir meine Abhängigkeit fühlbar machen zu können glaubte. Trotzig hungerte ich den größeren Teil des schlimmen Jahres 1920 hindurch. Wie oft habe ich in den Nächten wach gelegen, weil ich nur noch wenige Pfennige für den kommenden Tag zur Verfügung hatte und mit dem besten Willen keine Möglichkeit sah, unseren kleinen Haushalt durchzubringen. Aber dann verkaufte ich wieder ein Bild, und die nächsten Wochen waren gesichert. Irgendein guter Engel hat mir immer noch im letzten Augenblick geholfen, und wenn auch die Entbehrungen oft schwer erträglich waren, so bewahrte mich doch der gute Geist vor einer Kapitulation.

Zu jener Zeit blühten die Devisengeschäfte und Spekulationen auf die Markentwertung. Ich habe sie niemals mitgemacht, obwohl hierzu vielfach Gelegenheit bestand, und obwohl mich gute Freunde mit praktischen Anweisungen ermunterten. Es war kein moralisches Prinzip, sondern eine instinktive Auflehnung gegen die Erniedrigung des Geldbegriffes und seine Loslösung von Leistungsmaßstäben. Es ging auch so, und die Deflation hat mir dann recht gegeben.

Anfang 1920 bekam ich mehrfach Briefe eines Herrn Krotoschin, Generaldirektors der Wezel & Naumann A. G., einer bedeutenden Druckerei in Leipzig. Er lud mich zu einer Besprechung ein, da er sein Künstleratelier modernisieren wollte und in mir den geeigneten Mann für diese Aufgabe erhoffte. Diese Briefe hatte ich mit Ausflüchten beantwortet, denn die Geschmacksbegriffe der Industriekunden von

Druckereien waren im allgemeinen schrecklich. Bedeutende Kunden pflegten sich selbst um ihre Entwürfe zu bemühen.

Eines Tages traf ich Hilde Goldschmidt, ein sehr hübsches, sehr junges, sehr vermögendes und sehr selbstbewußtes Mädchen. Ihr Vater war ein ungemein interessanter Mann, der mir einmal die Geschichte seiner kaufmännischen Anfänge erzählte. Sie beruhten im wesentlichen auf der Entdeckung von Kleie als Handelsartikel. Während er dem Vertreterstab einer Sackfabrik angehörte, hatte er die Beobachtung gemacht, daß der Anfall von Kleie trotz der geringen Bewertung in seinen Verkaufsbezirken die typischen Erscheinungen von Mangel und Überfluß aufwies. Er begann damit, die Unterschiede nebenberuflich auszugleichen, und mit der zunehmenden Wichtigkeit des Rohstoffes entwickelte sich ein Geschäft, das den Erfinder zum reichsten Mann Leipzigs gemacht haben soll. Zu meiner Überraschung fragte mich Hilde Goldschmidt, warum ich nicht auf die Briefe des Herrn Generaldirektors Krotoschin eingegangen sei. Die Anregung sei von ihr ausgegangen, denn ihr Vater war stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Wezel & Naumann A.G.

Ihren wohlmeinenden Rat habe ich befolgt, und mit dem Besuch der Großdruckerei begann der endgültige Eintritt in das Wirtschaftsleben.

Meinem Unabhängigkeitsbedürfnis entsprechend lehnte ich zuerst jeden Vertrag und jede Schablonenbezahlung ab. Ich verpflichtete mich, eine Zeitlang nach eigenem Gutdünken mitzuarbeiten, und eine Entschädigung sollte späteren Vereinbarungen vorbehalten bleiben.

Mein technischer Lehrmeister und Vorgesetzter war ein Schlesier, der sich den merkwürdigen Titel eines Oberdirektors zu verschaffen wußte. Jedenfalls war er ein ausgezeichneter Drucksachverständiger, vielleicht der beste Spezialtechniker, den es auf dem Gebiet des Stein- und Offset-

druckes gab, und das Urteil will bei der großen Zahl der von mir später beruflich kritisierten Fachleute viel besagen.

Während ich mich etwa sechs Wochen lang täglich ein paar Stunden in die Geheimnisse des Steindrucks einweihen ließ und gleichzeitig Versuche unternahm, um zu einem druckerischen oder lithographischen Stil von allgemeinerer Verwendbarkeit zu kommen, festigte sich in mir die voreilig gewonnene Überzeugung, daß mein Unterfangen Quatsch sei. Ich hatte sehr wohl gelernt, die Wirkungen von Strich und Farbe auf die menschliche Psyche abzuschätzen und zweckgeeignete Eindrücke zu erzeugen, aber ich hatte als freier Künstler nicht gelernt, die als richtig erkannte Schablone oder Methode mit eigenen Händen graphisch auszuführen. Der vorhandene Atelierleiter konnte dies mit seiner geradezu universellen Verwendbarkeit weit zuverlässiger.

Ich ging einen Schritt weiter und ließ mich bei dem Generaldirektor melden: „Es handelt sich in Ihrer Druckerei nicht um einen Wettbewerb in moderner Kunst, sondern um die Gewinnung von Umsätzen. Es handelt sich nicht um absolute Werte, sondern um die Zufriedenheit und das Vertrauen Ihrer Kunden. Dafür gibt es meines Erachtens einen besseren Weg als Experimente mit der Modernisierung des Ateliers."

Herr Krotoschin hörte sich das ruhig an, und nunmehr entwickelte ich ihm einen Plan, mit dem es gelingen sollte, die Wünsche der Auftraggeber genauestens zu erfassen. Durch einen sorgfältig ausgetüftelten Fragebogen wollte ich die Kunden nicht nur zur Präzisierung ihrer Wünsche zwingen, ich wollte auch damit die Ernsthaftigkeit bekunden, mit der sich die Druckerei der Interessen ihrer Kunden annimmt. Außerdem lag mir daran, die Herren Vertreter zu einem nützlichen Frage- und Antwortspiel zu veranlassen und den Einfluß ihres Privatgeschmackes mit allen Verfälschungen zu beseitigen. „Wenn ich aus einem wohlaus-

gefüllten Fragebogen", sagte ich abschließend, „entnehmen kann, was der Kunde wirklich will, welche Reklameziele er hat und für welches Publikum er arbeitet, dann kann ich auch dem Atelier die richtigen Anweisungen geben."

Der Versuch wurde gemacht. Anfangs kannte ich die Vertreter nur ungenügend, und ich lernte erst allmählich die Schwierigkeiten ihres Berufes kennen. Die Sache war nicht so einfach, wie ich sie mir gedacht hatte. Aber ich kam jetzt häufig mit dem Generaldirektor zusammen, und zu meiner größten Überraschung wies er mir sehr bald ein Zimmer unmittelbar neben sich an.

Das ging bis zum Spätsommer. Nebenbei mußte ich noch für meinen Unterhalt arbeiten, denn ich war zu stolz, um meine mißliche Lage zuzugeben. Man hielt mich notgedrungen für finanziell gesichert, und diesen Eindruck wollte ich nicht verwischen. Allmählich stellten sich auch kleinere Erfolge ein, die unmittelbar auf meine Anregungen zurückzuführen waren, und so hielt ich durch.

Die Auseinandersetzungen mit den Vertretern, die mich nicht so verstanden, wie ich erhoffte, und die ich nicht so verstand, wie es wünschenswert war, brachten mich auf den Gedanken, einmal selbst die Kunden zu besuchen. Der Generaldirektor war einverstanden.

Der Anfang sollte mit der Firma Dr. Oetker, Bielefeld, gemacht werden.

Ich war entsetzt und aller Hoffnungen beraubt, als ich aus der Fabrik wieder herauskam. Die Methodik meiner Fragen wurde hohnlächelnd abgelehnt. Der Einkäufer oder Werbefachmann saß auf seinem Kontorstuhl wie ein König und „stellte anheim". Man konnte ihm vorschlagen, was man wollte, er sagte nicht ja, nicht nein, er wußte selbst nicht, was er wollte, und er schien überhaupt nur ein kleines Rädchen in dem großen Apparat zu sein.

Der mich begleitende Vertreter machte seine Witzchen,

beide lachten, und ich saß mit meinem heißen Bemühen um den graphischen Werbestil des Hauses Dr. Oetker wie ein unfreiwilliger Narr auf der Bühne. Ich hatte mir alles viel ernsthafter und verantwortungsbewußter vorgestellt, und ich sah jetzt mit Schrecken, daß der Beruf des Vertreters eine ungeheure Dickfelligkeit zum Ertragen vieler Unsachlichkeiten und vor allem des häufig subaltern spießbürgerlichen Benehmens mittlerer Angestellter verlangt. Dafür fehlten mir alle Voraussetzungen. Reklame war eben peinlich.

An die großen Herren, die letzten Endes den Ton angaben, konnte man nicht herankommen, und die kleinen Herren vermieden ängstlich jede eigene Stellungnahme. Ich stellte wieder einmal fest, daß mein Beginnen Quatsch war.

Der Generaldirektor suchte mich zu trösten, wie es schon der Vertreter getan hatte. Es kam doch noch ein Auftrag herein, bei dem ich durch einen guten persönlichen Eindruck mitgewirkt haben sollte. Diese Formulierung war jedoch sicherlich eitel Liebenswürdigkeit. Nachdem ich mich von dem Schreck erholt hatte, kam eine neue Aufgabe.

Die Schuhfabrik Lingel in Erfurt war seit einem Jahrzehnt vergeblich belagert worden, ohne daß jemals ein Auftrag herausgeholt werden konnte. Inzwischen war unser Generalvertreter für Groß-Thüringen verstorben, und in dem Interregnum sollte ich einen Angriff auf die Festung wagen. Diesmal stellte ich die Sache richtiger an.

Den äußeren Anlaß ergab eine Anfrage wegen Briefbogen, wie sie üblicherweise von Einkäufern zum Zweck der Preisvergleiche ohne richtige Auftragsabsicht verschickt wurden. Unsere Geschäftsleitung schrieb auf meinen Vorschlag, daß die Angelegenheit sehr ernst sei, da es sich um das Problem der Repräsentation handelte. Aus dieser Erkenntnis heraus hätte sie einen anerkannten Fachmann gebeten, die Lingel-Werke in ihrem Auftrag zu besuchen, um in einer grundlegenden Form den Interessen der Firma dienen zu können.

Für 11 Uhr morgens hatte ich mich melden lassen. Seit 10 Uhr ging ich erwartungsvoll in dem nahe gelegenen Steigerwald spazieren, um die Zeit genau einzuhalten. Punkt 11 Uhr stand ich vor dem Pförtnerhaus, wo ich sehr ungnädig an eine Lieferantentreppe verwiesen wurde. In der ersten Etage steckte man mich in ein Besuchszimmer, das etwa 2×2 Meter groß war, den kleinsten Raum, den ich je gesehen habe.

Ein junger Mann erschien, und nachdem ich ihm den Namen der Druckerei und den Zweck meines Besuches gesagt hatte, wurde ich sehr hochfahrend abgewiesen. Lieferanten galten als lästige Bittsteller, die man durch einen jungen Mann abfertigen ließ. Ich kochte vor Wut, und nach einer sehr überflüssigen Bemerkung des Jünglings über meinen Daseinszweck brüllte ich ihn an, daß die Wände wackelten. Ich wollte endlich nicht mehr mit den kleinen Leuten zu tun haben, stieß die Tür des winzigen Lochs auf und begann mit überlauter Stimme nach dem Generaldirektor zu fragen. „So eine Schweinerei, mich erst aus meiner Arbeit herauszureißen und dann wie einen Schuhputzer zu behandeln! Wer ist hier verantwortlich?“

Ich öffnete einfach jede Tür des Korridors nacheinander und sah in die Büros, wo die Beamten mit verdutzten Mienen saßen. Der junge Mann lief fassungslos auf eine Tür zu, die mir deshalb wichtig zu sein schien. Ich stürmte hinterher und kam in einen Raum, wo zwei würdige Herren, anscheinend Direktoren, sich die Sachlage von mir erklären ließen.

Der eine wollte dann mit mir in das Loch zurückgehen, um mich dort abzufertigen, aber ich war nun einmal in Fahrt und lehnte jede Unterhaltung in der räumlichen Enge ab. Wieder ging ich hinaus und suchte selbst einen geeigneten Raum. Dabei geriet ich in ein luxuriöses Zimmer, das mutmaßlich dem Generaldirektor gehörte. Er war verreist, und so setzten wir uns endlich an einen anständigen Tisch in

lederne Klubsessel, und ich begann, den Direktor methodisch auszufragen.

Jetzt hatte ich nicht mehr so schweres Spiel. Aus dem Vertreter der Druckerei war endlich der Fachmann geworden, den man um Rat anging, und guter Rat ist immer willkommen. Auf Grund meines Auftretens wirkte auch mein Einführungsschreiben, und man begann, mich für einen bedeutenden Werbefachmann zu halten, der – noch dazu in einer Gratiskonsultation – ausgenutzt werden mußte.

Der Direktor war sehr freundlich, wenn er sich auch in dem ihm ungewohnten Raum bedrückt fühlte. Nach Ablauf einer Stunde erschien überraschenderweise der Generaldirektor. Er mag wohl sehr erstaunt gewesen sein, an seinem Garderobenhaken meinen Hut und Mantel vorzufinden, doch fand er sich sehr schnell in die Situation, und aus der Besprechung über Briefbogen wurde eine lange Unterhaltung über Grundsätze der Werbung. Zuerst kamen einige alltägliche Probleme an die Reihe, aber dann wurden neue Pläne gemacht. Es war gerade ein neuer Gesundheitsstiefel erfunden worden, für den der Weiße Hirsch von Dr. Lahmann markenrechtlich zur Verfügung stand. Damit konstruierte ich als erstes Werbemittel einen breiten Streifen quer über die großen Schaufenster der Schuhwarengeschäfte, und mit diesem Druckauftrag zusammen mit den Briefbogen kam ich wieder in Leipzig an.

Herr Krotoschin, der selbst einmal eine sehr gefürchtete Verkaufskanone gewesen war, hielt sich seinen kleinen runden Bauch vor Lachen, als ich ihm den Besuch ausführlich beschrieb, und zwar mit weiteren Einzelheiten, die hier unerwähnt blieben. Das Eis war gebrochen. Nach einigen ähnlichen Erfolgen machte mir die Druckerei ein Vertragsangebot, das alle Erwartungen übertraf; vor allem wurde ich rückwirkend für die langen Monate entschädigt, in denen

ich mich mit Müh' und Not und Angst und Bangen über Wasser gehalten hatte.

In der eigenartigen Vertrauensstellung als Berater des Generaldirektors und gleichzeitig seiner Kunden gewann ich den Ruf unbedingtester Objektivität und eines Werbefachmannes, dessen Vorschläge nützlich waren und Erfolg brachten.

Als gute Nebeneinnahme kam die Aufgabe hinzu, für die Kunden der Druckerei und auch für andere Firmen Verkaufskojen und Messestände einzurichten. Das Dekorieren und mehr noch die architektonischen Aufgaben waren sehr reizvoll. Zum Malen kam ich weniger, aber ich atmete trotz der Inflation endlich einmal auf. Von der Sorge um das tägliche Brot fühlte ich mich befreit, und allmählich konnte ich mir sogar einigen Luxus leisten. Die Einnahmen stiegen verhältnismäßig schnell, und da ich meine Lebensgewohnheiten wenig änderte, verdiente ich bald mehr, als ich unmittelbar verbrauchte.

Viele Pläne entstanden damals in meinem Gehirn. Ich wollte die ganze Werbemittelindustrie durch gemeinsame Planungen der würdigsten Firmen gewaltig ankurbeln, denn ich sah am Horizont die Morgendämmerung einer großen Propaganda hochkommen. Auf meinen diesbezüglichen Reisen kreuz und quer durch Deutschland lernte ich nicht nur die damalige Fachwelt gründlich kennen, sondern ich wurde auch von vielen Illusionen geheilt. Der privatwirtschaftliche Egoismus setzt jeder Gemeinschaftsidee eine vorzeitige Grenze, auch wenn die Rechnungen sichere Vorteile versprechen.

Es ist ein Irrtum, daß der echte Unternehmer ausschließlich oder auch nur vorzugsweise auf materielle Gewinne bedacht ist. Viel wichtiger ist sein Machtbedürfnis und sein Trieb zum reinen Wettbewerb. Für einen Berater ist es viel leichter möglich, eine Methode an den Mann zu bringen,

mit der man den Umsatz auf Kosten eines Konkurrenten um 10 % erhöhen kann, als eine Vereinbarung zu erreichen, mit der beide Konkurrenten ihren Gewinn verdoppeln würden. Der Unternehmer wird zumeist weniger durch absolute Zahlen als vielmehr durch Vergleichswerte befriedigt.

Ungefähr ein Jahr war vergangen, als mich Krotoschin ohne Grundangabe zu einem Termin im Gebäude der Deutschen Bank rufen ließ. Ich mußte einige Zeit in einem Vorzimmer warten, und dann wurde ich dem Aufsichtsrat der Wezel & Naumann A.G. vorgestellt. Krotoschin, der alt und müde geworden war, hatte mich als seinen Nachfolger vorgeschlagen, und der Aufsichtsrat bestätigte sein Einverständnis. Ich selbst fiel aus allen Wolken, denn ich beschäftigte mich ja erst sehr kurze Zeit mit wirtschaftlichen Dingen, ohne bisher in mir eine kaufmännische Ader entdeckt zu haben. Außerdem war ich erst achtundzwanzig Jahre alt, wovon auch noch die Kriegsjahre abgerechnet werden müssen.

Kurz vorher hatte ich ein Angebot von Mosse abgelehnt, ihre Leipziger Filiale selbstverantwortlich zu betreuen, aber das konnte ich überhaupt nicht mit der Lebensstufe eines Generaldirektors der damals größten deutschen Steindruck- und Faltschachtelwerke mit den drei Fabriken in Leipzig, Zeitz und Reith vergleichen. Ich fühlte mich wie ein Glückskind. Trotzdem lehnte ich das Angebot vorerst ab und bat um Bedenkzeit.

Einerseits fürchtete ich, niemals in der Tretmühle einer so verantwortlichen Stellung dauernde Befriedigung finden zu können. Andererseits glaubte ich, einen Beruf entdeckt zu haben, der noch ganz andere Möglichkeiten bot, ohne daß ich um meine persönliche Freiheit besorgt zu sein brauchte.

Mir ist später oft gesagt worden, daß meine schnelle Beförderung – es war ja innerhalb eines Jahres das zweite

Mal, daß ich in zwei ganz verschiedenen Interessengebieten (Theater und Werbemittel) zur Leitung berufen werden sollte – wahrscheinlich auf die guten Beziehungen zurückzuführen sei, die mir der Name meines Vaters verschafft hat. Tatsächlich war dies keineswegs der Fall. Das wurde mir nach der Unterredung in der Deutschen Bank besonders deutlich, als Krotoschin ganz nebenher die Frage stellte, ob ich mit dem ehemaligen Chef des deutschen Feldpostwesens verwandt wäre. Die Erklärung, daß es mein Vater sei, erregte Erstaunen. Man war es in der guten alten Zeit nicht gewohnt, daß jemand ohne väterliche Hilfe sich durchzusetzen versuchte.

Bei den Beratungen der Kunden der Druckerei war mir meine Zukunft klar geworden: Du hast dich lange genug mit Physik und Mathematik beschäftigt, um mit Maß und Zahl umgehen und dir technische Dinge verständlich machen zu können. Du kennst Form und Farbe, du kannst also in vielen angewandten Aufgaben der bildenden Kunst stilbestimmend wirken und damit mehr erreichen und auch mehr Nutzen für die Allgemeinheit stiften, als wenn du im Atelier sitzt und dich mit eigenen Kompositionen abquälst.

Du hast Kunstgeschichte studiert und wenigstens eine leise Ahnung davon mitbekommen. Du bist schriftstellerisch tätig gewesen und besitzt eine gute Allgemeinbildung. Du hast aber auch ein wenig kaufmännisches Denken und den kaufmännischen Rechenstift üben müssen sowie die Sorgen und Leiden des Vertreter-Berufes erlebt. Du kennst deine große Empfindlichkeit und deine Registrierfähigkeit gegenüber allen psychischen Wirkungsmitteln der Sprache und der Graphik. Du bist praktisch Massenpsychologe gewesen und verfügst hierin von Jugend auf über einen beträchtlichen Erfahrungsschatz. Du kennst die deutschen Landschaften und einen ausreichenden Teil des europäischen Auslandes mit den Besonderheiten ihrer Bevölkerung. Du

kannst abstrahieren und einigermaßen vorurteilslos denken. Alle diese anfänglich zusammenhanglos erscheinenden Spielereien, von denen keine einzige bisher ausgereicht hat, um einen wirklichen Lebensberuf daraus zu machen, haben einen gemeinsamen Nenner: das Werbefach.

Meine Ratschläge bauten sich auf einer von mir vorher niemals als nützlich gedachten Mannigfaltigkeit der Interessen auf, und ich konnte neuschöpferisch über viele Mittel zur Beeinflussung des Publikums verfügen, die nur noch sehr wenig mit dem traditionellen Begriff der Reklame zu tun hatten. Dafür brachte ich die Bezeichnung: Markentechnik in Umlauf.

Das war am Ende des Jahres 1921. Krotoschin gab die Hoffnung nicht so schnell auf, mich als seinen Nachfolger zu erleben. Obwohl ich bald danach mehrere Kunden fand, deren markentechnische Beratung den größten Teil meiner Zeit in Anspruch nahm, blieb unsere Zusammenarbeit unverändert. Er gab mir vorbehaltlos viele gute Lehren und erwies sich nach wie vor als guter väterlicher Freund.

Aber auf die Dauer war es unmöglich, die Interessen der Kunden mit einer Vollständigkeit zu vertreten, die mit den Interessen der Druckerei auch nicht in Denksünden kollidierte. Meine Arbeit hat zur Voraussetzung, daß sie nicht durch die geringsten Nebenziele abgelenkt wird. Sobald ich z. B. allzu unmittelbare persönliche Vorteile in Erwägung ziehen würde, gingen sofort die unersetzliche Hellhörigkeit und die Instinktsicherheit verloren.

Das wußte der alte Krotoschin. Als ich ihm eines Tages schweren Herzens eröffnete, daß ich aus seinem Unternehmen ausscheiden müsse, gestand er bekümmert ein, allmählich doch die Entwicklung vorausgesehen zu haben. Dann erkundigte er sich nach meinem verfügbaren Anfangskapital zur Ausnützung einer von einem Kunden angebotenen Beteiligung. Als ich ihm lachend erwiderte, daß nichts vorhanden

sei, da auch meine kurzen Sparversuche in der Inflationszeit sinnlos geworden wären, kam er mit einer neuen Überraschung heraus: „Sie haben nie eine Forderung an uns gestellt, aber ich habe stillschweigend von allen Aufträgen, die Sie hereinholten, und auch für Ihre Sonderleistungen einen angemessenen Anteil auf ein Sparkonto schreiben lassen, das in Devisen gerechnet wird. Dieses kleine Kapital (es war für mich ganz ansehnlich) soll Ihren Anfang erleichtern."

Guter, alter Krotoschin. Es wurde ein Anfang, ohne daß ich wußte, wohin mich die Sonnenpferde tragen wollten, und eigentlich weiß ich es auch heute noch nicht, welches Ziel mir bestimmt ist.

DOMIZLAFF
NACHDENKLICHE
WANDERSCHAFT